

SÜDANDEN PER CAMPER



2016/2017

EIN JAHR ZU FRÜH UND DOCH KEINE ZEIT

Es war zwar Markus' Idee, aber mir oblag wie immer die Umsetzung.

„Du kannst das besser“, schmeichelte er mir, als ob Internetsurfen ein Talent erfordere. Dabei hasste ich es, denn die Flut von Informationen erzeugte bei mir ein Ohnmachtgefühl. Wo beginnen?

Ich gab die Stichworte „Camper“ und „Patagonien“ ein, erzielte 765.000 Treffer und landete nach etlichen Sackgassen [Error, URL not found] und für mich spanische Websites bei Tourismus Schiegg, einem Reiseveranstalter aus Deutschland. Kurzerhand rief ich an. Eine Namenskollegin meldete sich. Von dieser Martina erfuhr ich in einer Viertelstunde alles, was ich dem Internet in tagelangen Recherchen nur mühsam hätte entlocken können. Per Email traf unmittelbar darauf ein umfassendes Angebot ein und uns blieb nur noch die Wahl zwischen Zu- oder Absage. Innerhalb einer Woche!

Dabei hatte ich mich bloß erkundigen wollen, wie es allgemein so wäre, nächstes Jahr im Dezember mit einem Camper durch Südamerika zu reisen. Ich fühlte mich bedrängt und unter Druck gesetzt. Wie bei der Hotelsuche im Internet, wo es ausgerechnet beim hübschesten Zimmer heißt: Sofort buchen! 25 weitere Personen sehen sich in diesem Moment dieselbe Unterkunft an und überhaupt ist nur mehr 1 Zimmer verfügbar!

Ich rief nochmals an und verlangte mehr Bedenkzeit. Martina wies mich daraufhin, dass die Fahrt mit dem Camper von der Hauptstadt Santiago de Chile in den Süden nach Punta Arenas eine teure Einwegmiete zur Folge hätte und sie daher in unserem Interesse versuchen würde, eine Koppelung mit anderen Touristen, die in die Gegenrichtung fahren wollten zu arrangieren. Da aber viele Reisende ihre Buchungen schon über ein Jahr im Voraus fixiert hätten, bliebe wenig Spielraum. Diesen gelte es jetzt zu sichern.

Die Zeiten von Spontanentscheidungen kurz vor Urlaubsantritt waren vorbei. Vor ein paar Tagen wussten wir nicht einmal wohin die Reise im nächsten Winter gehen könnte und nun sollten wir bereits die Route festlegen? Mit Abfahrts- und Ankunftsdatum?

Wie lange braucht man für die Strecke von Santiago nach Punta Arenas, eine Luftliniendistanz von 2200 Kilometern? Google Maps gab die Antwort: 33 Stunden für die kürzeste Straßenverbindung, die über 3000 km lang ist.

Welche Route wollten wir nehmen? Was für Sehenswürdigkeiten gab es? Wie waren die Straßenverhältnisse? Wo die erlaubten Grenzübergänge

zwischen Chile und Argentinien? Und würde uns ein Camperurlaub überhaupt gefallen? Ich fahre nämlich ungern Auto und mag im Urlaub nicht kochen.

All diese Fragen innerhalb einer Woche zu beantworten schien unmöglich. Dennoch rangen wir uns zu einer Reservierung durch. Prompt kam eine Absage. Ausgebucht.

Es gab nur mehr die Option die Fahrt in umgekehrter Richtung also von Süden nach Norden zu machen. Was blieb uns anderes übrig? Wir buchten: Einen *Patagonia Camper 4x4 single cabin* für 45 Tage, vom 10.12.2016 bis zum 23.1.2017 für 158 € pro Tag.

Als wir auch die passenden Flüge dazu kaufen wollten, lachte Martina. Das sei doch viel zu früh und der Flugplan für 2017 noch gar nicht im Computer abrufbar. Da kenn' sich einer aus.

PLANUNG

Wir hatten nun ein ganzes Jahr lang Zeit, uns Karten zu besorgen, Reisepläne zu schmieden, Spanisch zu lernen. Vor uns lagen ein ausklingender Winter mit letzten Firnschitouren, ein Frühling mit einer Wanderwoche in Domodossola, ein regnerischer Sommer mit Unmengen von Pilzen und der Herbst.

Es war Ende Oktober, als ich zu Markus sagte, wir sollten uns endlich um die Reiseroute kümmern. Wir hatten diesbezüglich nämlich gar nichts getan. Auf meiner „Einpackliste“ standen lediglich drei Wörter: Duschhaube, Thermoskanne, Wärmeflasche. Diese Einträge stammten noch vom Februar, als ich mir nach einer strengen Schitour vorstellte, wie es sein würde, bei ähnlichem Klima nach einer Wanderung verschwitzt in ein kaltes Auto zurückzukehren. Ohne Badewanne und ohne Kachelofen.

Im November klickte ich mich im Internet durch Reiseforen und suchte nach Infos über Straßenverhältnisse, empfehlenswerte Routen und Verpflegung. Danach legte ich einen Vorrat an Fertigsuppen an.

Es war Dezember, als Markus seinen Beitrag zu den Reisevorbereitungen präsentierte: er hatte die Karten von Chile und Argentinien auf unser nagelneues Samsung-Tablet geladen. Über das Programm OSMAND (steht für **O**pen **S**treet **M**ap **A**ndroid) können die Karten offline verwendet werden. Google Maps bräuchte einen Internetzugang und kommt deshalb als Navigationswerkzeug nicht in Frage.

„Mit OSMAND können wir vor Ort entscheiden, wohin wir fahren wollen“, sagte Markus und wies darauf hin, dass auch Sehenswürdigkeiten als *points*

of interest abrufbar sind. Ebenso Tankstellen und Restaurants. Und meine Vorbereitungen zuhause schlichtweg für die Katz' seien. Das sagte er zwar nicht wortwörtlich, aber ich verstand es so und schloss meine Exceltabelle ab, obwohl sie kaum Einträge enthielt. Ich hatte eine Tagesliste erstellt, beginnend mit der Übernahme des Campers in Punta Arenas, gefolgt von 44 Leerzeilen und der Rückgabe des Campers in Santiago. Mithilfe des Routenplaners von Google Maps hatte ich „Fahrblöcke“ generiert, mit 6-7 Stunden Fahrzeit zwischen zwei Orten. Je nach Straßenzustand variierten die Distanzen. Man konnte in dieser Zeit 400 Kilometer weit kommen, oder auch nur 160. Nach dreizehn Fahrtagen könnten wir am Ziel sein, was bedeutete, dass uns 31 Tage frei zur Verfügung standen.

Wir träumten davon, in El Chaltén eine mehrtägige Trekkingtour aufs Inlandeis zu machen, oder im Nationalpark Torres del Paine die Wanderungen nachzuholen, die uns 2011 wegen meiner Erkrankung verwehrt geblieben waren.

AUSRÜSTUNG

Zwei Tage vor Abreise kämpfte ich im Wohnzimmer mit den Zeltstangen und der vergilbten Gebrauchsanweisung. Die Generalprobe zwischen Kachelofen und Couchtisch schien mir angenehmer, als im patagonischen Sturm zu scheitern.

Schließlich lagen unsere Gepäckhaufen bereit. Die Campingausrüstung nahm den größten Teil ein. Isomatten, Schlafsäcke, Zelt, Kocher, Wassertopf und extra große Rucksäcke, um das Zeug samt Proviant für mehrere Tage durch die Gegend schleppen zu können.

Daneben die üblichen Wandersachen: Bergschuhe, Daunenjacken, Wander-, Über- und Unterhosen, Anoraks, Handschuhe, Mützen, Regenschutz, Stöcke, Tagesrucksäcke und je ein Sitzgurt mit Karabinern für etwaige Seilbrücken.

Aber da wir auch in Wüstengegenden unterwegs sein würden, durften Badesachen, luftige Kleidung, Sandalen und Sonnenhüte nicht fehlen.

Und was ziehen wir zum „Wohnen“ im Camper an? Hausschuhe, Jogginghose, Seidenpyjamas und was man sonst noch zum Wohlfühlen braucht.

Auch der „Elektronikhaufen“ zeigte beachtliche Ausmaße. Markus hatte wenige Tage vor der Abreise eine digitale Spiegelreflexkamera mit verschiedenen Objektiven ausborgen können. Dazu benötigte er eine Fototasche, ein robustes Stativ und natürlich ein anderes Ladegerät als meine Kamera. Die Norm ist offenbar, dass alle Geräte verschiedene Anschlüsse und Adapter besitzen. Ein entsprechender Kabelsalat ringelte sich

zwischen den Fotoapparaten und dem Tablet und Markus' Smartphone, das er unbedingt mitnehmen wollte. Auf das Solarpaneel hingegen verzichteten wir zugunsten eines USB-Steckers, der in den Zigarettenanzünder des Autos passen und unsere elektronischen Helfer mit Strom versorgen sollte.

Auf dem Platz für „Sonstiges“ stapelten sich die üblichen Reiseutensilien: Fernglas, Leathermen, Leinen, Wäscheklappen, eine Notfallapotheke bestehend aus Desinfektionsmittel, Verbandszeug, Schmerzmittel und Reiseführer mit Karten. Neu im Sortiment waren nur die Wärmeflasche, eine Thermoskanne und 2 Wettex-Putztücher.

Damit wir bis zum ersten Einkauf im Camper nicht hungern müssten, packte ich Haferflocken, Milchpulver, Zucker und Teebeutel ein. Müsliriegel, Fertigsuppen und Tomatenmark rundeten das Proviantdepot ab.

Fehlten bloß mehr die Kosmetikartikel, vom Rasierschaum über Zahnpaste und Shampoo bis hin zur Sonnencreme. Ein weiterer Haufen wuchs am Wohnzimmerteppich in die Höhe.

Ich stellte mich auf die Ofenbank für einen besseren Überblick.

„Oje“, sagte ich zu Markus, wie sollen wir das nur alles verstauen?“

„Keine Sorge“, meinte er, „wir müssen das Gepäck ja nicht tragen. Am besten nehmen wir große Koffer mit Rollen.“

Abgesehen davon, dass wir keine Koffer besaßen, weder große noch welche mit Rollen, gab es ein ganz anderes Problem. Airfrance erlaubte pro Passagier nur ein einziges Gepäckstück mit maximal 23 kg. Darüberhinaus durfte nur ein Handgepäck mit den üblichen Maßen mitgenommen werden.

Zum Glück hatten wir zwei Rucksäcke, die für den Transport von Tandemgleitschirmen taugen und daher ein enormes Fassungsvermögen besitzen. Wir stopften das gesamte Gepäck in diese Säcke und hängten sie an die Federwaage. 26 kg wog der eine, der andere gar 29 kg. Tja. Nun mussten wir sortieren. Alles Schwere und Kompakte in die Tagesrucksäcke, die wir als Handgepäck verwenden wollten, alles Voluminöse inklusive der Trekkingrucksäcke in die beiden Tandemrucksäcke.

„Glaubst du“, fragte ich Markus, „verreisen andere auch mit sechs Rucksäcken gleichzeitig?“

Schlussendlich hatten wir das Gepäck auf die richtige Schwere getrimmt. Zwei Ungetüme zu je 23,5 Kilogramm und je ein bleischwerer Tagesrucksack als Handgepäck.

Wie wir alles zum Flughafen transportieren und später im beengten Camperinneren verstauen würden, blieb uns ein Rätsel.

ABFLUG!

8. DEZEMBER 2016 – FLUGHAFEN MÜNCHEN

Wir passten mit unseren überladenen Gepäcktrolleys kaum in das mit Bändern abgesteckte Labyrinth der Warteschleifen vor den Airfrance Schaltern. Auf halbem Weg kontrollierte eine Uniformierte unsere Pässe und fragte, ob wir bereits eingecheckt hätten.

„Nein, natürlich nicht“, sagte ich und wies auf die Warteschlange vor uns, die sich an den Schaltern staute. Die Uniformierte zeigte jedoch in die andere Richtung. Dort standen vier Computerterminals mit Menschentrauben davor. „Online-check-in“, sagte sie und ließ ein Bandsegment zurückschnellen, um uns aus dem Labyrinth zu lotsen. Dann war sie verschwunden und wir standen ratlos vor dem Bildschirm. Wir sollten die Destination wählen. Es gab eine Vorschlagsliste von allen Staaten der Welt. Chile war nicht dabei. Ich machte mich auf die Suche nach der Frau, deren befristete Aufgabe darin bestand ihren eigenen Arbeitsplatz an einen Blechtrottler auszulagern und schleppte sie zum Terminal.

„Ganz einfach“, sagte sie und scannte meinen Pass. Als sie unser Zielland Chile nicht fand, tippte sie auf Chicago. Wir protestierten. Sie zuckte die Achseln und verwies uns ans Ende der Warteschlange, aus deren Mitte sie uns vor einer Viertelstunde herausgefischt hatte. Wir protestierten erneut und durften daraufhin zum priority-Schalter.

„Das Gepäck wird durchgecheckt bis Punta Arenas“, sagte man uns und 47 kg verschwanden über das Förderband. Je sechs Kilo hingen noch an unseren Rücken. Was dachte wohl der Beamte beim Sicherheitscheck als er im Handgepäck die schweren Bergschuhe und den Klettersitz inspizierte? „Erstbesteigung der Flugzeugtoilette?“

Nach einem Zwischenstopp mit Umstieg in Paris saßen wir 14,5 Stunden im Flugzeug, bis wir in Santiago endlich unsere Gliedmaßen wieder bewegen konnten. Vor uns lagen weitere 5 Flugstunden bis nach Punta Arenas.

„Wenigstens müssen wir uns nicht mehr um das Gepäck kümmern“, sagte ich zu Markus, als wir uns übermüdet durch den Flughafen in Santiago schleppten. Auf dem Weg zum nächsten Abflugterminal in einem anderen Stockwerk mussten wir durch die Ankunftshalle, in der ein unglaubliches Menschengedränge herrschte. Auf zehn Rondellen kreisten Koffer und die davor Wartenden winkten ihren Angehörigen, die draußen an der Glasfront standen und jubelten, als würde eine siegreiche Fußballmannschaft heimkehren. Das Geschrei dröhnte in meinem Kopf und meine verquollenen Augen suchten bloß nach Lücken, um dieses Tohuwabohu möglichst rasch zu

durchqueren. Hätte Markus die Rucksäcke nicht entdeckt, würden sie wohl immer noch auf dem Förderband kreisen.

Erstaunt über das unerwartet frühe Wiedersehen hieften wir unsere beiden Gepäck-Monster auf einen Wagen und fürchteten den neuerlichen check-in. Aber Chile war noch weit entfernt von der Digitalisierung der Arbeitsplätze und wir fanden eine nette Schalterbeamtin, die alles für uns erledigte.

In Gelddingen hatte ich weniger Glück. Ein Bankomat verweigerte sich. Er reagierte auf meine Eingaben mit einem trotzigem „Invalid“. Egal welche der sechs Wahlmöglichkeiten am Bildschirm ich probierte. Sie waren alle in spanischer Sprache und ich verstand keine einzige davon. Nichts klang nach Bargeld oder Abhebung. Irgendwann hatte ich alle Optionen durch und noch immer keine Pesos.

Ich machte mich auf die Suche nach einer Bank, nicht nur einen -omaten. Was ich fand, waren riesige Stapel von Geld, Banknotenbündel mit Papierschleifen drum herum. Ein solches Paket hätte für den ganzen Urlaub gereicht. Aber leider sicherten vier schwerbewaffnete Männer das Areal und drohten mir unmissverständlich einige Meter Abstand zu halten. Ich musste aus der Ferne zusehen, wie ein fünfter Mann die Geldbündel in einen Bankomat schlichtete, den Kasten mehrfach verriegelte und die Software neu startete. Als ich endlich ran durfte, blinkte sie „Invalid“ und spuckte meine Karten wieder aus. Weder *maestro* noch *Visa* schmeckten dem Computer. Er behielt all die schönen Scheinchen für sich.

Markus saß immer noch im Cafe, das an den Bankomat grenzte, bei dem ich es zuvor probiert hatte. Vier schwerbewaffnete Männer, die mir bekannt vorkamen, sicherten das Gelände einschließlich des Zugangs zum Cafe. Als sie mich erblickten, reagierten sie äußerst misstrauisch. „Die verfolgt uns“, stand in ihren Mienen. Als ich erklärte, ich gehöre zu Markus, ließen sie mich zwar durch aber nicht aus den Augen, raunten sich etwas zu und legten ihre Hände demonstrativ an die Pistolengriffe. Nur der Mann, der die Geldbündel in die Maschinen stapelte, grinste frech und grüßte. Kam es mir nur so vor, oder ließ er sich absichtlich Zeit bei seiner Tätigkeit?

Als der Bankomat endlich ordnungsgemäß verriegelt war, kletterte ich flugs über die Absperrung des Cafes und konnte vor den wartenden Touristen nochmals mein Glück probieren. Diesmal klappte es. Ich gab eine lächerlich kleine Summe ein, umgerechnet 60 €, denn alles andere bewertete der Bankomat weiterhin als „invalid“. Dreimal ließ er mich abheben, dann waren auch 60 € „invalid“. Mit Markus' Karte wiederholten wir das Prozedere und so kamen wir immerhin auf Pesos im Gegenwert von 360 €.

Das Geldabheben hatte unsere Aufmerksamkeit derart beansprucht, dass wir nun in Zeitnot waren und zum Gate hetzen mussten. Dort angekommen, zeigte uns jemand vom Bodenpersonal ein Flugzeug, das soeben mit großem Getöse abhob, und sagte lapidar: „This was your flight“.

Nach einigen Schreckminuten stellte sich allerdings heraus, dass wir am falschen Gate waren.

Am richtigen Gate hatte sich eine lange Menschenkette gebildet und wir bekamen erstmals die eiserne Warteschlangendisziplin der Chilenen zu spüren. Ich ging direkt vor zum Schalter, um mich zu vergewissern, dass der angekündigte Flug nach Puerto Montt auch unser Ziel, Punta Arenas ansteuern würde. Und weil das Boarding unmittelbar bevorstand, blieben wir dort am Schalter stehen und hofften, uns irgendwo in der mustergültigen Zweierreihe der Chilenen einordnen zu können.

So nicht! Protesten erhoben sich, die Wartenden gestikulierten und wollten uns verscheuchen. Unzählige ausgestreckte und fuchtelnde Arme wiesen uns ans Ende der Schlange, die weit ins Terminalgebäude zurückreichte. Ein sinnloser Fußmarsch, auf den wir keine Lust hatten. Wir harrten an Ort und Stelle aus und mussten dafür die empörten Blicke der Einheimischen und ihr missbilligendes Kopfschütteln über uns ergehen lassen, als sie an uns vorbei zogen.

Andere Länder andere Sitten.

In Indien drängt jeder unter vollem Körpereinsatz nach vorne, als gäbe es zu wenige Sitzplätze im Flugzeug, deren Eroberung sogar eine Schlägerei rechtfertigt. Südamerikaner hingegen bilden reflexartig Warteschlangen, wenn sich mehr als drei Personen um etwas bemühen. Für Nichteingeweihte sind diese mäandrierenden und verschlungenen Menschenketten kaum zu durchschauen. Um das Ende herauszufinden, stellt man sich am besten einfach irgendwohin. Dem aufbrechenden Volkszorn über die Störung der Reihenfolge ist dann allerdings sofort und widerstandslos Folge zu leisten. Dabei sollte man unentwegt Entschuldigungen murmeln und eine tut-mir-Leid-bin-eben-ein-primitiver-Ausländer-Miene aufsetzen.

Ich hatte mit meinem dürftigen Spanisch Fensterplätze ergattert (asiento con ventana, por favour!) und wir blickten mit unseren müden Augen erwartungsvoll durch die ovalen Scheiben. Flaches Grün. Extensive Landwirtschaft. Es hätte auch das Alpenvorland sein können. Die sich dahinter aufrichtenden Anden steckten in den Wolken. Später, als die Wolkendecke einmal aufriss, gab sie den Blick frei auf kegelförmige Berge, die sich so weit Richtung Himmel reckten, dass ihre Gipfel weiße Gletscherkappen trugen. Vulkane! Bevor wir sie identifizieren konnten, setzten wir bereits zur Zwischenlandung in Puerto Montt an. Die meisten

Passagiere stiegen aus, nur wenige ein. Mit halbleerem Flugzeug starteten wir erneut. Während wir eine langgezogene Kurve flogen, zeigte die Flügelspitze auf eine glatte, düstere Fläche. Das Meer. Dann schluckten uns für eine Weile die Wolken. Später glitten wir zwei Stunden lang in der Abendsonne über einen kompakten grauen Nebelwulst dahin, der die Anden verhüllte. Hoffentlich bessert sich das Wetter in den nächsten Wochen, wenn wir da unten mit dem Camper herumkurven, dachten wir beide ohne es auszusprechen.

Über dem südlichen Inlandeisfeld, das neben den beiden Polen die größte zusammenhängende Gletschermasse auf der Erdkugel bildet, gab es helle Lücken im Grau. Wir blickten auf riesige Eisströme hinab, die sich an schwarzen Felsinseln vorbei zwängten, Geröll und Dreck abschabten, um es einem Förderband gleich mit sich zu führen und in die Schmelzwasserseen am Rande der Eiszone zu kippen. Diese Mitbringsel, die auf den Gletscherzungen Streifenmuster wie auf einer schuppigen Schlangenhaut erzeugten, trübten das Wasser und färbten sein Blau zu milchigem Türkis. Fasziniert betrachteten wir diese schimmernden, mit Eisbergen getupften Flächen, die sich weit in die braune Pampa hinaus erstreckten. Manche Seen erreichten eine Ausdehnung von 1.000 bis 1.500 Quadratkilometern und waren dreimal größer als der Bodensee. Doch im Vergleich zur gewaltigen Eismasse, deren Schmelzwasser sie nährte, wirkten sie wie Pfützen am Rand eines Schneefeldes.

Das Flugzeug ging in den Sinkflug über und das Weiß unter uns wurde wieder flauschig, Cumuluswolken stauten sich an etwas, das wir noch nicht sehen konnten.

„Die Torres!“, riefen wir gleichzeitig, als die Felstürme aus hellem Granit unter uns auftauchten. Wir flogen in geringer Höhe über den Nationalpark Torres del Paine und konnten die charakteristischen, schwarzen Spitzhauben aus dunklem Gestein auf den berühmten Cuernos (zu Deutsch: Hörner) betrachten. Zu ihren Füßen leuchteten die vielarmigen Seen in drei verschiedenen Blautönen. Was für ein Schauspiel!

Zufrieden lehnten wir uns zurück. Dass es bei der Landung in Punta Arenas schon wieder in Strömen regnete, war nun egal. Wir hatten die Cuernos gesehen. Nicht jedem Patagonienreisenden war das vergönnt.

Markus reichte mir seine Kamera. Auf dem Display prangte der gestochen scharfe Beweis.

ANKUNFT

Als wir aus dem Flughafengebäude traten, um uns ein Taxi zu suchen, hatte der Regen bereits wieder aufgehört. Es gab sogar Lücken in der tiefliegenden Wolkendecke, durch die schräges Licht einfiel. Aber die Sonne erreichte den Boden nicht mehr. Es war bereits 19:00 Uhr. Vor 33 Stunden hatten wir die Haustüre zugesperrt.

Der Taxifahrer sah uns zu, wie wir das Gepäck aus dem Kofferraum hievten und vor dem verrückten Pferd abstellten. Das Tier trug eine rot-weiße Zipfelmütze wie ein amerikanischer Weihnachtsmann und bäumte sich dermaßen auf, dass nur mehr die Hinterbeine den Boden berührten. Bis auf die Mütze eine sehr lebensnahe Skulptur, die dem La Yegua Loca, einem Hotel mit außergewöhnlichem Charme, seinen Namen gab. Unser Gepäck passte kaum durch den schmalen Treppenaufgang und die hölzernen Dielen ächzten und knarrten unter dem Gewicht. An den Wänden hingen Fotos früher Siedler, in den Ecken standen Werkzeuge aus der Schafzucht und der Boden war mit Fellen bedeckt. Im Zimmer erwarteten uns gehäkelte Hausschuhe, Orangenkekse und eine interessante Einrichtung. Die Wandverkleidung hinterm Doppelbett bestand aus Wellblech, das man hierzulande für Stalldächer verwendet, die Gepäckablage hatte ursprünglich als Waage für Schafwollballen gedient und im Badezimmer gab es einen uralten Waschtisch aus Holz, mit eingelassener Blechschüssel und Armaturen wie aus Ururgroßmutterns Zeiten. Schafe waren allgegenwärtig. In Form von Fellen auf Boden und Stühlen, als Tagesdecke auf dem Bett und gestopft in pralle Wollkissen.

Warum das Hotel zum verrückten Pferd und nicht zum durchgeknallten Schaf hieß, blieb uns ein Rätsel.

Zum Glück war die Bettwäsche aus Baumwolle und die Dusche mit tellergroßer Regenbrause erwies sich als unerwarteter Genuss nach der strapaziösen Anreise. Als ich in den roten und Markus in den blauen Häkelwollpatschen im noblen Restaurant zum Dinner auftauchten, brach das Personal in begeistertes Lachen aus. Die wenigstens Gäste würden sich das trauen, verriet uns die Chefin und hieß uns im Verrückten Pferd herzlich willkommen.

Nur 14 Stunden später, also nach Abendessen, einer kurzen Nacht, raschem Frühstück und einer letzten ausgiebigen Dusche verließen wir das außergewöhnliche Hotel, indem wir gerne länger geblieben wären. Aber der Reiseveranstalter schickte uns wie vereinbart am Vormittag einen Chauffeur,

der uns zur Camperstation rund 45 Kilometer südlich von Punta Arenas brachte.

Die Fahrt zog sich, der Fahrer versuchte mir in seinem vernuschelten Spanisch zu erklären, wie er zu sieben Kindern gekommen war. Keines hatte dieselbe Mutter. Mich interessierte hingegen die Gruppe Flamingos, die ich in einem fast ausgetrockneten See etwas abseits der Landstraße entdeckt hatte. Aber von Vögeln (groß geschrieben) hielt der Fahrer wenig. Zwischenzeitlich war er in seinem Beziehungsgeflecht bei seinen Enkeln angelangt.

Als er schließlich von der Asphaltstraße in einen lehmigen Fahrweg abbog, für den man eigentlich ein Allradauto gebraucht hätte, glaubte ich mich verhöhrt zu haben, als er sagte, wir seien da. Unter einer Camperstation hatte ich mir etwas anderes vorgestellt. Zumindest eine KFZ-Werkstatt hatte ich erwartet. Stattdessen stand da eine primitive Holzhütte auf Stelzen, die an einen Baucontainer erinnerte. Temporär, wie bloß für die heutige Übergabe hierher gestellt.

Davor parkte unser Camper. Groß und geräumig kam er mir von außen vor. Zu gerne hätte ich einen Blick ins Innere geworfen. Aber erst mussten die Formalitäten erledigt werden. In der Holzhütte blubberte ein Wasserkocher und löslicher Nescafé stand zur eigenen Zubereitung daneben. Timo und sein Kollege, beide aus Deutschland, begrüßten uns herzlich und boten uns Kaffee an. Wir waren froh um das heiße Getränk, denn draußen blies ein schneidend kalter Wind und in der Hütte war es bloß eine Nuance wärmer.

Timos Kollege redete wie ein Wasserfall, gab uns unzählige Routentipps, von dem ich mir nur einen einzigen merkte: Paso de Agua Negra. Ein Pass, über 4500 Meter hoch, in außerirdischen Farben. Er lag jedoch fast 500 Kilometer weiter im Norden als unsere geplante Reiseroute.

„Das wird sich wohl nicht ausgehen“, gab ich zu bedenken.

„Dann opfert etwas anderes, aber dort MÜSST ihr hin!“, rief der Deutsche enthusiastisch.

Timo hingegen machte ein sorgenvolles Gesicht. Meine Kreditkarte sei gesperrt, behauptete er. Seine Versuche, die Summe des Selbstbehaltes der Vollkaskoversicherung zu verbuchen, würden von meiner Bank abgelehnt.

Ich verstand das nicht. Bislang hatte ich mit der Kreditkarte nie ein Problem gehabt. Jetzt hatten wir gleich ein riesiges.

„Ohne die Buchung kein Auto“, brachte es Timo auf den Punkt.

Der Kaffee schmeckte plötzlich schal. Alle blickten abwechselnd auf mich und auf die Karte. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, was ich tun sollte.

„Bei deiner Bank anrufen“, sagte Timo, als wäre das die einfachste Sache der Welt.

Ich glotzte blöde. Mir fielen nicht einmal mehr die Wörter *Wie?* und *Was?* ein. Geschweige denn die Telefonnummer meiner Bank. Außerdem war es in Österreich Samstagmittag um 3:00 Uhr.

„Tja“, sagte Timo und es klang, als habe auch er keine Idee, wie das Problem zu lösen sei.

Anrufen sei eine gute Idee, befand sein Kollege und probierte über den Laptop eine Internetverbindung aufzubauen. Dann startete er das Programm skype, um kostenlos ins Ausland telefonieren zu können. Mir fiel nichts Besseres ein, als die Notfallnummer meiner Kreditkartenfirma zu wählen. Eine 24 Stunden Hotline bei VISA. Es klingelte lange und wir witzelten darüber, ob der Name Hotline daher rührt, dass der Draht heiß wird, ehe sich jemand meldet.

Aber schließlich war ich mit einem Mann verbunden, dem ich klagte, dass ich am untersten Ende von Chile festsäße und keinen Camper bekäme, weil die Karte nicht funktioniere. Die skype Verbindung war furchtbar schlecht und ich verstand nicht, was der Mann sagte. Ich begann zu schwitzen und brüllte meine Sätze in den Laptop, obgleich ich ahnte, dass mir der Mann im entfernten Europa auch nicht helfen können würde. So war es dann auch. Er bestätigte bloß, dass mit der Karte alles in Ordnung wäre. Aber wenn ich wollte, könnte er diese sperren und mir per Post (!) eine Ersatzkarte zusenden lassen. Ich wollte nicht und beendete rasch das Gespräch.

Jetzt schauten wir drei fragend zu Timo hinüber, der alles mitgehört hatte. Timo schnappte sich das Kartenlesegerät und ging nach draußen, wo er eine Stelle mit besserem Internetempfang zu finden hoffte.

Mein Kaffee war eiskalt geworden. Die Stimmung auch. Niemand wusste worüber reden, solange der Start der Reise noch ungewiss war. Endlich kam Timo zurück. Er machte immer noch eine sorgenvolle Miene, obwohl er das Problem für uns gelöst hatte. Gleichzeitig hatte er jedoch eines für sich geschaffen. Er hatte nämlich die Höhe des Selbstbehaltes eigenmächtig reduziert, damit die Buchung über die Kreditkarte akzeptiert wurde. Das dürfte er nicht, sagte er. Aber die Herausgabe des Campers zu verweigern, wäre ihm als das noch größere Übel erschienen.

Somit hatten wir endlich alle Papiere, einschließlich der Zollformulare. Timo machte uns darauf aufmerksam, wie wichtig es sei, dass diese bei jedem Grenzübertritt korrekt gestempelt würden, ansonsten könnten wir uns unendliche Scherereien bei der Camperrückgabe einhandeln.

„Das werden die Zöllner schon richtig machen“, sagte ich, noch im österreichischen rechtstaatlichem Vertrauen verhaftet.

„Besser ihr kontrolliert das!“

DER CAMPER UND WIR

Nun durften wir zum ersten Mal in „unser“ Auto. Ein ziemlich neuer VW-Amarok mit knapp 35.000 Kilometern am Tacho. Frisch vorgeführt, hieß es, Öldruck, Reifen, alles gecheckt. Für meinen Geschmack sahen die Reifen ziemlich abgenutzt aus.

„Nee, das Profil ist noch tadellos“, sagte Timos Kollege und zeigte uns, passend zum Stichwort, wo die beiden Wagenheber und das Werkzeug verstaut waren.

Wir hatten extra 2 Ersatzreifen bestellt um auf Nummer sicher zu gehen. Die Straßenverhältnisse sollten mitunter katastrophal sein. Ein Reserverad war unterm Auto montiert, das andere hinten neben der Eingangstüre zum Camper. Dort wollten wir jetzt hinein, aber Timo hatte, weil es kurz einmal regnete, unser Gepäck in den schmalen Gang geworfen und der war damit verstopft.

Wir zerrten die 4 Rucksäcke wieder heraus, damit Timos Kollege uns das Innenleben des Campers erklären konnte. Eine Einschulung im Schnellgang und ich wusste schon beim Zuhören, dass ich mir das nie im Leben alles merken würde. Boiler, Kühlschrank, Heizung, Herd, Batterie- und Wassertankanzeige, Chemietoilette, Gasflaschenwechsel, Möbelumbau vom Bett zu Tisch, etc...

„Alles klar?“, fragte Timos Kollege ohne eine Antwort abzuwarten. Bevor er uns die Schlüssel aushändigte, fiel ihm noch ein, dass er uns zeigen musste, wie man das Brauchwasser ablässt. Er deutete auf einen roten Kipphahn unterm Camper.

„Am besten ihr parkt damit über einem Gully, dann ist das Abwasser richtig entsorgt.“

„Und was ist das für ein Hebel?“, fragte ich und meinte einen grauen Hahn an einem dicken Rohr, direkt neben dem roten Hahn.

„Den braucht ihr nicht“, sagte Timos Kollege, „außer ihr wollt den Frischwassertank einmal völlig entleeren.“

Es ragte noch ein dritter Schlauch unterm Camper hervor, aber da war der Deutsche schon wieder in seiner Hütte.

Eine Regenstaffel brauste über das Meer heran und der Camper schwankte im präfrontalen Wind. Eilig hievtten wir das Gepäck mitsamt dem Dreck des erdigen Parkplatzes in den Camper und stiegen in den Amarok. Eigentlich ein feierlicher Moment, indem ich bewusst hätte innehalten und denken wollen: Jetzt geht's los! Stattdessen fror ich erbärmlich und fingerte an der Heizung

herum, während Markus die steile Zufahrt zur Landstraße hinunterrumpelte, als wäre er nie ein anderes Auto gefahren.

Unser Plan war, an einem schönen Platz zu parken und unser Gepäck vernünftig zu verstauen. Danach Proviant einzukaufen und irgendwo Mittag zu essen. Wir hatten Hunger, es war schon nach zwölf, die Übergabe hatte viel länger gedauert als erwartet.

Wir fuhren denselben Weg zurück, den wir gekommen waren. Doch jetzt sah ich die Landschaft mit anderen Augen. *Unsere* Reise hatte begonnen und sie war wunderschön. Von der rechten Fahrbahnseite der Küstenstraße fiel eine sanfte Böschung ab, die mit Lupinen in allen Farbvarianten bewachsen war. Die bunte Pracht wurde teils von Ginsterbüschen durchbrochen, deren gelbe Blüten einen betörenden Duft verbreiteten. Die Böschung endete in dunklen, groben Kiesel, die vom aufgewühlten Meer überspült wurden. Sie glänzten wie frisch lackiert. Das Meer in dieser geografischen Breite unterschied sich deutlich vom Meeresbild, das wir im Allgemeinen haben, welches hell und leuchtend blau in unsere Vorstellung lebt.

Dieses kalte Meer war grau und schwer, und bei seinem Anblick dachte man automatisch an Blei, aber an zähflüssiges Blei, falls es so etwas gibt. Quecksilber wäre viel zu lebendig. Die Wassermasse hob und senkte sich, wogte unter immenser Last, als würden die tiefen Wolken versuchen es niederzuhalten. Wie gefangen lag es vor dieser Bucht, dunkel und kraftstrotzend. Als ich zum Ufer ging war ich von der Transparenz des Wassers überrascht. Ich musste die Finger in die Tümpel zwischen den Steinen eintauchen um festzustellen, wo das Wasser begann. Wäre es nicht salzig gewesen, hätte man davon trinken können, so glasklar wie es war.

Links neben der Küstenstraße begann, anfangs noch von ein paar Büschen durchsetzt, das Grasland, die Pampa. Sie warf sich zu wellenartigen Hügeln auf, mit verschiedenen Braun- und Grüntönen, je nachdem, welches Licht gerade auf sie fiel. Riss der Sturm die Wolkendecke auseinander, dann rasten Sonnenstrahlen, durch enge Luken auf Spotgröße reduziert, wie Lichtkegel von Scheinwerfern bei einer Verfolgungsjagd über die Landschaft und hoben mal dieses, mal jenes Detail hervor. Als ein rosaroter Farbleck erleuchtet wurde, hielten wir an. Die Flamingos standen immer noch in dem Tümpel und der große Moment für Markus' Kamera mit dem 200er Teleobjektiv war gekommen.

Wir parkten am Straßenrand und als ich ausstieg, riss mir der Wind beinahe die Türe aus der Hand. Eigentlich hatte ich mich an die Flamingos anpirschen wollen, aber der Sturm schob mich im Laufschrift über die Wiese, in der sich alles vor dem Wind duckte. Die Grashalme wuchsen kurz und dicht und die

Blumenköpfe von Löwenzahn und Gänseblümchen hatten nur ansatzweise Stängel entwickelt, um ja nicht über ihre Umgebung hinauszuragen. Im Gegensatz zu mir waren sie Sturm gewöhnt und an ihn angepasst. Ich kämpfte mit wehendem Schal und dem Reißverschluss der Jacke, während ich übers Gelände stolperte. Vom Geknatter meines Anoraks alarmiert flogen die Vögel auf. Dann standen sie im Wind. Trotz heftigen Flügelschlagens blieben sie an Ort und Stelle über dem See und äugten zu mir herab. Ein seltsames Bild wie Menschen auf Hometrainern. Anstrengung ohne Fortbewegung.

Der Fluchtversuch der Flamingos Richtung Meer war misslungen und ins Landesinnere wollten sie offenbar nicht, denn über den Hügel war der Himmel schwarz und es braute sich etwas zusammen, was ihnen schlimmer erschien als ein knatternder Mensch. Die Vögel ließen sich wieder zum Wasser hinabsinken und steckten ihre Köpfe ins Nass. Wir wollten aber keine hellrosa Federkissen fotografieren, sondern hätten am liebsten gehabt, wenn die Flamingos aufrecht mit ausgebreiteten Schwingen vor der Linse posiert hätten. Dann wäre das dunkle Rosa, das sich nur am Flügelansatz befindet, im Kontrast zu den schwarzen Federspitzen voll zur Geltung gekommen.

Ich suchte im Morast des Ufers nach Steinchen und versuchte, die Vögel damit aufzuscheuchen. Vergeblich. Ich klatschte in die Hände, schrie und stampfte. Da hoben sie ihre langen Hälse langsam, als wäre der schwarze, riesige Schnabel aus Blei, aus dem Wasser und staksten ans andere Ufer, wo sie in aller Ruhe abwarten konnten, bis wir den mühsamen Umweg übers verschlammte Ufer genommen hatten. Kaum waren wir nahe genug für ein Foto, staksten sie wieder zurück. Es war offensichtlich, dass wir störten. Aber sie nervten auch. Wären die Flamingos einmal in unserer Nähe fotogen stehen geblieben, hätten wir sie geknipst und wären schleunigst wieder ins Auto zurückgekehrt, anstatt im eisigen Wind den See zu umrunden.

Schließlich ließen wir sie in Ruhe und kämpften uns gegen den Sturm in Richtung Straße vor, wo der Camper in den Böen schwankte wie ein Boot auf dem Meer.

Markus war sichtlich enttäuscht ob der Fotobeute. Die Flamingos waren großteils unscharf. Lag es an irgendwelchen Einstellungen oder am Wind, der es unmöglich gemacht hatte, in Ruhe zu fokussieren? Noch bevor Markus der Sache auf den Grund gehen konnte, war der Akku leer.

Aber wir mussten uns ohnehin ums Einrichten kümmern, obwohl wir durch das Wind-Geschauke fast seekrank wurden. Ich öffnete die Kästchen der Reihe nach und staunte. Nicht über den Platz, sondern dass er bereits belegt war. Mit für uns sinnlosen Dingen, angefangen vom Grillbesteck bis hin zum

Toaster. Es gab von der Hitze schief verzogene Pfannen, billige Alutöpfe, Schüsseln, Geschirr, Teekessel und Gläser. Ich packte den Kram nach hinten und stellte meinen Wasserkessel und die Thermoskanne davor.

Im „Bad“, einer kleinen, mit einer Plastikwanne ausgekleidete Zelle, fanden wir nebst der Chemietoilette einen Campingtisch und zwei unförmige Campingstühle in Militärtarnfarbenlook. Zudem versperrten ein Putzkübel und ein Besen-Schaufelset mit langem Stiel den Platz. Wohin mit unseren Rucksäcken, den Bergschuhen, Wanderstöcken und dem Zeug, das eigentlich in das Bad gehört hätte?

Unter den beiden Sitzbänken war Platz für Sachen, die wir nur selten brauchen würden. Das Zelt und unsere Schlafsäcke. Auch die Apotheke kam dort hinein.

Neben dem Kühlschrank befand sich ein länglicher Kasten, tief und dunkel wie eine Höhle. Das wurde die Vorratskammer für Nüsse, Haferflocken, Teebeutel und Fertigsuppen.

Relativ rasch war klar, wer auf welcher Raumseite zuhause sein würde. Eine strikte Aufteilung ergab durchaus Sinn, denn dann musste man seine Sachen nur auf einer Seite suchen. Es war schon jetzt eine Art Memoryspiel. Hinter welcher Lade verbarg sich der Labello? Wo ist die Landkarte versteckt? Hast du meine Socken gesehen?

Endlich waren die Rucksäcke geleert. Sie passten jedoch nirgends hinein, sodass wir sie hinter die Autositze klemmten, wo bereits das Werkzeug und der Schlauch zur Wassertankbefüllung lagen.

Nachdem wir in einem Supermarkt Lebensmittel eingekauft hatten, waren auch der Kühlschrank und die Vorratshöhle voll. Nur unsere Mägen knurrten noch.

Wir kurvten durch die Straßen von Punta Arenas und suchten ein Restaurant. Das Wetter war inzwischen so grauslich geworden, dass wir keine Lust hatten, zu Fuß zu gehen. Markus kam die Stadt bekannt vor, ständig sagte er, dass er sich an diese oder jene Ecke noch erinnern könne. „Du etwa nicht?“

Für mich war alles neu. Im März 2011, also vor mehr als 5 Jahren, war ich mit hohem Fieber im Hafen von Punta Arenas von Bord gegangen, hatte es irgendwie geschafft, Bustickets zu organisieren und hatte danach sowohl den Aufenthalt in der Stadt, als auch die anschließende Fahrt nach Puerto Natales im Delirium verbracht. Das einzige Bild, das ich mit Punta Arenas verband, waren seltsam tonnenförmig gestutzte Bäume gewesen, grüne Walzen über kurzen, knorrigen Stämmen. Dieser Baumschnitt war nach wie vor modern und zierte so viele Straßenränder, dass ich nicht sagen konnte, welche ich damals bestaunt hatte.

Als wir an einer Ecke parkten und ausstiegen, schrillte Alarm. Licht eingeschaltet! Schon vor dem Supermarkt war uns aufgefallen, dass sowohl in den Scheinwerfern ein kleines Lämplein brannte, als auch am Camper die oberen Begrenzungslichter an waren, obwohl am Armaturenbrett alle Schalter auf OFF standen. Ein Rätsel, an dem wir beinahe zu scheitern drohten. Erst nach längerem Probieren kam uns der Zufall zu Hilfe.

„Jetzt ist es aus!“, rief ich und deutete mit Daumen oben das OK. Ich stand vor dem Wagen, während Markus am Steuer saß und alle vorhandenen Schalter und Knöpfe betätigte.

„Was hast du gemacht?“, fragte ich neugierig.

„Ich bin mir nicht sicher“, antwortete Markus ausweichend. „Eigentlich nichts anderes als schon zuvor.“

Erst viele weitere Versuche später kamen wir drauf, dass es einer bestimmten Reihenfolge bedurfte um das Licht auszuschalten. Erstens musste der Motor noch laufen, wenn man als zweites das Camperlicht und drittens die Autoscheinwerfer deaktivierte. Vor Schritt vier war Geduld angesagt, denn mitunter konnte es eine volle Minute dauern, bis das Licht tatsächlich überall ausgegangen war und man den Zündschlüssel abziehen konnte. Eine seltsame Prozedur, an die wir uns erst werden gewöhnen müssen. Sie herauszufinden hatte uns mindestens eine Stunde und ein vernünftiges Mittagessen gekostet.

Das einzige offene Restaurant, das wir am Nachmittag finden konnten, sah aus wie ein Schnellimbiss mit Plastikmöbeln und dem Geruch nach altem Frittierfett. Der Wirt bedauerte uns, als wir ihm eröffneten, dass wir Vegetarier seien. Zu Recht. Außer Pommes und Salat konnte er uns nichts anbieten. Pommes variieren weltweit kaum, aber der Salat war eine positive Überraschung. Frisch geriebene Karotten mit Zitronensaft beträufelt, dazu Scheiben einer reifen Avocado. Wir spülten die unerwarteten Vitamine mit einer Cola hinunter und brachen in Richtung Puerto Natales auf.

Irgendwo entlang dieser rund 250 km langen Strecke quer durch die Pampas wollten wir uns ein schönes Plätzchen zum Übernachten suchen. Ich freute mich auf eine Kanne grünen Tees (ich hatte Teebeutel von zuhause mitgenommen) und auf die erste „freie“ Nacht. Als die letzten Häuser von Punta Arenas im Rückspiegel verschwunden waren, schob ich die ebenfalls von zuhause mitgebrachte CD in den Player. Vivaldis Frühling ertönte und wir fuhren in die unfassbare Weite der patagonischen Steppe hinein.

Das Licht des Südens ist, ebenso wie das des hohen Nordens, wie für die Malerei geschaffen. Weich aber trotzdem intensiv. Als würde es die Farben auf geheimnisvolle Weise verstärken und mit den Schatten, die jede noch so

kleine Erhebung in dem schrägen Licht wirft, besonders akzentuieren. Über uns lag ein tiefblauer Himmel, von kleinen Wolkenhaufen verziert, die im ersten Moment unbeweglich schienen, bis man deren Schatten über das Grasland jagen sah. Sturm blies sie uns entgegen und es sah fast bedrohlich aus, wenn die dunklen Flecken auf uns zu rasten. Gleichzeitig traf uns die Wucht des Windes, die uns mit unsichtbarer Hand einen Stoß nach dem anderen versetzte. Der Camper schien gegen eine Wand zu fahren und begann eigenartig zu ruckeln. Lag es an unserem Gewicht und an den vielen flüssigen Ladungen (Tank und Wasser), die permanent vor und zurückschwappten und diese Bewegung auf das ganze Fahrzeug übertrugen? Es fühlte sich an, als ob Markus bremsen und wieder Gas geben würde, dabei tat er nichts dergleichen. Oder hatten wir ein Motorproblem?

Wir waren besorgt, da wir uns das seltsame Fahrverhalten nicht erklären konnten. Erst als wir einmal, als die Landschaft hügeliger geworden war, ein Stückchen im Lee fuhren, schnurrte der Motor einwandfrei und wir rollten ohne zu wackeln dahin. Es lag also nur am Wind.

Patagonien ist berüchtigt für seine Stürme. Dass sich trotzdem viele Reisende fürs Radfahren entscheiden, war uns ein Rätsel. Vor allem wunderten wir uns über diejenigen, die von Süden nach Norden unterwegs waren und gegen den Wind antreten mussten. Die ersten Radler hatten wir bereits kurz hinter Punta Arenas gesichtet und damit rund 250 Kilometer von der nächsten Ortschaft entfernt. Obwohl sie sich mühten, kamen sie kaum gegen den Wind an. Es war unmöglich, dass sie die Strecke noch heute würden bewältigen können. Dazu kam die eintönige Umgebung, schnurgerade Straßen, zwanzig, dreißig, vierzig Kilometer ohne eine Kurve. Und am nördlichen Horizont war es dunkel, Regenfahnen verhießen nichts Gutes. Wo würden die Radfahrer übernachten? Irgendwo im Straßengraben? Oder unter den Weidezäunen durchkriechen und im Buschwerk Schutz vor dem Sturm suchen, der auch in der Nacht nicht nachlassen würde? Ohne Wasser, ohne Verpflegung? Wieso tut man sich das an?

„Sind sicher Schweizer“, sagte Markus mit einer Gewissheit, die er nicht erklären wollte.

„Oder Holländer“, fügte er nach einer kurzen Nachdenkpause hinzu.

Die Monotonie der Landschaft faszinierte mich, weil die Augen entspannter schauten als sonst. Ohne Fokus, einfach schweifend und die Farben in sich aufnehmend. Die Zäune trugen dazu bei, den Blick im Endlosen zu verlieren. Ab und zu zweigten von den parallel zur Fahrbahn verlaufenden Weidezäunen welche im rechten Winkel ab, liefen quer durch die Pampa, bildeten je eine dünne Gerade, die sich in den Horizont bohrte. Wie viele

Bäume mussten für diese Zaunpfosten gefällt werden? Wie oft ließe sich mit dem Stacheldraht wohl die Erde umrunden, wenn man bedachte, dass die Zäune sechsfach bespannt waren? Ich fragte mich auch, wie sich ein Schaf in dieser immensen Weidefläche vorkommen mag.

„Eingesperrt“, sagte Markus und lachte.

Wir fuhren soeben an einer Gruppe Schafe vorbei, die in der Nähe des Zaunes grasten. Etliche der Tiere versuchten, die jenseits des Zaunes wachsenden Grashalme zu fressen, obwohl diese genau gleich vertrocknet aussahen, wie diesseits der stacheligen Barriere. Trotzdem zwängten die Schafe ihre wolligen Köpfe durch die Drahtlücken und riskierten dabei, dass ihnen beim Rückzug Fetzen des Pelzes ausgerissen wurden.

Plötzlich blieb Markus stehen. Mitten in der Pampa. War etwas mit dem Auto?

„Nein!“, rief er aufgeregt und deutete nach draußen. „Sieh doch, Nandus!“
Ich schaute, sah aber nichts.

Wo denn?

Aber da war Markus schon mit der Kamera ausgestiegen. Durch die geöffnete Tür brach der Sturm herein und wirbelte Landkarten und Papiertaschentücher herum. Bis ich das Tohuwabohu im Griff hatte, kam Markus schon wieder zurück.

„Zu spät“, sagt er frustriert.

Erst jetzt erkannte ich die straußenähnlichen Tiere. Graubraune Federbuschen rannten auf langen Beinen über die Felder. Halbwüchsige Küken wuselten hinterher. Sie waren farblich perfekt an die Umgebung angepasst und sahen bei Stillstand aus wie Sträucher.

„Du hättest sehen sollen, wie sie über den Zaun gesprungen sind“, sagte er beeindruckt, denn die Zäune sind fast doppelt so hoch wie ein ausgewachsenes Nandu.

Wozu die sechsfache Bespannung wohl nötig ist? Für Schafe würden zwei Drähte auslangen und für Rinder erst recht.

Nicht nur für Tiere waren die Zäune ein lästiges Hindernis, auch für uns. Seit dem späten Nachmittag hielten wir Ausschau nach einem schönen Stellplatz. Ginge es nach unseren Wünschen, müsste er folgende Kriterien erfüllen:

- abseits der Straße sein, sodass wir von dort aus nicht gesehen werden können
- zudem eben sein, damit wir nicht schräg in den Betten liegen
- er sollte sich im Lee befinden
- von feinem Gras bedeckt sein
- mit einer Quelle in der Nähe.

Wir fanden nicht einmal eine Lücke im Zaun.

Man hatte uns gesagt, dass man in Patagonien mit einem Camper überall nächtigen könne. Niemand würde sich daran stören.

Dass wir in diesem riesigen, menschenleeren Land nicht einmal vom Highway runter kämen, damit hatten wir nicht gerechnet. Direkt am Asphaltstrand zu parken, widerstrebte uns, obwohl es vom Verkehr her kein Problem gewesen wäre. Mehr als ein oder zwei Autos waren uns nicht begegnet.

Es gab zwar immer wieder Abzweigungen zu entfernten Estancias, wie die Farmen hierzulande genannt wurden, aber erstens waren die Zufahrten durch Gatter versperrt und zweitens war dies Privatland. Wir blieben also dem Highway treu bis die Häuser von Puerto Natales auftauchten.

Bislang waren wir stets nur auf die dunkle Regenfront zu gefahren, mit herrlichen Regenbögen, die sich neben uns über das Grasland spannten, nun hatten wir sie eingeholt. Angesichts der fortgeschrittenen Zeit, es war bereits 19:00 Uhr vorbei, dachte ich sogar einen Augenblick daran, in einem Hotel zu nächtigen. Wir waren müde, hungrig und vom Staub, den der Sturm durch die Lüftung ins Wageninnere trieb, verdreckt. Aber noch vor der 1. Nacht zu kapitulieren, kam nicht in Frage. Nur, wo sollten wir in einer Stadt einen geeigneten Stellplatz finden?

Wir durchquerten den Siedlungskern und fuhren die Peripherie ab. Es gab keinen Parkplatz, der unseren Ansprüchen entsprach. Die einzige Stelle, die in Frage kam, war eine große, asphaltierte Fläche zwischen der Hauptstraße und dem Meer. Weder einsam, noch grasbewachsen, noch eben. Einzig die Wassernähe passte.

Wir blieben.

Ich wollte mir gleich den heißen Tee kochen, von dem ich den ganzen Tag geträumt hatte. Aber der Gasherd ließ sich nicht entzünden. Das winzige blaue Flämmchen, das ich ihm entlocken konnte, verkümmerte schnell und ging aus.

Wir drehten die Heizung ab, die ohnehin nur eisige Luft an unsere Beine blies, weil wir glaubten, das Gas müsse sich vielleicht auf eine Funktion „konzentrieren“. Die Herdflamme brannte trotzdem nicht.

„Erst die Heizung, dann Tee“, entschied Markus und hielt die Hand prüfend vor die Lüftungsschlitze.

„Das dauert eben ein bisschen“, versuchte er zu beschwichtigen. Aber es dauerte zu lange. Der Ventilator lief ohne Wärmequelle. Es wurde ungemütlich.

„Und der Boiler?“, fragte ich, obwohl ich die Antwort ahnte.

Das rote Lämplein zeigte zwar Heizwillen an, aber ohne Gas blieb auch das Wasser kalt.

Wieder sah ich das Bild eines Hotelzimmers mit dampfender Dusche vor mir. Aber Markus wollte nicht aufgeben. Er ging nach draußen um das Ventil der Gasflasche zu prüfen. Im eisigen Sturm entfernte er das Ventil, setzte es neu auf, während ich am Herd probierte, ob Gas strömte. Vergebens. Zwischenzeitlich war es dunkel geworden.

Lag es vielleicht am Sturm, der durch jede Ritze drang und das Boiler- und Heizungsflämmchen ausblies? Wir parkten um, sodass die Schnauze des Autos zum Wind zeigte. Es half nichts.

Ich kramte das Notfallhandy, das uns Timo mitgegeben hatte, hervor, wählte seine Nummer und entschuldigte mich für die späte Störung. Es war 22:00 Uhr. Wir wussten uns keinen Rat mehr und hofften, dass bloß irgendwo eine Sicherung umzulegen wäre, aber Timo enttäuschte uns. Wir hatten alles richtig gemacht. Weshalb trotzdem kein Gas kam, wusste auch er nicht.

„Ihr habt uns doch versichert, dass beide Gasflaschen voll sind!“, rief ich verzweifelt.

„Probiert trotzdem die andere“, sagte Timo. Das war sein letzter Tipp.

Der Wechsel der Gasflaschen ist eine diffizile Angelegenheit. Denn in dem winzigen Kabäuschen, wo die Flaschen untergebracht sind, herrscht zu wenig Platz. Zudem sind die Anschlüsse für Ventil- und Befestigungsschrauben zu kurz. Ohne ausreichendes Licht, dafür in Sturm und Kälte war es ein fast aussichtsloses Unterfangen. Dennoch gelang es Markus unter vielen gotteslästerlichen Flüchen, die ich noch nie zuvor bei ihm gehört hatte, die Flasche zu wechseln. Und dann kam endlich Gas!

Um 23:00 Uhr stand eine dampfende Tasse Getreidekaffee vor uns und die Heizung blies uns warme Luft unter den Tisch, dessen Aufstellung Markus nochmals hatte fluchen lassen. Jetzt schienen alle Herausforderungen gemeistert zu sein. Der Boiler produzierte zwar noch immer kein temperiertes Wasser, aber zum Zähneputzen reichte auch der Rest vom Teewasser.

Wir richteten uns zum Schlafen und packten die Decken und damit das nächste Problem aus. Die Reiseveranstalter hatten uns je eine kratzige Wolldecke, wie sie auch auf Berghütten zu finden sind, mitgegeben und eine große Steppdecke. Eine. Wir wollten aber getrennt schlafen, denn auf der schmalen Pritsche über der Fahrerkabine war für zwei Personen zu wenig Platz. Sie misst bloß 120m in der Breite und das hieße permanente Löffelstellung mit gleichzeitigem Umdrehen.

Einer von uns hätte deshalb mithilfe des Tisches zwischen den Sitzbänken ein Lager gebaut und dort geschlafen. Aber mit nur einer Decke ging das nicht. Zum Glück hatten wir Schlafsäcke dabei. Ich überließ Markus die Steppdecke und durfte dafür die Pritsche belegen.

Der Wind rüttelte am Auto und wiegte uns in den Schlaf.

11. DEZEMBER 2016 – PUERTO NATALES

Gestern Nacht bekamen wir noch Besuch. Ein zweites Wohnmobil parkte neben uns. Zur Sicherheit, wie der Argentinier Gustavo erklärte. Er und seine Freundin fürchteten sich vor den Chilenen. Als ich um 2:00 Uhr Nachts raus musste, weil der abendliche Tee meine Blase erreicht hatte, war es windstill und die Sterne funkelten wie Eiskristalle. Auf den schwarzen Bergen am Ende des Meeresarmes sah ich Gletscher schimmern und ihre Kälte griff nach mir und brannte auf der nackten Haut. Ich war bloß in der Unterwäsche zum Meer hinuntergegangen und fühlte mich wie ein Eindringling in eine mir verbotene Welt. Ich gehörte nicht hierher, würde erfrieren, aber einige Minuten lang verharrte ich und lauschte dem leisen Glucksen des Meeres, starrte gebannt auf das mystische Leuchten der Gletscher und eilte dann in meine Welt aus Metall und Plastik zurück, zur Schaumstoffmatratze und Daunenschlafsack, geborgen und geschützt. Ich brauchte nur die Hand nach oben zu strecken und schon berührte ich meinen Himmel. Die Begegnung mit dem kalten Nichts da draußen ließ mich noch lange frösteln. Dennoch war ich froh, dass wir kein Hotelzimmer genommen hatten. Dort wäre ich nie auf die Idee gekommen, halbnackt nächtens ans Meer zu spazieren.

Um 5:00 Uhr früh begann es bereits hell zu werden, aber wir blieben trotzdem noch zwei Stunden liegen. Erst als Markus die Heizung anwarf und heiße Luft ins Camperinnere strömte, schälte ich mich aus dem Schlafsack und stellte Wasser auf. Zum ersten Frühstück gab es eine Schüssel Haferflocken mit Milchpulver, einem Löffel Kakao, Nüssen, einer halben Banane, Zucker oder Honig. Diese Mischung wurde mit kochendem Wasser übergossen, damit die Haferflocken quellen konnten. Dazu tranken wir Schwarztee mit Milchpulver. Alle Zutaten hatte ich vorsorglich in von zuhause mitgebrachten Plastikbeuteln mit Zippverschluss gefüllt, sodass sie vor Feuchtigkeit geschützt waren und wenig Platz verbrauchten. Zum Campergeschirr gehörten zwei Tassen, eine mit hellblauem, eine mit rosa Dekor – somit war die Zuordnung klar. Es war überhaupt erstaunlich, wie schnell unsere Rollen fixiert und verteilt waren. Sowohl räumlich als auch zeitlich. Denn die Beengtheit machte es erforderlich, dass immer einer saß, während sich der andere bewegen konnte. Erledigte einer den Abwasch, dann konnte der andere nicht an ihm vorbei hinaus gehen, oder etwas aus dem Bad holen. Ein gut eingeteilter Arbeitsablauf war nötig, damit man sich nicht auf die Nerven ging.

Ich okkupierte die rechte Seite und die obere Schlafstelle und war fürs Wasserkochen, den Einkauf und die Bevorratung zuständig.

Markus trug die Verantwortung fürs Auto und fuhr die gesamte Strecke, hauste auf der linken Seite und schlief auf der täglich umzubauenden

Bettstatt aus Tisch und Sitzbänken. Außerdem bediente er die teure Spiegelreflexkamera und schoss damit die auserwählten Motive, während ich mit meiner Systemkamera eher Erinnerungsfotos knipste.

Unser Alltag im Camper war ein permanentes Suchen, obwohl es logisch war, dass sich die Bodylotion im Kühlschrank, die Wäscheklappen in der Besteckschublade und der Mullsack in der Mikrowelle befanden. Wo aber hatten wir die Landkarten, den USB-Stick und das Klopapier versteckt?

Dazu kamen die Tücken mit der Technik. Das Problem mit dem Gas schien durch den Wechsel der Flasche vorerst gelöst zu sein, aber wieso hatten wir so wenig Wasser im Tank? Er sollte doch rund 70 Liter fassen und war schon fast leer, obwohl wir nicht einmal geduscht hatten. Voll war bloß der Abwassertank, aber den konnten wir auf dem Asphaltparkplatz schlecht ablassen. Ich hatte gestern nach unserer Ankunft bemerkt, dass der Hahn halb geöffnet war und ihn sogleich zugedreht, bevor der nasse Fleck unterm Auto größer werden konnte.

Während Markus sich die Zähne putzte, ging ich hinunter zum Strand. Anders als in der lebensfeindlichen Nacht war das Ufer nun von zahlreichen Tieren bevölkert. Enten schaukelten auf den Wellen, Kormorane hockten auf runden Steinblöcken und breiteten die Schwingen zum Trocknen aus, Möwen flogen aufgereggt hin und her und stießen heisere Schreie aus, wenn sie an mir vorbeikamen. Die Kälte hatte sich zu den Gletschern zurückgezogen, die den Fjord namens Ultima Esperanza (die letzte Hoffnung) begrenzen. Das bläuliche Eis reichte bis zum Meeresspiegel hinab und ist eine Touristenattraktion, die nur per Boot zu erreichen ist. 2011 waren wir dorthin gefahren, es hatte damals in Strömen gegossen.

Auch jetzt war der Himmel bereits wieder wolkenverhangen und am Horizont rann das Grau der Regenwolken in schrägen Strichen in das Grau des Meeres hinein.

Dem schlechten Wetter habe ich es zu verdanken, dass ich endlich mit meinen Notizen beginnen kann. Während Markus in Decken gehüllt die Anleitung der Spiegelreflexkamera studiert, hacke ich auf der Minitastatur, die ich via bluetooth an mein Tablet koppeln kann, die Ereignisse seit unserem Aufbruch aus Bludenz in mein Reisetagebuch. Nach ein paar Stunden bin ich in der Gegenwart angekommen und meine Hände schmerzen ob der ungewohnten Schreibhaltung. Der Regen malt Tränenspuren an die Fenster, die mit unserer Feuchtigkeit beschlagen sind. Kondenswasser sammelt sich auch an der Decke und an den Wänden, es wird ungemütlich hier drinnen.

Die Heizung funktioniert wie ein Fön, läuft sie, ist die Luft gleich heiß und reizt die Augen, stellt man sie ab, ist es Minuten später wieder kalt.
„Fahren wir in die Stadt“, sagt Markus.

Es ist Sonntag und die Geschäfte sind geschlossen. Dabei hofften wir, Ersatz für die nicht funktionierende Gasflasche zu bekommen. Wir müssen noch vor dem Grenzübertritt eine neue kaufen, weil die Argentinier andere Ventile verwenden, die nicht zum Camper passen.

Von unserem letzten Aufenthalt in Puerto Natales sind mir bloß Erinnerungsfetzen geblieben, während Markus sich an jede Straßenecke erinnern kann. Er war damals oft genug allein in der Stadt unterwegs, weil ich fiebernd im Hotelbett lag.

Ich habe mir bloß die wichtigen Stellen gemerkt. Beispielsweise die Fassade, hinter der sich eine Pizzeria verbirgt, erkenne ich sofort wieder, aber die Kirche daneben ist neu.

Markus grinst.

„Was gibt’s da zu lachen?“, frage ich.

„Die Kirche steht sicher schon länger da als das Restaurant“, sagte er und behauptet, ich würde mit dem Magen statt mit den Augen sehen.

Die Kirche ist groß, gelb und sehr dominant.

„Ich möchte hineingehen.“

„Um festzustellen, ob sie echt ist?“, ergänzt Markus und lacht erst recht über meine offensichtlichen Zweifel.

Das Kirchtor ist alt und drinnen riecht es muffig nach unerhörten Gebeten und kaltem Rauch. Die Pizzeria gegenüber ist hell und offen und das Steinofengewölbe, das man durch die verglaste Außenfront erkennen kann, erscheint mir anbetungswürdiger. Der kulinarische Gottesdienst öffnet aber erst in ein paar Stunden.

Bis dahin setzen wir uns in ein Cafe gegenüber, das über WIFI Zugang ins Internet ermöglicht. Außerdem können wir hier unser elektronisches Equipment laden. Die Stromversorgung über den Zigarettenanzünder des Autos mittels USB-Kabel funktioniert nämlich nicht bei allen Geräten. Der Akku von Markus’ Kamera akzeptiert bloß Steckdosenstrom. Das wird auf der Reise noch zu einem Problem werden.

Das aktuelle Problem betrifft jedoch das Wetter. Alle Prognosen, die uns das Internet zeigt, sind miserabel. Dauerregen. Das Niederschlagsradar färbt die Südspitze Chiles blau, über den Anden zeichnet sich eine violette Ellipse ab. Mitten drinnen sitzen wir. Weiter nördlich könnte es in den nächsten Tagen besser werden.

„Wie sieht unser Plan aus?“, fragt Markus.

„Pizza futtern, Gas kaufen, Wasser tanken, zu den Torres fahren“, antworte ich knapp.

„Na dann“, sagt Markus, bestellt sich ein Bier und schreibt eine Ansichtskarte an seine Mutter. Beides hat er im Urlaub noch nie freiwillig getan.

„Ist alles in Ordnung?“, frage ich besorgt.

„Warum?“

Ich sage ihm, dass er mir anders vorkäme als sonst.

Er lacht: „Sagt diejenige, die eine große Kirche nicht wahrnimmt, weil sich eine Pizzeria daneben befindet!“

In der Pizzeria ist die Zeit seit 2011 stehen geblieben. Weder die Einrichtung, noch die Speisekarte haben sich verändert. Seltsamerweise erinnert sich das Personal nicht mehr an uns.

Gegessen wird an einem einzigen, langen Holztisch, der zu beiden Seiten von ebenso langen, derben Holzbänken umgeben ist. Paare sitzen sich gegenüber und bekommen eine Platznummer in Form eines Fähnchens zwischen ihre Nasen gestellt. Neben uns schlingt ein ausgemergelter Mann Pizzaecken hinunter, während seine Augen voller Gier über die Reste auf seinem Teller hin und her wandern, als müsse er sie vor dem Zugriff Fremder verteidigen.

Wir bestellen jeder selbst eine Pizza. Die große „W“, wie anno 2011, als wir unseren Traum vom Trekking der legendären Route, die die Form des Buchstaben W besitzt, aufgeben mussten. Ich war einer Lungenentzündung nur knapp entgangen und viel zu schwach, um tagelang einen schweren Rucksack zu tragen. Also aßen wir das W, statt es zu laufen.

Als die riesigen Pizzen serviert werden, blickt der Mann von seinem inzwischen leeren Teller auf. Seine Gesichtshaut spannt wie zu enges, vertrocknetes Leder über seine Wangenknochen und ist eigentlich zu dunkel für die hellblonden Kopfhaare. In seinen blauen Augen glitzert etwas, das ich für Funken von Wahnsinn halte.

„Holländer oder Schweizer“, raunt mir Markus zu, „und sicherlich mit dem Rad unterwegs.“

Ich schüttele ungläubig den Kopf.

„Wetten?“, flüstert Markus und behauptet, er erkenne den Typ sofort an dessen irren Blick. „Das ist ein Masochist.“

Dann nickt er freundlich unserem Tischnachbarn zu und sagt: „Du bist mit dem Rad unterwegs, stimmt’s?“

Jähes Erstaunen glättet das Gesicht des Mannes, er fühlt sich erkannt und zugleich irgendwie ertappt. Hastig kämmt er mit den Fingern durch seine struppigen Haare.

„Ja“, stammelt er dann, „ja, ich bin mit dem Fahrrad hier.“

Sein Deutsch klingt merkwürdig, als müsse er selten benutzte Worte erst zusammensuchen. Entweder redet er mit niemandem, oder Deutsch ist eine Fremdsprache für ihn.

„Aus Holland?“, fragt Markus und landet den nächsten Volltreffer.

Der Mann nickt, rückt näher an uns heran und berichtet in Satzfragmenten von den letzten Tagen. Dieser Sturm gestern, Wahnsinn. Er habe bergab kräftig treten müssen und trotzdem nur 15 km/h zustande gebracht, in einem Kuhstall habe er über Nacht Deckung vor dem Sturm gesucht, und heute sei er endlich hier angekommen. Wahnsinn.

Wieder irrlichtern seine Augen.

„Wohin geht die Reise?“, frage ich so schonend wie möglich.

„Bogota.“

„Bogota?“, ich glaube mich verhört zu haben. Ist das nicht die Hauptstadt von Kolumbien?

„Ja, ja Kolumbien!“

Mit dem Fahrrad?!? Elftausend Kilometer von hier entfernt. Sein fanatischer Blick jagt mir Schauer über den Rücken.

Ob er das öfters mache?

„Jeden Winter“, gibt er zu und zählt seine vergangenen Touren auf: von Holland aus quer durch Europa nach Rumänien, Kasachstan, China bis Japan. Ein anders Mal von Thailand, Kambodscha nach Vietnam – immer mit dem Fahrrad. Immer allein, immer autark. Er sagt, er habe in Punta Arenas Menschen getroffen, die seien von Alaska aus mit dem Rad bis hierher gefahren. Schweizer, sagt er, seien es gewesen.

Markus grinst mich an.

„Die spinnen, die Schweizer“, sagt er und der Holländer nickt zustimmend.

Nach dem Mittagessen tanken wir zum ersten Mal. Diesel ist in Chile teuer, aber immer noch günstiger als in Argentinien. Gespannt rechne ich unseren Verbrauch aus: 14,2 Liter auf 100 Kilometer. Das ist relativ viel, wenn man bedenkt, dass wir nie schneller als 80 km/h gefahren sind. Etliche Liter gehen wohl auf Kosten des permanenten Gegenwindes.

Markus hat Probleme mit dem Öffnen des Tankdeckels. Aber zum Glück gibt es hierzulande noch Jobs, die bei uns fast ausgestorben sind. Tankwart ist einer davon. Wir müssen uns erst daran gewöhnen, die Finger vom Zapfhahn zu lassen.

Im Supermarkt bekam ich zuvor Schelte, weil ich das Obst selbst auf die Waage legen wollte. Denn auch dafür steht eigenes Personal, ein Abwieger bereit. Arbeitskräfte dürften billig zu haben sein. Den skurrilsten und trostlosesten Job hatte ein junger Mann inne, der in einer winzigen Regalöffnung der Obstabteilung kauerte. Die Abwiegerin reichte ihm den

etikettierten Beutel mit meinen Äpfeln und er verschloss ihn oben mit einem Knoten, damit ich nicht nachträglich noch etwas einfüllen konnte. Stundenlanges Regalsitzen und Nylonsäcke verknoten, was für eine sinnlose Art sich den Lebensunterhalt zu verdienen! Jedes Thermoschweißgerät könnte die Tätigkeit sofort übernehmen und würde besser in die Luke hineinpassen.

Als der Regen etwas nachlässt, machen wir einen Spaziergang am Meer. Der Wind ist eingeschlafen und auf der glatten, grauen Wasseroberfläche laufen die Kreise vereinzelter Tropfen ineinander über und bilden hübsche Muster. Neben den großen, fetten Magellangänsen watscheln Enten herum, Kormorane hocken mit gespreizten Flügeln wie Statuen auf den Ufersteinen und lassen sich durch die hin- und herflitzenden Seemöwen nicht stören. Nicht weit vom Ufer entfernt dümpeln Schwäne. Wir sehen nur ihre schneeweißen Körper und rätseln, wo bei diesen Federkissen wohl vorne und hinten ist. Hals und Kopf sind vollständig im Meer versenkt. Als sie schließlich zum Luft holen auftauchen, ist unsere Überraschung groß. Im Gegensatz zu ihrem weißen Rumpf sind Hals und Kopf kohlrabenschwarz, als hätten sie in flüssigem Teer gefischt und sich dabei eine blutige Nase geschlagen. Denn im Gesicht leuchtet ein großer roter Fleck.

Aufgeregt kommunizieren sie miteinander und geben dabei sehr melodiose Töne von sich, die sie ständig variieren. Schwanengesang. Ich kannte bislang nur das Wort.

Mit Brotstückchen versuche ich Tiere näher ans Ufer zu locken. Vergeblich. Keiner der Vögel nimmt Notiz von der Aktion. Wahrscheinlich kennen sie chilenisches Brot. Es schmeckt graulich. Weich, gummiartig und fad. Es gibt auch eine Bröselvariante, die sich bloß in der Konsistenz unterscheidet. Was an Geschmack fehlt, machen die Konservierungsstoffe wett. Das von den Vögeln verschmähte Stück Brot blieb die nächsten drei Wochen in einem Nylonsack in unserem Vorratskästchen liegen und war vom frisch gekauften Brot nicht zu unterscheiden. Ich setzte das Experiment fort und erst eine weitere Woche später zeigte sich endlich Schimmel, sodass ich es getrost wegwerfen konnte. Wir ernährten uns derweil von Keksen, die zwar ebenso geschmacksneutral waren, aber wenigstens knuspernten.

Doch zurück zum Strand von Puerto Natales. Dort richtet sich in der Mitte eines Kreisverkehrs ein Riesenfaultier zur vollen Größe auf. Was aussieht wie ein Fantasiemonster aus Jurassic Park ist in Wahrheit die Nachbildung eines Milodons, das tatsächlich hier gelebt haben soll. Fell- und Knochenreste wurden in einer Höhle gefunden, die jetzt zu einer Touristenattraktion umgemodelt worden ist. Wir hielten das 2011 für einen Schmäh und die

Skulptur des zweieinhalbmeterhohen Viehs für einen Werbegag, bis wir zuhause Bruce Chatwins „Patagonien“ lasen. Da reute uns, dass wir nicht einmal ein Foto von dem Monster gemacht hatten. Heute lässt sich dieser Fehler wieder gutmachen und wir posieren wie alle anderen Touristen vor dem Milodon.

Danach fahren wir zu unserem Parkplatz zurück. Es gibt nichts zu tun, es regnet immer noch, auch wenn der Himmel ab und zu etwas heller erscheint. Wir räumen das Gerümpel aus dem Bad. Jetzt, da das warme Wasser funktioniert, möchten wir die Dusche ausprobieren. Aber Markus schimpft wie ein Rohrspatz unterm eisigen Wasser. Was ist denn jetzt schon wieder? Es stellt sich nach einigem Herumprobieren heraus, dass die Armaturen vertauscht sind. Anders als beim Waschbecken sprudelt hier aus dem rechten und blauen (!) Hahn das warme Wasser. Nachdem wir auch diese Nuss geknackt haben, können wir die Dusche genießen. Sie ist wirklich heiß und man möchte gar nicht aufhören, wäre da nicht der fast leere Wassertank. Wahrscheinlich haben wir durch unsere Versuche zuviel Wasser vergeudet. Jedenfalls müssen wir morgen nicht nur Gas kaufen sondern auch unbedingt Wasser nachfüllen. Wir sind knappe Ressourcen nicht gewohnt.

Auch die Enge des Raumes macht uns noch zu schaffen. Es dauert ein Weilchen, bis wir uns arrangiert haben und jeder bequem sitzt und genügend Platz zwischen Decken und Polstern und den Beinen des anderen gefunden hat. Markus studiert das Kamerahandbuch und ich tippe wieder das Tagebuch. Plötzlich spüre ich wärmende Sonnenstrahlen im Nacken und schaue erstaunt auf die Uhr. Es ist 20:30 Uhr! Trotzdem steht die Sonne noch hoch überm Horizont, dort wo die kompakte Wolkendecke gerade zerfranst, als würden sie vom nachrückenden Blau in Stücke gerissen und aufgeessen. Vielleicht haben wir Glück und können morgen auf der Fahrt durch den Nationalpark Torres del Paine einige schöne Ausblicke auf die Cuernos erhaschen. Die Wetterprognose hat uns bereits einen Strich durch die geplante Trekkingtour mit dem Zelt gemacht. Aber sie muss ja nicht stimmen.

12. DEZEMBER 2016 – PUERTO NATALES ZU DEN TORRES DEL PAINE

Gasco lautet der Namen der Firma, die die für uns passenden Gasflaschen verkauft. „Es gibt sie überall“, hatte der Campervermieter gesagt. „Ihr erkennt die Geschäfte an den Schildern mit den roten Flaschen“.

Wir suchen ganz Natales ab. Vergeblich. Aber es muss mindestens einen Gasco-Händler geben, denn alle Chilenen, die wir danach fragen, nicken eifrig und liefern uns Wegbeschreibungen dorthin. Einer malt uns eine

kunstvolle Straßenkarte auf, wo jede Fahrbahn aus zwei parallelen Linien besteht, die sich in den Kreuzungen nicht überschneiden, sondern ausgespart bleiben. Ein anderer listet alle markanten Eckpunkte auf und zählt die Kreuzungen ab, die wir passieren müssen, bevor wir – nicht zu verfehlen – direkt auf Gasco stoßen würden. Einbahnen verhindern jedoch, dass wir den Tipps folgen können. So oft wir auch fragen, erhalten wir andere Antworten, bis wir schließlich systematisch einfach alle Straßen abfahren. Endlich - fernab aller Hinweise - entdecken wir ein Gasco-Schild. Glücklicherweise biegen wir in den Innenhof des Geschäfts ein, aber der Verkäufer winkt bereits ab, bevor wir ausgestiegen sind.

„Falsche Größe“, sagt er und deutet auf sein Lager, wo nur riesige Behälter gestapelt sind. Aber das Geschäft für kleine Campingflaschen sei ganz in der Nähe, versichert er.

Wir finden es trotzdem nicht. Frustriert halten wir am Straßenrand. Was tun? Wenn wenigstens jemand da wäre, den man fragen könnte, denke ich und blicke auf die menschenleere Gasse. Da entdecke ich ein Gasco Schild auf einer Haustüre. Verwundert steige ich aus. Ist es ein Werbeschild oder ein Hinweis auf eine Verkaufsstelle? Die Türe ist abgesperrt. Auf mein Läuten hin passiert nichts.

Kaum sitze ich wieder im Auto, geht gegenüber ein Fenster auf, ein Frauenkopf erscheint. Rasch steige ich wieder aus und stammle wie ein Analphabet „Gasco, Gasco?“, ohne irgendein ein höfliches spanisches Wort davor oder danach. Die Frau nickt stumm und spannt mit beiden Händen die Größe unserer Gasflaschentypen auf. Ich nicke ebenso stumm, worauf die Frau das Fenster schließt. „Ähm, und jetzt?“, frage ich mich.

Da öffnet sich das Garagentor und die Frau fordert mit ungeduldigen Gesten, als würde sie schon eine halbe Ewigkeit warten, unsere leere Gasflasche. Eine volle hat sie bereits in der Hand. Als ich ihr hernach auf gut Glück einen Geldschein reiche, schüttelt sie den Kopf und zieht eine kleinere Note (10.000 Pesos) aus meiner Geldbörse. Der Abschied erfolgt ebenso wortlos wie der ganze Handel. Wumm, Garagentor zu und wir stehen da. Mit der langersehnten neuen Gasflasche. War doch einfach und rasch erledigt, nicht?

Jetzt fehlt uns nur mehr Wasser. Auf dem Weg zur Tankstelle kommen wir am Wartungszentrum für Freilandbusse vorbei. Einer wird gerade abgespritzt. Kurzerhand fahren wir hinzu und bitten um den Schlauch.

„Kein Problem“, meint der Arbeiter und wir öffnen den Einfüllstutzen zum Tank. Der Mann steckt den Schlauch hinein und, nachdem ein paar Minuten vergangen sind, staunt er. Er beginnt nervös zu werden, blickt auf die Uhr, auf uns und unter den Camper, als suche er ein geheimes Ablaufrohr. So viel Wasser kann unser Tank doch unmöglich fassen, scheint er sich zu denken.



Im Anflug



Die Cuernos



1. Nacht



Vielleicht vermutet er auch eine versteckte Kamera, die ihn bald als gutgläubigen Deppen entlarvt. Schließlich sagt er barsch: „No!“ und will den Schlauch abziehen. Wir flehen ihn an, noch etwas Geduld zu haben, doch dann kommt sein Chef und will wissen, womit wir seinen Mann von der Arbeit abhalten. Außerdem blockieren wir die Ausfahrt für einen Bus, der fahrplanmäßig losfahren sollte.

In diesem Moment plätschert es aus dem Überlaufrohr, wir bedanken uns überschwänglich und hauen ab. Endlich können wir Puerto Natales verlassen.

Die Wolken haben sich zu einer kompakten Masse verdichtet und bilden eine niedrigere Decke weit unterm Gipfelniveau. Zwar gibt es überm Flachland hellere Stellen im Einheitsgrau, aber dort, wo die Wolken an Berghänge stoßen, gehen Regenschauer nieder.

Der Anblick zweier riesiger Kondore überrascht uns.

„Bleib stehen!“, rufe ich und wäre am liebsten aus dem fahrenden Auto gesprungen, um die Andengeier zu fotografieren, die an dem Hügel soaren, auf den sich unser Camper hinaufquält. So nah waren wir den gewaltigen Vögeln noch nie gewesen. Doch Markus braucht zum Parken eine etwas flachere Stelle und die ergibt sich erst etliche Kehren weiter oben. Als wir aussteigen, sind die Vögel weg. Dafür bemerken wir, wie aus dem Tanküberlauf Wasser quillt als hätten wir einen Hahn voll aufgedreht. Spontan dichtet Markus mit der Hand das Schlauchende ab. Der Wasserverlust ist damit zwar gestoppt, aber Lösung ist das keine.

Die dunkle Linie im Staub der Schotterstraße beweist, dass wir, wenn es aufwärts geht, eine nasse Spur hinter uns herziehen. Wir fahren ständig Auf und Ab. Kein Wunder, dass der Wassertank nur mehr einen Stand von 2/3 anzeigt.

Was tun?

Ich krame Heftpflaster und Nylonfolie hervor, um Markus abzulösen. Wir basteln daraus einen dichtenden Pfropfen. Wir fragen uns bloß, weshalb das nicht standardmäßig vorgesehen ist. Wozu ist der Überlauf eigentlich gut?

Als ich Timo übers Notfallhandy erreiche und ihm unsere Stöpselerfindung schildere, meint er, es sei keine gute Idee ein Entlüftungssystem abzudichten. Allerdings kann er mir nicht sagen, was für Konsequenzen das haben könnte. Aber ratsam sei es keinesfalls! Und er verstehe nicht, weshalb wir so ein Drama um den Wasserverlust machen würden, mehr als 10 Liter schwappten da nie und nimmer heraus. Wir müssten eben besser haushalten und lernen mit den beschränkten Ressourcen umzugehen.

Der hat Nerven, denken wir und lassen den Pfropfen stecken. Uns reut jeder Tropfen.

Wir nähern uns dem Nationalpark Torres del Paine von Süden her. An der Höhle des Milodon fahren wir vorbei, ohne sie zu besichtigen. Die davor parkenden Reisebusse schrecken uns ab. Angeblich ist außer ein paar Fellfetzen nicht viel zu sehen.

Vor uns breitet sich eine fantastische Landschaft aus, hügelig mit eingebetteten Seen, umgeben von blühenden Sträuchern, die von bizarren Gehölzen überragt werden. Der berüchtigte patagonische Wind lässt keinen normalen Wuchs zu. Er verkrüppelt Bäume, die es wagen, ihm zu trotzen. Und am Ende bleibt ein gebleichtes Holzskelett zurück, das den verlorenen Überlebenskampf so eindrücklich darstellt, als hätte man einen Künstler beauftragt, eine Skulptur für Patagonien zu schaffen.

Einmal halten wir an, um uns durch dichtes und stachelbewehrtes Buschwerk zum Ufer eines tiefblauen Sees hinabzuzwängen. Ein sinnloses Unternehmen, das uns nur die Kleidung zerfetzt, weil wir auch am Kiesstrand vom Dornengestrüpp gefangen sind und uns bloß wenige Meter vor uns zurück bewegen können.

Aber weiter oben, neben unserem Parkplatz, fließt ein liebliches Bächlein durch eine Wiese und wir verspeisen dort unsere mitgebrachten Brote und eine überreife Mango. Mit dem Bachwasser wollen wir den Wassertank wieder auffüllen. Seltsamerweise geht nichts hinein, obwohl die Tankanzeige auf 2/3 voll steht. Irgendwann dämmert uns, dass wir zuerst den Pfropfen aus dem abgedichteten Überlauf ziehen müssen, ... Voilà! Danach ist der Tank voll und bleibt es dank unseres Stöpsels auch. Wir finden unsere Idee genial, egal was Timo dazu sagen würde.

Je näher wir den Torres del Paine kommen, desto öfter brechen Sonnenstrahlen durch die Wolkendecke. Auf jeder Hügelkuppe, über die die Straße führt, halten wir an, um Fotos zu machen. Einmal lockt uns der Ausblick auf die Randzunge des Inlandeisfeldes, die sich leuchtend blau zwischen niederen Bergen bis ins Flachland vorwagt, als wolle sie dort am Grün lecken, ein anderes Mal öffnet sich der Regenvorhang und gibt die Gletscherbrüche am Bergmassiv des Paine Grande frei. Die zerklüfteten Eismassen erstrahlen im Sonnenlicht, obwohl in rascher Folge Schnee- und Regenschauer darüber hinweg ziehen. Niederschläge und Sonnenstrahlen fallen gleichzeitig vom Himmel. Das Phänomen muss mit dem Sturm zusammenhängen, der die Wolken zerfetzt, während sie ihre Schleusen öffnen. Die Granitwände der Cuernos sind immer nur für kurze Zeit weiß angestaubt, bis der Wind die Graupelkörner von den glatten Felsen geblasen hat und sie wieder braun und täuschend warm wirken.

Es kursiert der Spruch: Gefällt dir das patagonische Wetter nicht, dann warte fünf Minuten. Hier, über den Gipfeln des Nationalparks Torres del Paine, passieren alle Wetterarten gleichzeitig.

Vor dieser gewaltigen Kulisse liegt der Lago del Toro und schimmert in eigentümlichem Blau. Seine Uferböschungen sind mit dunklem Moosgrün überzogen und mit windverzerrten Baumskulpturen bestückt. Das Wetter untermalt die Dramatik der Landschaft. Purer Sonnenschein wäre viel zu lieblich. Markus würde sich nur etwas weniger Wind wünschen. Ohne Deckung und die Möglichkeit, das Objektiv irgendwo aufzulegen, ist ans Fotografieren nicht zu denken. Der Sturm lässt uns nicht einmal gerade stehen.

Als wir schließlich von den Hügeln hinunter zum Rio Serrano und somit zum Eingang des Nationalparks fahren, sind wir dem Sturm weniger ausgesetzt. Wir queren weites Grasland, in dem Magellangänse und Ibisse zwischen goldgelben Halmen umherwandern. Die Vögel sind von unserer Anwesenheit unbeeindruckt, erst als Markus die Kamera holt, trippeln sie eilig davon.

TORRES DEL PAINE

Nachdem wir das Eintrittsgeld bezahlt haben, fahren wir dem Ufer des Lago Pehoe entlang. Dieser See ist berühmt für seine außergewöhnliche Farbe, die man am besten mit Lapislazuli beschreibt. Auf den Postkartenfotos des Nationalparks leuchtet der See, als hätte man ihn mit Photoshop bearbeitet und dabei maßlos übertrieben. Aber in Wirklichkeit ist seine Farbe noch viel ungewöhnlicher. Unwillkürlich nimmt man die Sonnenbrille ab, um sich zu vergewissern, ob dieses Blau eventuell durch die Tönung des Glases verfälscht wird. So sieht doch kein Wasser aus! Das Geheimnis des türkisen Leuchtens hängt vermutlich mit den mineralischen Schwebstoffen zusammen, die von den Gletschern abgeschabt werden und übers Schmelzwasser in den See gelangen.

An einer Stelle, wo der See durch eine kleine Landzunge eingeengt wird, liegt der Campingplatz Pehoe. Da im Nationalpark kein wildes Campen erlaubt ist, suchen wir uns dort ein Plätzchen aus, mit freiem Blick über den See auf die Cuernos. Die Waschräume liegen hinten zwischen Bäumen versteckt, sind sauber und mit heißen Duschen ausgestattet. Man rät uns, auf den Puma zu achten, der hier manchmal umherstreife. Wir bekommen ihn leider nicht zu Gesicht, dafür sehe ich zum ersten Mal ein lebendes Gürteltier, das in der

Nähe unseres Stellplatzes eine Böschung durchlöchert. Es sind nur wenige Touristen hier, die Luft ist erfüllt vom Vogelgesang und überall hoppeln Hasen durchs hohe Gras. Wir fühlen uns wie im Paradies.

Vom Campingplatz ist es ein Katzensprung bis zum berühmten Wasserfall, dem Salto Grande, der seine Existenz der Kombination eines beträchtlichen Niveauunterschiedes der beiden Seen Nordenskjöld und Pehoe und einer felsigen Schlucht verdankt. Die Wassermassen drängen in einem mächtigen Strom Richtung Abfluss, die Oberfläche ist noch glatt und die türkise Farbe kann ihre volle Leuchtkraft entfalten. Sobald die Felsen enger zusammenrücken, schäumt das Wasser durch die Randwirbel zu weißen Gischtkronen auf, der blaue Mittelstrahl schießt weit über eine unsichtbare Kante hinaus und stürzt dann mit Getöse in die Schlucht. Die Felsen, auf denen wir sitzen um das Schauspiel zu beobachten, zittern unter den Erschütterungen. Unter uns brodelt eine weiße Hölle, aus der immer wieder Fontänen gleich Geysiren in die Höhe geschleudert werden. In den zurückfallenden Wassertropfen funkeln Regenbogen, Gischtnebel wabern den Schluchtwänden entlang und benetzen Moospolster mit glitzernden Perlen.

Weshalb wir vor 5 Jahren auf den Besuch des Wasserfalls verzichtet haben, ist uns heute unerklärlich. Damals hatten sich alle Insassen des Busses, mit dem auch wir zum Hafen am Lago Pehoe gefahren waren, auf den zwanzigminütigen Weg zum Salto Grande gemacht. Wir blieben lieber am Hafen und warteten auf das Boot. Vielleicht aufgrund unserer Gruppenphobie oder der überheblichen Meinung, dass uns Alpenbewohnern in punkto Wasserfall kein anderes Land etwas bieten könne. Zum Glück lässt sich heute das Versäumte nachholen.

Vom Salto Grande führt ein Weg den fjordartigen Buchten des Lago Nordenskjöld entlang zum Aussichtspunkt *Mirador Cuernos*. Ursprünglich war das Land hier bewaldet, bonsaiartige Krüppelbuchen trotzten den widrigen klimatischen Bedingungen. Aber einer durch Unachtsamkeit entfachten Feuersbrunst hielten sie nicht stand. Was in hunderten Jahren mühsam gewachsen war, wurde von nur einem Touristen innert weniger Stunden abgefackelt. Wahrscheinlich hatte der sich bloß einen heißen Tee kochen wollen und dabei war irgendwas außer Kontrolle geraten. Nun stehen bleiche Holzskelette zwischen den Polsterpflanzen und gemahnen an die Katastrophe vor wenigen Jahren. Nichtsdestotrotz eignen sie sich hervorragend als Fotomotive und passen sogar besser zur dramatischen Kulisse der Cuernos als ein Laubwald. Dass Tod so schön sein kann, denke ich während des Knipsens und schäme mich ein bisschen dafür. Die abgestorbenen Äste ragen als bizarre Skulpturen aus der unversehrten

Kissenlandschaft der Bodenbedecker. Dem stacheligen Grünzeug hatte das Feuer offenbar nichts anhaben können. Wahrscheinlich hatte der pausenlose Sturm eine Flammenwalze übers Land gejagt, die bloß die Blätter versengt hat. Denn es liegen keine verkohlten Reste herum, die Baumstrukturen sind bis in die kleinsten Astspitzen erhalten. Das rindenlose Holz ist knochenweiß und nur stellenweise verkohlt. In der Senke zwischen zwei Hügeln steht sogar noch ein kleines Wäldchen aus Baumskeletten. Eine märchenhafte Bonsailandschaft, wie aus Elfenbein geschnitzt.

Hinter dem nächsten Hügel schwappt ein Seitenarm des Lago Nordenskjöld in die grüne Landschaft. Das türkise Wasser schlägt Schaumbläschen und hinterlässt weiße Fächer auf schwarzem Sand. Ein Baumgerippe ziert das Ufer, im Hintergrund schleppen dunkle Wolken Regenfahnen an den braunen Granitwänden der Cuernos vorbei. Zwischen den Vorhängen aus Tropfen und Graupelschauern blitzt Gletschereis hervor. Und um die Farbenpracht zu vervollständigen sind an der Ostseite der Hügel die Knospen der Polsterpflanzen aufgegangen und bilden gelbe Sternchen. Als wir glauben, kitschiger könnte es nicht mehr werden, erreichen wir den Mirador, den Aussichtsplatz, umgeben von leuchtend roten Flechten.

„Jetzt müssen nur mehr die Wolken verschwinden“, sagt Markus und grinst breit. Bescheidenheit ist nicht unsere Stärke, dafür können wir Geduld aufbringen, wenn es sein muss.

Wir setzen uns hin und warten.

Großes Kino und wir in der ersten Reihe fußfrei. Unter uns die türkise Wasserfläche des Lago Nordenskjöld, am anderen Ufer die steilen, dunkelgrünen Hänge, aus denen unvermittelt die Granitwände der Cuernos empor ragen. Von Wind und Wetter glattpolierte Felsen, auf denen weder Schnee noch Eis haften können. Die Graupelschauer rieseln ohne Spuren zu hinterlassen hinab und türmen sich am Fuß der Wände zu weißen Maden. Oben auf den Granitpfeilern sitzen die eigentlichen Cuernos, zu Deutsch „Hörner“. Schwarze Zacken, kantig und verwegen geformt. Der Übergang vom hellen Granit zu den schwarzen Gipfeln ist eine messerscharfe Linie wie mit dem Lineal gezogen. Diesem Kontrast in Farbe und Form verdankt das Bergmassiv seine Berühmtheit.

Plötzlich zieht etwas anderes unsere Aufmerksamkeit auf sich.

„Was ist das da oben?“, frage ich Markus und deute auf den seltsam genoppten Rand einer Wolkenbank, die das Bergmassiv zu unserer Linken verhüllt.

Markus setzt den Feldstecher an.

Die feuchte Luft, die vom Meer kommend übers Inlandeis strömt, kondensiert zu monströsen Wolkentürmen, die der Wind über die Bergbarriere presst. Gleich einem unaufhörlichen Wasserfall stürzt die

weißgraue Masse danach auf unserer Seite ins Lee hinab und löst sich bis auf ein paar dünne Schleier auf, bevor sie den Talboden erreicht. Ein beeindruckendes Schauspiel, das bis vor kurzem immer gleich schien. Doch nun bleiben einige bizarre Wolkenreste am blauen Himmel stehen, als wären sie dort festgeklebt. Weißblaue Türmchen, die wie Wellenbrecher die sie umströmende Nebelmasse teilen.

„Das ist Eis“, sagt Markus und reicht mir das Fernglas.

„Und wie kommt das Eis in den Himmel?“, frage ich während ich fokussiere. Dann verschlägt mir das Bild, das sich durch die Vergrößerung bietet, die Sprache. Eine Reihe von pilzförmigen Wülsten und Ausstülpungen zu einer Art Krone gruppiert harrt inmitten eines wogenden Meeres aus Wolkenfetzen an Ort und Stelle, als hätte sie im blauen Himmel Anker geworfen.

„Muss der Gipfel des Paine Grande sein“, sagt Markus und klappt die Landkarte auf, „dreitausendundfünfzig Meter hoch.“

Was für ein Sturm dort oben wütet! Immer wieder werden die Türme von den Wolken überspült. Diese permanente Feuchtigkeit legt dicke Bandagen aus sogenanntem Rim-Ice über die felsigen Gratzacken. Man muss sich das wie hunderte Schichten aus Raureif vorstellen, vom Wind aufeinander gepresst. Das ist kein Eis, in dem ein Pickel Halt finden kann. Viele Gipfel Patagoniens, allen voran der berühmte Cerro Torre, tragen diese für Bergsteiger fast unüberwindbare Haube aus meterdickem Reif.

„Wow“, sage ich beeindruckt und will das Fernglas Markus zurückgeben. Doch er hat bereits das kleine Fotostativ in Stellung gebracht und versucht die Szene über das Teleobjektiv einzufangen. Die Wolken werden immer dünner, lichtdurchlässiger und bald schwebt der ganze Gipfelgrat über dem Gewoge aus leuchtenden Nebelsträngen.

Mir tränen die Augen. „Das kommt vom Fernglas“, beeile ich mich zu sagen. Markus findet es nämlich immer lustig, wenn mich Schönheit derart berührt, dass ich weinen muss. Ich verstehe ja selbst nicht, welche Verbindung zwischen Glück und Trauer besteht. Ist Ergriffenheit der gemeinsame Nenner? Egal, ich bin überwältigt und jetzt schon überzeugt, dass sich die weite Reise rentiert hat.

Nach rund zwei Stunden verlassen wir den Mirador. Kein Mensch blieb hier so lange wie wir. Die meisten Touristen posierten für ein „ich-war-da-Foto“, sahen sich kurz um und waren nach zehn Minuten wieder weg.

Wir trödeln sogar auf dem Rückweg herum. Grund dafür ist das Licht, das am Nachmittag weich und golden wird und die Landschaft mit einem besonderen Zauber versieht. Als wir endlich am Campingplatz eintreffen, ist die Sonne bereits untergegangen und der makellose Himmel schimmert rosa

über den Cuernos. Nur der Paine Grande trägt noch eine kleine Wolkenstola. Hinterm Campingplatz, im Osten steigt ein riesenhafter Vollmond empor. Wir beeilen uns zu duschen, denn wir wollen keine Minute des Abendrots versäumen. Mit nassen Haaren sitzen wir wieder im Camper und fahren zwei Kilometer zur Hosteria Pehoe, einem auf einer Insel gelegenen Nobelhotel, das nur über eine schmale Fußgängerbrücke erreicht werden kann. Hier treffen allerletzte Sonnenstrahlen auf die gelb blühenden Ginsterbüsche am Ufer. Unter den Planken des Steges kräuselt sich das türkise Seewasser im Wind. Es ist kalt, vor allem mit unseren feuchten Haaren, aber wir können nicht umhin, als auf der Brücke inne zu halten und wie gebannt auf die Verfärbung der Cuernos zu starren. Das Bild, das sich uns bietet, kennen wir zwar schon aus den Prospekten, aber jetzt ist es real, riesig in seiner Dimension und durch die stete Wandlung der Farben lebendig geworden. Dieses Panorama zählt berechtigt zu den schönsten auf der Welt. Getrappel lässt die Brücke erzittern und reißt uns aus der Trance. Eine Gruppe Asiaten stürmt herbei und wir beeilen uns ins Restaurant zu kommen. Wir haben keine Reservierung – aber dennoch Glück. Ein Fensterplatz ist frei und wir können den ganzen Abend lang zusehen, wie das Licht auf den Cuernos verblasst und dem kalten Mondschein weicht. Eine sternenklare Nacht zeichnet sich ab. Keine Wetterprognose hat uns darauf vorbereitet. Unser Plan sah vor, dass wir zuerst zum Gletscher Grey wandern und danach, im Zuge der Weiterreise, am Nordende des Nationalparks nochmals übernachten, um von dort aus frühmorgens zu den Tres Torres aufbrechen zu können. „Sollen wir den Plan ändern?“, frage ich Markus. „Dann würden wir aber zweimal quer durch den Park fahren, das sind fast 70 Kilometer Schotterpiste Umweg.“ „Für die kleine Chance, dass das Wetter hält, was es jetzt verspricht“, ergänzt Markus. Wir entscheiden gegen unser Bauchgefühl und stellen den Wecker auf 6:30 Uhr. Das genügt um das Boot für die Gletschertour zu erreichen.

13. DEZEMBER 2016 – IM NATIONALPARK TORRES DEL PAINE

Mitten in der Nacht, als ich einmal hinausgehe und über mir nur Sterne sehe, bereue ich unseren Entschluss. Hinter dem silbrigen Seespiegel hebt sich die Bergkette bleich vom Himmel ab. Keine Wolke, kein Nebel. Nichts. Eine Stunde vor dem Weckerläuten verlässt Markus den Camper, den Fotoapparat in der Hand. Schnell ziehe auch ich mich an. Die Morgensonne legt dem Gletscher des Paine Grande ein zartes Rouge auf und bringt die Granitwände der Cuernos zum Erglühen. Ein wunderschönes Morgenrot

flammt kurze Zeit später über den gesamten Bergstock. Ich kann das Schauspiel durchs Küchenfenster beobachten, während ich das Frühstück zubereite.

PLANÄNDERUNG – TRES TORRES

Bald darauf rumpeln wir über die Schotterpiste quer durch den Nationalpark. Das schmutzige Geschirr scheppert im Waschbecken. Wir haben es eilig. Die Wanderung zu den Tres Torres ist mit vier Stunden Gehzeit angegeben. Und die Fahrt bis zum Ausgangspunkt wird mindestens eine Stunde dauern.

Ob das Wetter so lange hält?

Ich bin nervös.

Dabei könnte zumindest ich die Fahrt genießen. Im Gegensatz zu Markus, der sich auf die Schlaglöcher konzentrieren muss, habe ich Zeit. Die Fahrbahn windet sich durch die Hügel und gibt immer wieder fantastische Blicke auf die Cuernos frei. Sie sind zum Greifen nah. Die Morgensonne schmeichelt dem glatten Granit und zaubert Farben und Maserungen hervor, die uns zum Anhalten zwingen. Wir *müssen* Fotos machen. Hinter der nächsten Biegung warten Guanakos am Straßenrand. Rasch ein Foto. Dann leuchtet der See wie ein polierter Edelstein. Das einzigartige Türkis durchs Beifahrerfenster geknipst. Und dort hinten, schau: Das Inlandeis! Markus stellt seufzend den Motor ab. Da reicht kein Foto mehr, das muss mit dem Fernglas betrachtet werden. Ein dicker Seitenarm des Hielo Sur, der zweitgrößten Eisfläche Amerikas, schiebt sich über das Hochland. Einzelne Felsinseln ragen aus dem Weiß. Die Randzonen des Gletschers sind zerklüftet und ausgefranst. Auf abgeschabtem Gestein bleiben haushohe Blöcke zurück, wo sie allmählich vergehen. Ihr Schmelzwasser färbt die Felsen dunkel. Das Gletschersterben ist auch in Patagonien nicht zu übersehen.

Um zehn Minuten vor acht Uhr brechen wir endlich zur Wanderung auf. Es ist die erste in diesem Urlaub und mein Körper freut sich über die Bewegung. Wir schlagen ein rasches Tempo an, weil wir dem schönen Wetter nicht trauen. Die Tres Torres sind unseren Blicken entzogen, ein Hügel, den wir erklimmen müssen, steht davor.

An diesen Hügel erinnere ich mich noch gut. Damals, vor fünf Jahren kam er mir extrem steil vor. Obwohl Markus meinen Rucksack trug, musste ich etliche Verschnaufpausen einlegen, um dann oben angekommen einzugestehen, dass ich überfordert sei. Meine nicht auskurierte beinahe-Lungenentzündung forderte ihren Tribut. Das Wetter machte uns die Umkehr leicht. Ein Schneesturm fegte uns regelrecht wieder hinab. Die Tres Torres hätten wir nie gesehen.



Am Salto Grande



Paine Grande



Die Cuernos abends



und im Morgenrot

Nun haben wir eine zweite Chance erhalten. Wir rennen den Hügel hinauf - es ist noch immer wolkenlos - und hetzen weiter zum Refugio Chileno. Von dieser Hütte aus kann man einen Blick auf die Torres werfen, bevor man in den dichten Wald eintaucht. Die hellbraunen Granittürme ragen in makellos blauen Himmel auf. Trotzdem gönnen wir uns keine Pause. Fast im Laufschrift eilen wir im Schatten der Bäume dahin, bis wir beim Campamento Torres den Wald hinter uns lassen. Vor uns liegt nur mehr der steile Anstieg über ein grobes Geröllfeld, hinter dem die Laguna Torres und die Tres Torres verborgen sind. Am Horizont trübt sich der Himmel ein, das Blau wird milchig, Schleierwolken ziehen heran. Die Zeit wird knapp. Ich mobilisiere meine letzten Reserven und stürme das Steilstück hinauf. Der Gedanke, dass wir eine halbe Stunde zu spät dran sein könnten, treibt mich zur Höchstleistung an. Nach weniger als drei Stunden, anstatt der angegebenen vier Stunden, erreiche ich den Aussichtspunkt ein paar Minuten vor Markus. Unter blauem Himmel. Die Schleierwolken haben sich wieder aufgelöst. Wäre ich nicht so außer Atem, würde ich jetzt juchzen! So aber schwenke ich nur meinen Sonnenhut, um Markus anzuzeigen, dass ich es geschafft habe.

Eine Steinwüste erstreckt sich hinter dem Felssturz, der das kleine Seitental mit einem Wall aus großen Blöcken abriegelt und das Schmelzwasser zu einem See staut. Sowohl von den linken als auch von den rechten Bergen ziehen sich steile Geröllhalden bis zum See hinab und tauchen in sein stahlblau schimmerndes Wasser ein. Nichts Organisches trübt seine kristallene Klarheit, es gibt hier weder Pflanzen noch Tiere. Das hintere Ende des Sees wird durch eine mehr als hundert Meter hohe, senkrechte Felswand gebildet. Ihr heller Granit ist von dunklen Strichen durchkreuzt, Spuren vom Schmelzwasser, das vom schmalen Eisband am Fuß der Torres stammt. Der in der Karte vermerkte Gletscher muss in den letzten Jahren arg geschrumpft sein. Dafür stehen die Tres Torres in voller Größe da. Drei riesige Pfeiler aus graubraunem Granit. Der Torre Central reckt sich über eintausend Meter senkrecht in die Höhe. Durchs Fernglas erkennen wir, dass die so glatt wirkende Wand mit rötlichen Gesteinsschuppen bedeckt ist. Diese Platten sind wie bei einem umgekehrten Tannenzapfen angeordnet und bilden lauter Überhänge, die die Türme unbesteigbar erscheinen lassen. Für uns zumindest.

Noch herrscht absolute Windstille. Die Seeoberfläche ist ein derart makelloser Spiegel, dass wir die Wasserstandslinie nur an der Nahtstelle des verkippten Landschaftsbildes erkennen können. Markus zoomt zur Felswand

mit den dunklen Spuren des Schmelzwassers. Durch die Spiegelung erhält er ein Foto, das wie ein abstraktes Gemälde aussieht.

Nachdem wir die Tres Torres in Hoch- und Querformat, mit und ohne uns abgelichtet haben, gönnen wir uns endlich die mitgebrachte Jause. Während wir essen, bilden sich erneut Schleierwolken und rauben dem Himmel das Blau. Unangenehmer Wind frischt auf und bläst mir den Sonnenhut vom Kopf. Wir ziehen Stück für Stück unserer Kleidung an, bis die Rucksäcke leer sind und uns trotzdem friert. Die Tres Torres sind zwar immer noch wolkenfrei, heben sich jedoch vom bleiernen Hintergrund nicht mehr so schön ab wie vorhin. Auch der Seespiegel ist stumpf geworden, nervöses Gekräusel hat das Bild verwischt.

Zeit für den Aufbruch.

Beim Abstieg geraten wir in den Gegenverkehr. Ein nicht abreißender Strom an Menschen unterschiedlicher Ethnien zieht an uns vorbei. Entsprechend abwechslungsreich ist ihr Erscheinungsbild, Chinesinnen in neonpinkem Nylonzeug und rosa Sneakers, Deutsche in Goretex, Engländer in Jeans und junge Mädchen, die wir nicht zuordnen können, in knappen Höschen und Tops, die als Unterwäsche durchgehen würden. Menschen mit riesigem Gepäck, andere nur mit einem Handy, alt und jung, noch fit oder schon völlig entkräftet. Die Karawane umfasst hunderte Wanderer, die alle hinauf zur Laguna Tres Torres wollen.

„Da oben wird's wohl bald eng werden“, meint Markus. Wir waren fast alleine gewesen.

Beim Refugio Chileno legen wir eine kurze Pause ein, denn im Baum neben dem Picknickplatz ist ein großer Vogel gelandet. Seit Markus diese Spiegelreflexkamera herumschleppt ist kein Tier vor ihm sicher. Vor allem das Federvieh hat es ihm angetan. Wie ein Jäger pirscht er sich an seine Beute an. Der Vogel dreht den Kopf und blickt direkt in die Linse.

„Hab ihn“, flüstert Markus hochofren und hält mir das Display unter die Nase.

„Ich seh' ihn doch selber“, wehre ich ab. Der Vogel hockt keine zehn Meter von mir entfernt.

Es ist ein Karakara. Groß wie ein Adler, mit einer dunklen Piratenhaube über dem geröteten Gesicht. Auf Markus' Foto wirkt der Raubvogel noch imposanter als in natura.

„Das musst du zugeben, nicht?“, triumphiert Markus.

Als wir beim Camper eintreffen, plagt uns Hunger. Im nahegelegenen Refugio Las Torres hatten wir 2011 zu Abend gegessen. Nun ist es früher Nachmittag und wir sind die einzigen Gäste. In der Küche sind sie damit beschäftigt, das Abendmenü zu kochen. Ravemusik dröhnt durch den Gasträum und lässt die Scheiben erzittern. Ich muss einer Kellnerin meine Wünsche ins Ohr schreien. „Was?“, brüllt sie zurück.

Es ist unmöglich sich zu verständigen.

Ich suche daher die Quelle des Lärms und stehe ratlos vor der Anlage. Welcher Regler könnte es wohl sein? Hilfe naht. Der Koch holt sich etwas aus der Bar und dreht die Musik einige Dezibel zurück. Schreien muss man trotzdem noch.

„Papas!“

„Papas?“

„Si, papas!“

Dasselbe wiederholen wir mit *verdura*, *aceitunas*, *aguacate*.

Kurze Zeit später bekommen wir eine riesige Portion gekochter Kartoffeln, mit Zwiebeln, Oliven, Avocados und Essiggurken serviert. Ohne die nervtötende Musik wäre es ein wunderbares Essen. Mit Serviettenkugeln in den Ohren ist der Genuss etwas getrübt. Wir beeilen uns hinauszukommen, bevor wir einen Hörsturz erleiden.

Wir kehren zum Campingplatz Pehoe zurück. Es wäre praktisch, wenn unser Wasserschlauch zum Schraubverschluss des Hahnes passen würde, der neben unserem Stellplatz montiert ist. Tut er aber nicht. Es fehlt ein passender Adapter. Im Shop des Campingplatzes zuckt man mit den Schultern.

Markus versucht, mit bloßen Händen den Adapter zu simulieren. Aber das Wasser spritzt mit großem Druck zwischen seinen Finger heraus. Also füllen wir unsere 5-Liter Wasserkanister und kippen sie der Reihe nach in den Tank. Problematisch ist der tiefliegende Tankstutzen, der vom Camperaufbau überragt wird. Man bräuchte einen langen Trichter. Aber auch dazu hat das Personal im Shop nur ein Schulterzucken übrig. Also leeren wir die Kanister mit viel Schwung, um einen Großteil des Wassers in den Tank zu bekommen. Der Rest landet auf uns. Bis der 70 Liter-Tank voll ist, sind wir nass.

Macht nichts, das Gewand wollte ich ohnehin waschen. Mit Dreckwäsche und Schampon ziehe ich mich in die Campingplatzdusche zurück. Markus spannt derweil Wäscheleinen und schnitzt aus einem Buchenast einen passenden Stöpsel für den Überlauf des Wassertanks. Unser Nylon-Heftpflaster-Gemisch war nur ein Provisorium gewesen.

Als ich aus der Dusche komme, ist die Sonne hinter Wolken verschwunden. Mit nassen Haaren ist es unangenehm kühl. Doch Markus hat eine gute Idee. Ich solle die Heizung aufdrehen und das Gebläse als Fön benützen. Die Lüftungsschlitze befinden sich allerdings nur ca 30 cm über dem Fußboden. Am besten wäre es, ich würde einen Kopfstand davor machen! Aber es geht auch kniend mit hängendem Haupt, als würde ich Buße üben. In dieser Stellung kann ich die Gasflamme hinter dem Gitter züngeln sehen. Ein mulmiges Gefühl, wenn davor lange Haare flattern. Markus lacht über meinen Respektabstand.

„Du musst näher hin, sonst dauert das Stunden“, belehrt er mich von oben herab.

„Und wenn ich Feuer fange?“

„Jetzt haben wir genug Wasser im Tank“, witzelt er.

Später sitzen wir bei einer dampfenden Tasse Malzkaffee im warmen Camper und beobachten, wie sich die Wolken über den Cuernos verdichten und sich ihre nasse Fracht in die Seitentäler entlädt. Als es auch bei uns zu regnen beginnt, holt Markus die Wäsche herein.

ZUM MIRADOR GLACIAR GREY

14. DEZEMBER 2016 – IM NATIONALPARK TORRES DEL PAINE

Am nächsten Morgen, es ist noch sehr früh, muss ich raus zum Wasserlassen. Ich kauere mich ins hohe Gras vor einem Gestrüpp, als plötzlich etwas Braunes hervor schießt und mit riesigen Sprüngen davonjagt. Der Hase erschreckt mich genauso wie ich ihn zuvor.

Es ist gut, dass wir die Tres Torres Tour gestern unternommen hatten, denn heute sieht das Wetter nicht vielversprechend aus. Wir frühstücken zwar in der Sonne, doch die Berggipfel sind von einer niedrigen Wolkendecke gekappt.

Als wir das Boot besteigen, das uns über den Lago Pehoe zum Refugio Paine Grande schippern wird, reißen die Wolken auf und das Sonnenlicht bringt das Seewasser mit seiner unvergleichlichen Farbe zum Leuchten. Wir sichern uns ein gutes Plätzchen an Deck, denn wir wissen noch von 2011, was für ein grandioses Farbenspiel uns erwartet. Erst tuckern wir langsam an der Einmündung des Zuflusses aus der Wasserfallschlucht vorbei. Dabei gleitet das Boot über den See ohne dessen seidige Oberfläche zu verletzen; die sanften Wellen bleiben glatt und blau. Dann aber röhren die Motoren auf und weiße Sprudelblasen kochen hoch. Das eigenartige Blau des Sees wird

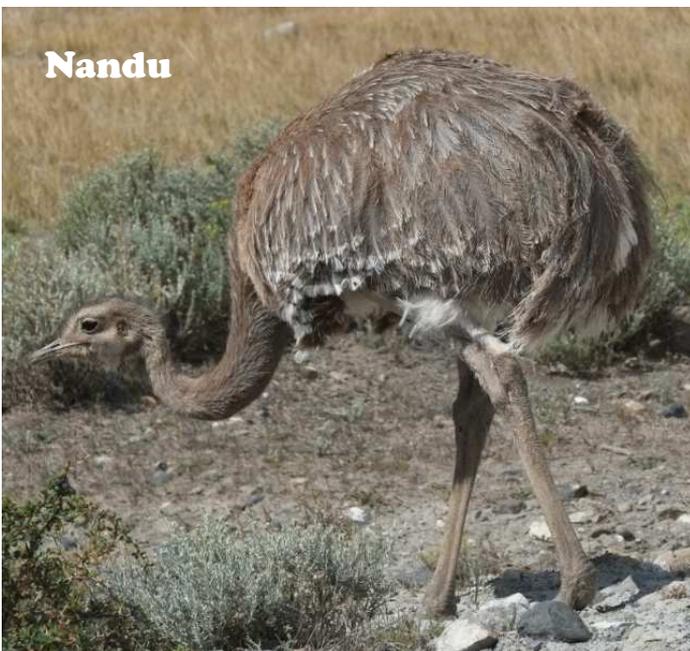
Tres Torres



Karakara



Nandu



mit der Gischt verquirlt und färbt sich zu einem hellen Türkis, das man an einem Südseestrand erwarten würde. Aber nicht hier, inmitten der Bergwelt. Das Boot zieht diese leuchtende Wirbelschlepe hinter sich her, pflügt eine türkise Schneise in den See, im Hintergrund stehen die Cuernos Spalier. Kurz vor der Anlagestelle beim Paine Grande Refugio geraten wir in heftigen Gegenwind. Die Seeoberfläche ist feingerippt, schimmert nun lapislazuli, ein rotes Boot dümpelt in der Bucht. Die Szene ist dermaßen kitschig, dass es mir wieder die Tränen in die Augen treibt. Aber nein, das ist sicher der Wind!

Wir sind die letzten, die das Boot verlassen und den Wanderweg zum Refugio einschlagen. Da entdeckt Markus etwas Verdächtiges am Wegrand und deutet mir vorsichtig zu sein. Mit gezückter Kamera schleicht er sich an einen niedrigen Busch heran, dann winkt er mich zu sich. Da hockt doch tatsächlich ein Feldhase, mit angelegten Ohren und großen, ängstlichen Augen. Er stellt sich tot und vertraut auf seine Tarnung. Bis auf Markus hat ihn ja auch keiner der vorbeimarschierenden Touristen bemerkt. Nun sitzt er in der Falle und zittert. Um sein armes Herz nicht zu strapazieren lassen wir ihn in Ruhe und gehen weiter, obwohl ich gerne versucht hätte ihn zu streicheln.

Wir lassen das Refugio links liegen und folgen gleich dem Wanderweg Richtung Gletscher Grey. Vor fünf Jahren mussten wir auf halber Strecke umkehren, weil der stürmische Gegenwind all meine physischen Kräfte aufgezehrt hatte. Dieses Mal bin ich zuversichtlich, dass wir das Eis erreichen, wenn das Wetter mitspielt. Und es sieht ganz danach aus, die Wolken lösen sich ringsum auf, es wird brütend heiß. Ich bin viel zu warm angezogen und schwitze wie ein Tier. Doch kaum sind wir aus dem ersten kleinen Taleinschnitt hinaus auf eine Anhöhe gelangt, erfasst uns ein böiger Wind. Er ist mindestens so stark wie letztes Mal. Er rüttelt an den Bäumen und klappert mit den dürren Ästen. Auch hier hat ein Feuer gewütet und alles Laub versengt. Zwischen den kahlen Stämmen breitet sich dafür ein Blumentepich aus, als hätten die Pflanzen nur darauf gewartet, endlich genügend Licht zu bekommen. Viele Orchideen und Raritäten wie Darwins Pantoffelblume finden sich darunter. Ich benütze sie als Ausrede, um mich für ein Foto auf den Boden zu knien. In Wirklichkeit macht mich der Sturm fertig und ich bin es Leid gegen ihn anzukämpfen. Markus geht es wohl gleich. Denn als wir nach drei mühsamen Stunden die Stelle erreichen, an der wir letztes Mal aufgegeben hatten, sagt Markus: „Weitergehen hat keinen Sinn.“ Ich pflichte ihm bei.

Im Lee eines kleinen Baumes suchen wir Schutz vor dem Sturm und essen unsere Jause, bevor wir uns mit Fernglas und Kameras bewaffnet auf den

Aussichtsfelsen legen. Stehen ist unmöglich. Der Wind zerrt an unseren Anoraks und lässt die Kapuzen wie ein Maschinengewehr knattern.

Die Aussicht auf den Grey-Gletscher ist fantastisch. Vor fünf Jahren konnten wir nur seine Zunge betrachten, die er in den grauen See hinein schiebt, der Rest war hinter Schneeschauern verborgen. Nun aber liegt der gesamte Eisstrom vor uns. Sein blau-braun geschuppter Körper gleicht einer riesigen Echse, die sich aus dem Hinterland windet. Durchs Fernglas sehen wir, wie von links mehrere kleine Gletscher einmünden und dabei Schneeberge zu Inseln im Eismeer isolieren. Von dort stammt auch der Moränenschutt, den das Eis auf seinem Rücken mit sich transportiert. Das, was nicht in die blauen Spalten fällt, bleibt als braune Kruste oben liegen. Im Gletscher finden sich alle Blauschattierungen und die Farben der umliegenden Gesteinsarten. Nur weiß ist er nirgends. Selbst die Trümmer, die an seiner Zungenspitze abbrechen und als Eisberge auf dem See an uns vorbei treiben, sind blau. Uns hatte man erklärt, dass altes Eis so aussieht. In jungem Eis, das aus zusammengepresstem Schnee entsteht, ist viel Luft eingelagert. Und diese eingeschlossenen Luftblasen erscheinen weiß. Mit der Zeit und unter dem immensen Gewicht neuer Schichten, entweicht allmählich die Luft und das Eis wird blau. Am Boden des Gletschers sieht es aus wie Tinte. Es wäre schön, direkt an der Abbruchkante der Gletscherzunge zu stehen, aber dafür reicht uns die Zeit nicht. Wir müssen mit dem Boot ja wieder zurück fahren.

Widerwillig reißen wir uns vom fantastischen Anblick los und kehren dem Gletscher den Rücken. Nun geht es auf einmal rasant dahin. Mit dem Sturm im Rücken und abwärts sind wir schneller unterwegs als unseren stolpernden Beinen lieb ist. Aber zum Glück habe ich noch nicht alle Blümchen am Wegrand fotografiert und genügend Argumente, zu ihnen ins Gras zu sinken. Da gibt es narzissenähnliche Blüten, weiß mit lila Streifen und gelbe Pantoffelblumen auf filigranen Stängeln. Stark duftende, Seidelbast ähnliche Gewächse und blaue Glockenblumen. Dazwischen leuchten rote und rosa Beeren auf Polsterpflanzen, von denen ich leider nicht weiß, ob man sie essen darf.

Wir erreichen den Hafen viel zu früh. Das nächste Boot fährt erst in zwei Stunden, ich habe mich im Fahrplan vertan. Hungrig kehren wir im Refugio ein. Doch hier haben wir kein Glück. Es gibt weder Brot noch Kartoffel noch Kuchen. Fleisch könnten wir haben. Auch Wurst. Aber etwas für Vegetarier – Fehlanzeige. Im Laden nebenan können wir wenigstens Nüsse und Kekse kaufen, um unseren Kalorienbedarf zu decken. Das Warten zieht sich schier endlos hin. Ich habe Kopfschmerzen vom Wind.

Ein Boot legt an und viele Trekkingtouristen gehen an Land. Sie schultern ihre riesigen Rucksäcke und machen sich auf den Weg Richtung Gletscher Grey. Dort – am Rand des Eisstromes – gibt es einen kleinen Campingplatz. Sicherlich beeindruckend. Aber der Himmel über den Bergen hat sich verdunkelt, der Sturm verstärkt. Ich kann mir nicht vorstellen, wie die Wanderer die Strecke im orkanartigen Gegenwind bewältigen können. Ich bin froh, dass am anderen Ende des Sees unser Camper auf uns wartet.

Als wir an Bord gehen, trägt der aufgewühlte See kleine Schaumkrönchen. Seine Farbe hat sich verändert, das Wasser sieht giftig aus, wie türkiser Lack. Während der Überfahrt sind die Gipfel der Cuernos noch in Sonnenglanz getaucht, obwohl hinter ihnen eine schwarze Wand lauert. Zehn Minuten nach unserer Ankunft im Hafen bricht das Unwetter los. Der See beginnt zu brodeln, er schäumt, als wolle er überkochen und tatsächlich – was ist das?!? – steigt plötzlich eine Wasserfontäne etliche Meter hoch und wirbelt ans Ufer und über die Straße hinweg in die Büsche. Der Sturm peitscht auf den See ein und entreißt ihm neuerlich eine Ladung Wasser um es ans Ufer zu schleudern. Strauchkugeln fliegen durch die Luft wie Dornengeschoße, der Camper schwankt bedenklich. Wir harren am Parkplatz aus, bis das Tosen ringsum etwas nachgelassen hat. Wir befinden uns nur am Rande der Front, das Zentrum jagt vom Gletscher Grey kommend hinter uns vorbei. Ich denke an die Trekkingtouristen, die erst auf der halben Wegstrecke sein können. Schutzlos diesen Gewalten ausgeliefert. Das ist kein Wetter zum Zelten.

Am Campingplatz fahren wir direkt vor die Duschen und parken erst danach auf unserem Aussichtsplätzchen. So müssen wir nur wenige Meter im grauslichen Regensturm gehen.

WASSERVERLUST UND BIOPORNO

15. DEZEMBER 2016 TORRES DEL PAINE NACH CALAFATE

Wer als erstes aufsteht, checkt am Kontrollkästchen die Wasserstände, bevor er den Boiler und die Pumpe aktiviert. Markus' erstauntes „Das gibt's doch nicht“, schreckt mich aus dem Halbschlaf. Ich schäle mich aus dem Schlafsack.

„Hast du nicht gestern während der Rückfahrt den Abwassertank entleert?“, fragt er mich, noch bevor ich die Augen richtig offen habe.

Hab' ich. Wir zogen damit eine kilometerlange Spur durch den Nationalpark. Ein dünnes, dunkles Band im hellgrauen Schotter.

„Jetzt leuchtet aber die schon wieder die Warnlampe, dass er voll ist!“, sagt Markus und es klingt wie ein Vorwurf.

„Lass mich mal schauen“, sage ich und schiebe Markus beiseite.

Er hat recht. Abwasser ist voll, dafür ist das Frischwasser schon wieder fast leer.

Man könnte meinen, ich hätte den falschen Hahn aufgedreht.

Wir gehen beide nach draußen und ich zeige, welchen ich geöffnet hatte.

Markus bestätigt mir, es sei der richtige.

Aber wo liegt dann das Problem? Ist etwas verstopft? Hat unsere Stöpselmethode doch unvorhersehbare Konsequenzen gehabt? Timo hat uns gewarnt. Konnte durch das entstehende Vakuum eventuell das Frischwasser ins Brauchwasser gesaugt werden? Wir stehen vor einem Rätsel.

Jedenfalls waschen wir das Frühstücksgeschirr in der Spüle am Campingplatz und füllen dann wieder mühsam mit unseren Flaschen den 70 Liter Tank mit Frischwasser voll.

Auf unserer Einkaufsliste steht neben Bettdecke, Trichter, nun ganz groß Schlauchadapter!

Bevor wir abfahren, steigt Markus nochmals aus, geht nach hinten und steigt gleich wieder ein.

„Was vergessen?“, frage ich neugierig.

„Jetzt habe *ich* den Abwasserhahn geöffnet“, sagt er, das Ich betonend.

„Na dann“, sage ich, verärgert über sein Misstrauen.

Wir rotteln schweigend über die schlechte Fahrbahn dahin, ich sehe über den Rückspiegel der nassen, zittrigen Linie zu, die wir in den Schotter malen.

Fast eine halbe Stunde später – es rinnt immer noch – holen uns Motorradfahrer ein, hupen und gestikulieren wild. Wir müssen anhalten und aussteigen.

„Something wrong!“, ruft einer der Biker und deutet nach hinten auf die Wasserspur. „You are losing water!“

„It’s ok“, lachen wir und bedanken uns für den gutgemeinten Hinweis. Aber:

„Nothing to worry.“

Das überzeugt die Motorradfahrer nicht, sie bleiben skeptisch, bis ich den Hahn zudrehe. Es tröpfelt ohnehin nur mehr schwach. Zum Glück sieht man dem Wasser nicht an, dass es nicht sauber ist. Es ist zwar keine große Umweltsünde, Waschwasser in einer Schotterstraße versickern zu lassen, aber peinlich wäre es mir schon, wenn sich Spülmittelbläschen gebildet hätten. Wer will schon als Schwein dastehen?

Heute habe ich noch kein Wort übers Wetter verloren. Es wieder so, wie seit unserer Ankunft in Patagonien und dem Wetterbericht entsprechend: Regen,

Schnee und Sturm in den Bergen. Im Lee der Gebirge trockener Fallwind und aufgelockerte Bewölkung.

Ans Zelttrekking des berühmten „W“ oder gar an die Umrundung des Paine-Massivs war angesichts dieser Witterung nicht zu denken. Mein Mitleid gilt all jenen, die auf diesen Pfaden trotzdem unterwegs sind.

Markus greift meine Gedanken auf und sagt: „Die Zeltausrüstung hätten wir zuhause lassen können.“

Ich hoffe, dass sich die Wetterlage ändert, wenn wir nach El Chaltén kommen. Dort gibt es zwei wunderschöne, mehrtägige Trekkingrouten hinauf zum Inlandeis. Ein Arbeitskollege, der während seines Aufenthaltes in El Chaltén zufällig eine Schönwetterperiode erwischt, hatte sich spontan zu so einer Tour entschlossen und mir danach die Fotos gezeigt. Von Horizont zu Horizont nur eine einzige, leicht gewölbte weiße Fläche, aus der ein paar Felsinseln ragen. Dieses Bild lässt mich nicht mehr los. Ich träume davon, einmal auf diesem gigantischen Eispanzer zu stehen.

Dass das Zelttrekking bei den Torres del Paine nicht geklappt hat, betrübt mich nicht. Wir durften eineinhalb wolkenlose Tage erleben und hatten die Möglichkeit das Beste daraus zu machen. Ohne eigenes Fahrzeug wären wir nie so flexibel gewesen. Mit einem Gefühl tiefer Zufriedenheit blicke ich hinüber zu den Cuernos, die ihre gehörnten Häupter in den Wolken verbergen.

„Nur den Puma haben wir nicht gesehen“, zieht Markus Bilanz.

„War vielleicht auch besser“, gebe ich zu bedenken.

„Dafür gibt es jetzt Guanakos“, ruft Markus hocherfreut und hält den Camper am Straßenrand an. In rund 500 Metern Entfernung, auf einer weiten Ebene grast eine Herde dieser Lama ähnlichen Tiere in der Sonne.

Wir können uns nicht anschleichen, es gibt nichts, was uns Deckung bieten würde und die Tiere haben uns längst bemerkt. Markus geht trotzdem nicht direkt auf sie zu, sondern schlägt einen Bogen, als würde er sich nicht für Guanakos interessieren sondern bloß zufällig vorbei wandern wollen.

Es ist ein eigenartiges Gefühl von 50 Augenpaaren argwöhnisch beobachtet zu werden. Wir nähern uns so weit, bis Guanakos, die zuvor noch im Gras lagen, sich aufrichten und nervös mit den Ohren spielen. Als wir uns daraufhin ins Gras setzen, lassen sie sich ebenfalls wieder nieder. Mit dieser Methode kommen wir bis auf wenige Meter an sie heran. Dann passiert etwas, mit dem wir nicht gerechnet haben.

Ein hochgewachsenes Guanako stakst mit merkwürdig steifen Beinen umher und schubst die Jungen beiseite. Es legt immer wieder die Ohren an und schnuppert prüfend mit geblähten Nüstern herum. Sind wir der Grund für seine Nervosität?

Aber nein, ganz etwas anderes liegt in der Luft, oder besser: vor ihm am Boden. Eine Stute kauert im Gras und rupft an den Gräsern, die in Reichweite ihres langen Halses wachsen. Dass sich von hinten ein geiler Hengst nähert, auf die Knie fällt und dann seinen Körper geifernd über sie drüber schiebt, stört die Dame beim Fressen kaum. Nur kurz blickt sie irritiert zu uns herüber, als würde sie wissen wollen, was wir davon halten.

Der Hengst kommt allmählich in Fahrt und sein Gesichtsausdruck wird immer verzückter. Mit angelegten Ohren und aufgeworfenen Lippen bleckt er die Zähne und hechelt, dass der Speichel Bläschen schlägt, die als Schaumfetzen in den Mundwinkeln hängen. Die Stute rupft gelangweilt an den Gräsern und lässt es über sich ergehen.

Alles scheint nach Schema F abzulaufen, bis ein junger Bulle auftaucht, der mitnaschen möchte. Er ist eifersüchtig und zwickt den Bullen in die Flanke. Als dieser mit Fauchen reagiert anstatt von der Stute abzulassen, begnügt sich der Konkurrent mit der Zuschauerrolle. Um alles aus nächster Nähe mitzukriegen, bohrt er den Kopf tief zwischen die beiden Körper und steckt seine Nase mitten hinein in deren Intimsphäre. Was er dort zu riechen bekommt, erregt ihn offenbar, denn er wird immer lästiger und dreister. Aber als sich der Hengst mit einem letzten, lauten Schnauben von der Stute abstößt, ist die Zeit der Rache angebrochen. Der Junge ahnt wohl, was ihm blüht und sucht fluchtartig das Weite. Der Hengst nimmt die Verfolgung auf, ist zu unserer Überraschung sogar schneller und beißt dem Jüngeren bei vollem Galopp von hinten in die Hoden. Ein gellender Schmerzenschrei hallt über die Ebene, die unter dem Getrampel erzittert. Die Jagd setzt sich fort, der Alte treibt den Jungen mit weiteren Bissen die Hügelkette hinauf und sichert dann von dort oben aus sein Territorium. Sobald der Kontrahent zurückkommen will, beginnt die Hetzjagd von Neuem. Schließlich steht das verstoßene Guanako auf dem hintersten Hügel und ruft jämmerlich nach seiner Herde. Ob es wohl jemals wieder in die Gemeinschaft zurückkehren darf?

Die Stute ist in der Zwischenzeit aufgestanden und zu den anderen Weibchen am Fuß der Hügelkette geschlendert. Sie hüten dort einen Kindergarten. Neugierige Fohlen auf überlangen schlaksigen Beinen mit dichtem Plüschpelz würden am liebsten zu uns her kommen. Aber die Mütter bilden einen Kreis um ihre Jungen und schirmen sie gegen uns ab.

Eine Nahaufnahme ihrer hübschen Gesichter mit den großen dunklen Augen ist leider nicht möglich.

„Dafür hab ich den Porno“, sagt Markus und grinst breit.

Er zoomt am Display in die Aufnahme.

„Was der dabei für ein Gesicht macht!“

„Und wie er dem anderen in die Eier gebissen hat!“

Wir können uns nicht länger zurückhalten und zerkugeln uns vor Lachen. Unter den indignierten Blicken der Guanakomütter kehren wir zum Auto zurück.

Hinter der Nationalparkgrenze liegt die Laguna Amarga, ein Salzsee von eigenartiger mintgrüner Farbe. Doch Markus hält noch weit vor seinem Ufer an. Er hat ein Nandu-Pärchen direkt neben der Fahrbahn entdeckt. Es sind zwei ausgewachsene Tiere ohne Junge und daher ohne Fluchttrieb. Oder sie verlassen sich ganz auf ihre Tarnung – ich hätte sie wieder nicht gesehen, obwohl ich Beifahrerin bin und nicht auf die Straße achten muss.

Markus hat den Tierblick.

Die Nandus sind kleine Straußenvögel und ihr Körper ist von den halbkugelförmigen Büschen der Steppe kaum zu unterscheiden.

„Büsche haben keine Beine“, belehrt mich Markus. „Daran erkennst du Nandus“.

Mir gefallen die Tiere. Auf ihrem langen, pelzigen Hals sitzt ein kleiner Vogelkopf mit sehr großen, dunklen Augen und kurzem Schnabel. Anstelle der Ohren gibt es Einbuchtungen, kleine Löcher im Fell. Der Körper eines Nandu hat nicht die Form einer Halbkugel, sondern eher eines Halb-Eis, das man längs durchgeschnitten hat. Eine Kuppel, bedeckt mit vielen Lagen braungrauer Federn, die alle in weißen Spitzen auf derselben Höhe enden. Ein Friseur hätte es nicht besser hingekriegt. Diese abgeschnittene Federdecke ruht auf zwei kräftigen Beinen, die zu enormen Geschwindigkeiten und hohen Sprüngen fähig sind.

„Können wir?“, fragt Markus, als ob er wegen mir stehen geblieben wäre.

„Bin ich auch“, wehrt er auf meinen Protest ab. „Ich wollte, dass du auch einmal ein Nandu siehst.“

Keine fünf Minuten später parken wir schon wieder. Wir haben das Ufer des Salzsees erreicht. Das mintgrüne Wasser rollt in kleinen Wellen über den flachen Sandstrand und legt weiße Schaumbögen auf das nasse Schwarz. Die Bläschen halten sich lange und überlagern sich zu kunstvollen Mustern. Der See ist eingebettet zwischen moosfarbenen Hügeln, im Hintergrund wären die Torres zu sehen. Im Moment sind nur die Ansätze der Felswände zu erkennen, der Rest steckt in einer bedrohlichen Kulisse aus dunklen Wolken. Der Gegensatz könnte nicht größer sein. Blicken wir nämlich in die andere Richtung, so leuchtet dort goldenes Grasland unter blauem Himmel. Der Sonnenglanz reicht bis zum See und hebt silbern die Schaumkronen hervor. Wir stehen genau an der Scheide zwischen hell und dunkel und der See mit seiner seltsamen Farbe wirkt wie eine mystische Verbindung. Es fällt uns

schwer uns loszureißen. Aber wenn wir in diesem Tempo weiter machen, werden wir die vor uns liegende Strecke nie bewältigen.

Von unserem heutigen Ziel, El Calafate, trennen uns zwar nur 70 Kilometer (Luftlinie), wir müssen aber einen Umweg von 270 Kilometern machen und dabei nach Argentinien einreisen. Ein Blick auf die Uhr zeigt, dass es schon fast Mittag ist. Wir fahren los, halten aber eine halbe Stunde später schon wieder an. Ich muss pinkeln. Das Ufergebüsch eines breiten Flusses bietet mir etwas Sichtschutz neben der Fahrbahn.

Kaum ist auch Markus ausgestiegen, ruft er aufgeregt: „Puma. Ein Puma!“

Ich reiße mir die Hose wieder rauf und blicke mich ängstlich um. Doch nicht das Tier ist von Markus entdeckt worden, sondern bloß seine Spuren. Im Uferschlamm sind deutlich die Abdrücke von Katzenpfoten zu erkennen. Handtellergröße! Neben der Fährte des erwachsenen Tieres finden sich auch kleine Spuren.

„Sie hat ein Junges dabei“, raunt mir Markus zu und sucht mit den Augen die Uferböschung ab.

„Meinst du, ich kann hier trotzdem pinkeln?“, frage ich besorgt, denn meine Blase ist zum Platzen voll.

„Klar, ich pass ja auf“, sagt Markus und fischt sich die Kamera aus dem Auto. In mir keimt der böse Verdacht, dass er mich für ein tolles Pumafoto als Köder opfern würde.

Die Straße führt uns in einem großen Bogen wieder zurück nach Süden, weg von den Bergen, mitten in die trockene Pampa hinein. Es ist heiß und staubig und nichts deutet darauf hin, dass hinter uns die größten Gletscher der Welt liegen. Wir fahren sprichwörtlich ins Blaue hinein, während um die Torres ein Schneesturm wütet.

Die letzte Ortschaft auf chilenischer Seite heißt Cerro Castillo. Bis dorthin rumpeln wir über eine schlechte Schotterpiste. Danach käme Asphalt, wenn nicht eine Baustelle der ersehnten glatten Bitumendecke den Garaus gemacht hätte. In Cerro Castillo hätten wir nochmals voll tanken wollen um die günstigeren chilenischen Spritpreise zu nutzen. Aber zwischen den wenigen Häusern finden wir keine Zapfsäule. Am Busplatz halten wir an. Ich möchte mir meine Wasserflasche aus dem Camper hinten holen.

Routinemäßig checke ich die Wasser-Tankanzeigen.

„Schatz“, sage ich daraufhin zu Markus, „wir haben schon wieder kein Frischwasser mehr. Aber der Abwassertank ist immer noch voll. Mir scheint, wir machen etwas falsch.“

Könnte es sein, dass wir unser heute Morgen so mühsam eingefülltes Wasser kurz darauf wieder abgelassen haben? Hatten die Motorradfahrer vielleicht



Per Boot über den Lago Pehoe, dahinter die Cuernos



Glaciar Grey



Lago Pehoe



Auch Guanakos
stecken ihre Nasen
gerne in fremde
Angelegenheiten...



Besser nur schauen!



Recht, als sie uns darauf hinwiesen? Hatte deshalb das Wasser so klar ausgesehen und nicht geschäumt?

Markus sieht sich die Tankanzeige an. Dann beginnen wir zu lachen. Kann man wirklich dermaßen bescheuert sein?

Wir knien hinter dem Camper nieder und betrachten die herabhängenden Schläuche. Welcher kommt aus welchem Tank?

„Um das herauszufinden müsste man alle öffnen, bis sämtliche Anzeigen auf Null stehen“, sagt Markus, „und dann der Reihe nach austesten, wo was herausrinnt, wenn man oben nachfüllt.“

Gute Idee. Aber nicht hier auf dem Busplatz in Cerro Castillo.

Ohne Wasser wollen wir nicht weiterfahren. Ich inspiziere daher die Toilettenanlage der Bushaltestelle. Wasser wäre reichlich vorhanden, die Frage ist nur, ob unser Schlauch lange genug ist. Bis zu den Waschbecken fehlen zwei Meter, ab zur Dusche gleich neben der Türe würde er reichen. Als wir beginnen den Brausekopf abzuschrauben um den Schlauch anzustecken, taucht plötzlich ein Einheimischer auf. Oje, denke ich, gleich gibt's ein Theater. Doch der Mann entpuppt sich als wertvoller Helfer, der selbst mit Hand anlegt und den Schlauch hält. Als der Wassertank wieder einmal voll ist, winkt er uns zum Abschied hinterher.

Adios Chile, venimos Argentina!

Hinter Cerro Castillo führt die raue Baustellenstraße einen Hügel hinan, auf dem Anden-Condore im Aufwind soaren. Sie verhalten sich wie Markus' Schüler in der Flugschule. Die imposanten Vögel gleiten knapp über dem Gelände dahin, landen, starten, als müssten sie das alles üben.

Hier böte sich eine einmalige Gelegenheit sie aus nächster Nähe zu fotografieren, aber mitten in der Baustelle können wir nicht anhalten und außerdem sollten wir keine Zeit mehr vertrödeln. Wehmütig fahren wir an den Luftakrobaten vorbei. Endlich haben wir den Hügel erklommen und somit die Staatsgrenze erreicht. Seltsamerweise gibt es keine Zollstation. Dabei hatte man uns gewarnt, wie aufwendig und kompliziert die Grenzübertritte seien und wie scharf kontrolliert werden würde.

Fünf Kilometer weiter kommen wir an eine Schranke. Mit den Auto-, Versicherungs- und Zollpapieren, sowie unseren Pässen und Markus' Führerschein betreten wir das kleine Grenzhäuschen. Ein Beamter sieht sich unsere Zettelwirtschaft an und fragt dann, ob wir nach Chile einreisen wollten.

„Nein, von dort kommen wir ja, wir wollen nach Argentinien!“

Aber wir seien aus Chile nicht ausgeist, behauptet er.

„Natürlich sind wir das“, lachen wir, „wir sind der lebendige Beweis dafür“.

Nicht auf dem Papier, beharrt der Beamte und schiebt uns die Dokumente zurück. Die Ausreisestempel fehlten.

„Bekommen wir die nicht hier?“, frage ich arglos.

„Signora“, sagt der Beamte und blickt mich streng an, „das hier ist Argentinien! Wir erledigen nicht die Arbeit von Chilenen!“

Und was bedeutet das? Unsicher blicke ich mich um. Ein junger Beamter übernimmt den Fall und klärt uns auf. Wir müssten zurück nach Cerro Castillo und im dortigen Zollgebäude die Papiere abstempeln lassen. Danach könnten wir hier offiziell einreisen.

„Die zehn Kilometer über die miserable Baustellenstraße wieder retour?“, frage ich verzweifelt, obwohl ich die Antwort weiß.

„Ist dir ein Zollgebäude aufgefallen?“, frage ich Markus bei der Rückfahrt.

In Cerro Castillo angekommen ist klar, weshalb wir es übersehen hatten. Durch unseren Abstecher zur Bushaltestelle hatten wir den Zoll nichtsahnend umfahren.

Nun halten wir direkt davor und stellen uns mit den Papieren vor den Ausreiseschalter. Man schickt uns zum nächsten Beamten. Der sucht vergeblich nach den argentinischen Stempeln. Die kriegen wir doch erst, versuche ich zu erklären. Die Verwirrung ist groß.

„In welche Richtung wollt ihr denn nun?“, fragt schließlich einer, der zwischen uns und den Beamten dolmetscht.

„Von Chile nach Argentinien“, sage ich ungehalten. Ist das denn so schwer zu kapieren?

„Aber ihr seid doch soeben aus Argentinien hergefahren?!?“

Ach daher weht der Wind. Man hat beobachtet wie wir aus der falschen Richtung kamen. Endlich kann ich das Missverständnis aufklären und wir bekommen die notwendigen Stempel.

Als wir zum zweiten Mal an den Condoren vorbei fahren, halten wir kurz an. Aber sie sind inzwischen zum steileren Hügel gewechselt, zum großen Übungshang, wie Markus meint, und zu weit entfernt für ein Foto.

Die argentinischen Zöllner kennen uns ja und das Prozedere mit den Stempeln geht rasch über die Bühne. Dann kommt die Inspektion des Fahrzeuges. Es ist streng verboten, frische Lebensmittel, allen voran Obst, Käse und Eier mitzuführen. Auch Nüsse, Butter, Joghurt und Honig stehen auf der schwarzen Einfuhrliste. An manchen Grenzen nimmt man es nicht so genau.

Ich muss trotzdem zwei Bananen in den Abfallcontainer werfen, bevor wir endlich weiterfahren dürfen.

RUTA 40

Etliche Kilometer hinter der Grenze biegen wie in die Cuarenta (= span. vierzig), wie die legendäre Fernstraße Nr. 40 von Bolivien bis Feuerland genannt wird, ein. Endlich Asphalt!

In Argentinien muss man tagsüber mit Abblendlicht fahren und auf die Einhaltung dieser sinnlosen Vorschrift wird strikt geachtet. Nicht von der Polizei – ich weiß gar nicht, ob es in dieser gottverlassenen Region überhaupt eine Verkehrsstreife gibt – nein, von den anderen Autofahrern. Mit Hupen, Licht- und Handzeichen wird man von jedem, wirklich JEDEM darauf aufmerksam gemacht, wenn das Licht nicht eingeschaltet ist.

Erstaunlich sind auch die Verkehrszeichen. Es wird auf die geringste Abweichung der Norm hingewiesen als drohe die größte Gefahr. Die Norm ist: eine ebene, kurvenfreie Straße ohne Kreuzung. Eine leichte Kurve wird hunderte Meter im Voraus angekündigt, für Änderungen in der Steigung gibt es drastische Darstellungen mit PKWs auf abschüssigen Keilen. Nähert man sich einem kreuzenden Feldweg, so muss man auf 40 km/h abbremesen, selbst wenn in dieser ebenen Landschaft ein einmündendes Fahrzeug kilometerweit vorher sichtbar ist. Speedbraker unterstützen die sinnlose Geschwindigkeitsbegrenzung, an die sich sonst wohl nur Argentinier halten würden.

Es gibt ein Warnschild für Seitenwind (mit gekrümmter Palme!) und sogar eines für steile Böschung am Straßenrand (warum auch immer), aber seltsamerweise keines für Schlaglöcher, obwohl diese zum Teil reifenbedrohliche Ausmaße annehmen können.

Nachdem wir eine Zeit lang auf dem Asphaltband mit Rückenwind durch die Pampa gebräust sind, zweigt eine mehrspurige Schotterpiste in nördlicher Richtung ab. Das zerbeulte Schild mit der Zahl 40 lehnte an einem Zaunpfosten, sodass ich es fast übersehen hätte. Markus drosselt das Tempo, während ich hektisch die Landkarten durchforste. Kein Zweifel, die Cuarenta – in ihrem unbefestigten Urzustand – ist die direkte Verbindung in den Norden. Blieben wir auf der asphaltierten Hauptstraße müssten wir erst weit nach Westen und einen Umweg von rund 70 Kilometern machen. Markus wendet, wir haben uns für die Abkürzung entschieden. Ein dummer Anfängerfehler. Die zu Beginn recht glatt wirkende Fahrbahn legt sich alsbald in kleine Fältchen und schaukelt sich schließlich zum berüchtigten Wellblech auf, das uns ein mittleres Schütteltrauma beschert. An den ärgsten Stellen verbreitert sich die Piste auf zehn, zwanzig Meter, doch jede Umfahrungsmöglichkeit erweist sich als gleich miserabel. Unsere

Durchschnittsgeschwindigkeit sinkt auf 25 Km/h und die vermeintliche Abkürzung wird uns mindestens eine Stunde mehr kosten, vom Fahrkomfort ganz zu schweigen. Doch für eine Rückkehr auf die Hauptstraße ist es jetzt zu spät.

Zum ersten Mal fühle ich mich dieser endlosen Landschaft mit ihrem flachen Horizont ausgeliefert. Trockenes Grasland, so weit das Auge reicht. In Gedanken gehe ich unseren Wasser- und Lebensmittelvorrat durch. Mit dem eigenen Heim unterwegs zu sein, ist ein gutes Gefühl. Im Notfall könnten wir eine Woche oder länger darin ausharren, bis sich wieder ein Mensch hierher verirren würde. Denn auf Hilfe müsste man warten. Ein Fußmarsch käme Selbstmord gleich. Es gibt keinen Schutz. Das Land ist dem unerbittlichen Wind ausgeliefert, der ihm die Feuchtigkeit entreißt und zwischen verkümmerten Grasbüscheln kleine Dünen aus Sand schaufelt. Der fliegende Blick aus dem fahrenden Auto zaubert die Illusion einer geschlossenen Vegetationsdecke, die wie ein goldgelber Pelz auf der Ebene liegt. Doch sobald man ein paar Schritte in die vermeintliche Steppe unternimmt, sieht man nichts als Staub und Steine, die die Grasbüschel voneinander isolieren und jede Pflanze in eine Art Einzelhaft zwingen. Das sind Wüsten und keine Schafweiden!

Wie überleben die Tiere hier? Als wir für eine Pinkelpause anhalten, betrachten wir die zotteligen Fellhaufen mit Mitleid. Erst dachten wir, es handle sich um graubraunes, niederes Gebüsch. Aber es sind Schafe, die an verdorrten Stängeln herumkauen, während der Wind ihnen Staub und Dreck ins Fell massiert. Sie blicken verängstigt in unsere Richtung, rappeln sich hoch und preschen plötzlich davon, als wäre der Teufel hinter ihnen her.

Ich hatte versucht zu blöken. Doch mein „Bääh Määäääääh“, schienen sie ins falsche Ohr bekommen zu haben. Eine Staubwolke zeichnet die Fluchtspur der Tiere in den Himmel. Ihr Weidegebiet ist riesig. Die Abstände zwischen den Zäunen, die quer zur Cuarenta abzweigen und auf den Horizont zulaufen, betragen oft zig Kilometer.

„Wie mag sich so ein Schaf wohl fühlen, wenn es einmal an einen Zaun stößt?“, frage ich Markus.

„Behindert“, antwortet Markus ohne lang zu überlegen.

Zuerst muss ich lachen, dann denke ich, wahrscheinlich hat er recht. Immer wenn wir Tiere in der Nähe eines Zauns antreffen, blicken sie sehnsüchtig auf die andere Seite und versuchen das Hindernis zu überwinden. Es ist irrelevant, wie viele Quadratkilometer Freiheit hinter ihnen liegen, der Zaun direkt vor ihrer Nase ist das Problem. Sie zwängen die Köpfe durch den Stacheldraht und reißen sich dabei blutige Fetzen aus dem Fell. Einen

Steinwall oder einen Wassergraben würden sie vielleicht akzeptieren, aber ein Zaun ist unsinnig und widernatürlich. Da bin ich ganz der Schafsmeinung.

Weil das Ende der Schotterpiste nicht in Sicht ist, starte ich das Tablet und messe die Distanz zur nächsten Kreuzung, der Einmündung in den Asphalt.

„Noch zwanzig Kilometer“, sage ich und versuche gut gelaunt zu klingen. „Die Hälfte liegt hinter uns“.

„Oder vor uns“, brummt Markus.

Es vergeht eine viertel Stunde, bis ich verkünden kann: „Jetzt sind es nur fünfzehn Kilometer.“

Markus blickt stur geradeaus. Ich nerve offenbar. Aber mir ist langweilig und das blaue Positionssymbol kriecht mit kaum merklicher Bewegung über die digitale Landkarte. Ich zoomte heraus, bis ich halb Chile am Display habe. Santiago de Chile liegt in unerreichbarer Ferne. Unser scheinbarer Stillstand macht mich nervös, werden wir jemals dort ankommen? Da fällt mir der Routenplaner ein. Ich tippe auf das Hauptstadtsymbol und warte, bis der Computer die Strecke berechnet hat: 30 Stunden auf der schnellsten Verbindung. Unsere „Abkürzung“ ist nicht dabei.

Als ich für die letzten zehn Kilometer eine Art Countdown starten will, verabschiedet sich das Tablet. Der Akku ist leer geworden, obwohl ich ihn über den Zigarettenanzünder mit dem Ladekabel verbunden hatte. Verbraucht das Display mehr Strom als der USB Stecker liefern kann? Oder ist etwas kaputt? Ich krame nach den Landkarten.

Die chilenische ist im Maßstab 1 : 600.000 gehalten und zerstückelt das schmale Staatsgebiet auf vier längliche Ausschnitte, die mehr Wasser als Landmasse enthalten. Offenbar stellt man lieber die Ozeantiefen dar, als den Platz mit der argentinischen Seite der Anden zu füllen. Da haben es die Argentinier leichter. Sie müssen ihr Territorium sogar mit dem Faktor 1 : 2.000.000 verkleinern und können Chile auf das absolute notwendige Maß reduzieren, das gerade ausreicht, um den Verlauf der Staatsgrenze abzubilden. Für unseren Reiseverlauf, der ständig die Andenseite und somit die Staaten wechselt, sind diese Karten ein Alptraum. Sie spiegeln die Ignoranz der beiden Nachbarn, die lieber auf das Trennende setzen, als eine Kooperation anstreben. Das fängt bei unterschiedlichen Maßstäben an und endet bei Zollschikanen, wie stundenlange Wartezeiten oder sinnlosen Einfuhrbeschränkungen. Wir Europäer haben uns an Reisefreiheit und Einheitswährung innerhalb der EU so rasch gewöhnt, dass uns diese Grenzkontrollen und das Geldwechseln wie ein Anachronismus des letzten Jahrhunderts vorkommt. Was er ja letztlich auch ist.

Endlich hat unsere „Abkürzung“ ein Ende und wir wechseln zurück auf die Asphaltstraße. Da wir nun wieder nach Nordwesten fahren, trifft uns der Sturm direkt von vorne. Mehr als 60 – 70 Km/h sind nicht drin, obwohl es die Straßenverhältnisse nun zulassen würden. Es ist daher später Nachmittag, als wir den höchsten Punkt einer Hügelkette erreichen und in weiter Ferne, am Fuß der braun gewellten Landschaft einen Streifen gleißenden Silbers erblicken. Das Wasser des Lago Argentino, des größten Sees Argentinien, in den der Bodensee dreimal hineinpassen würde.

Im Hintergrund falten sich Berge auf, bauschige Wolken verdecken die Gletscher, die den See speisen. Einer davon ist der Perito Moreno, berühmt für seine rasch vorstoßende Eiszunge, die von Zeit zu Zeit die Verbindung eines Seitenarmes des Sees kappt, den Wasseraustausch stoppt und somit zu unterschiedlichen Oberflächenniveaus führt. Der am Eis gestaute und ständig steigende Wasserspiegel baut enormen Druck auf und durchbricht irgendwann die Eisbarriere. Das Spektakel mit berstendem Eis und tosenden Wassermassen ruft hunderte Fotografen auf den Plan, die sich mitunter monatelang in Geduld üben müssen, um das Geschehen nicht zu versäumen. Letztes Mal spielte sich das Naturschauspiel fieser Weise nächstens ab.

Aber auch ohne dieses Extra mit Aufstau und Zusammenbruch ist der Gletscher einen Besuch wert. 2011 waren wir sehr beeindruckt gewesen, obwohl wir das Eis mehr gehört als gesehen hatten. Wolken, Nebel und kräftiger Regen hatten nur den Blick auf einen Teil des mächtigen Gletschers zugelassen. Jetzt hoffen wir auf die zweite Chance.

Noch etwas lockt uns zum Lago Argentino: Die Stadt El Calafate. Ob es das ausgezeichnete vegetarische Restaurant noch gibt, wissen wir zwar nicht, aber wir benötigen Bargeld und einen Supermarkt für unsere lange Einkaufsliste.

Leider ist es spät, als wir die Stadt erreichen und wir müssen uns auf das Notwendige beschränken. Allein das Finden eines Bankomaten, der unsere maestro-Karte akzeptiert, ist eine kleine Odyssee. Nachdem wir uns mit ein paar Lebensmittel eingedeckt haben, wollen wir weiterfahren, aber ein seltsamer Zettel klemmt hinterm Scheibenwischer. Dass wir in der gebührenpflichtigen Zone parkten, war uns klar, aber es gab nirgends Ticket-Automaten. Ich frage Passanten um Hilfe und man zeigt uns einen Mann, der in einiger Entfernung die parkenden PKW abschreitet. Er ist das Pendant zu unseren Parkscheinautomaten. Wie auf ein geheimes Zeichen hin blickt er zu uns her und beschleunigt seine Schritte. Mittels der auf dem Zettel notierten Uhrzeit und einer Tabelle rechnet er die Gebühr aus und kassiert den lächerlich kleinen Betrag. Der Verdienst des Mannes hängt davon ab, wie rasch er ein neu ankommendes Auto bemerkt und mit einem Zettel versehen

kann, und wie flugs er zur Stelle ist, wenn jemand wegfahren will. Niemand wartet so wie wir, zumal eine Nichtbeachtung des Zettels folgenlos bleibt, wie uns Passanten versicherten.

Der Mann ist hochofren über unser Verhalten und weil wir ihm zudem das Wechselgeld schenken, lässt er sogar einige Parksünder ohne Entgelt entkommen. Er bittet uns, seine englische Aussprache zu verbessern und haspelt Zahlenreihen rauf und runter. Am Schluss verabschiedet sich der sympathische Mann mit einer kleinen Verbeugung.

Mit solchen Berufen ließe sich auch bei uns die Arbeitslosenrate senken: Beutelverknoter in der Obstabteilung, Türsteher im Bankfoyer zur Bewachung der Geldausgabe, mobiler Parkscheinverteiler, Tankwart und viele andere Jobs, die wir zuhause durch Technik und Selbstbedienung ersetzt haben. Leider. Denn noch nie hat sich ein Parkscheinautomat vor mir verneigt, wenn ich versehentlich zu viel Geld eingeworfen hatte.

Wir rollen langsam durch El Calafate und versuchen uns zu erinnern. Wo haben wir 2011 gewohnt? Wo gegessen? Ich bin mir sicher, dass ich das Restaurant sofort erkennen würde, wenn wir daran vorbeikämen. Aber sind wir in der richtigen Straße? Markus entdeckt eine Tankstelle und eine Eisenwarenhandlung, beides werden wir morgen brauchen. Jetzt aber knurrt uns der Magen und wir sind schon fast aus der Stadt draußen.

„Da vorne ist es!“, rufe ich begeistert, aber Markus glaubt mir nicht.

Ich erinnere mich jedoch an die seltsamen Farben, orange und violett, sogar ein Parkplatz ist davor frei. Freudig stürme ich zur Eingangstüre, rüttle heftig, vergebens, sie ist versperrt. Meine Enttäuschung ist grenzenlos. Markus kommt mit einem „wusste ich doch, dass wir hier falsch sind“ – Blick und fühlt sich angesichts meiner Trauermine bestätigt.

Hinter mir scheppert ein Schlüssel im Schloss und die schwere Holztüre schwingt auf. Der herrliche Duft von frisch gebackenem Brot strömt uns entgegen und ein Mann schaut uns fragend an.

„Ähm – ist das Restaurant geöffnet?“, frage ich und der Mann reagiert verwirrt. Er deutet auf die Tür, sagt natürlich, soeben, seit 10 Sekunden.

Meine nächste Frage, ob noch ein Tisch frei sei, bringt ihn zum Lachen.

„Klar, ihr seid ja die ersten Gäste heute Abend!“

An der Einrichtung hat sich in den letzten Jahren nichts geändert, auch die Speise- und die Weinkarte kommen uns bekannt vor. Und als der heiße Brotlaib mit der knusprigen Steinofenkruste serviert wird, muss mir Markus endlich zugestehen, das richtige Restaurant wiedergefunden zu haben. Zur Feier des Tages bestellen wir einen Malbec und prosten einander zu.

Mit vollem Bauch und geladenen Akkus (wir durften sämtliche Geräte im Restaurant anstecken) fahren wir weiter Richtung Gletscher, um die Anreisezeit morgen zu verkürzen.

Die ersten Sonnenstrahlen würden die östliche Eisfront in weiches Licht tauchen, heißt es in einem Prospekt. Bei unserem letzten Besuch 2011 hatte es durchgehend geschüttet. Heute klingt die Wetterprognose ähnlich.

Es ist bereits dämmerig, und als wir einen fast ebenen Parkplatz neben der Uferstraße entdecken, entschließen wir uns zu bleiben. Die Wasserfläche des Lago Argentino schillert wie Quecksilber, düstere Wolken ziehen in geringer Höhe über ihn hinweg und lassen ab und zu ein paar graue Finger herabhängen, als wollten sie Kontakt zu diesem seltsamen Leuchten aufnehmen.

Wie kann der See heller als der Himmel sein?, frage ich mich und bleibe ohne Antwort. Stattdessen setzt Regen ein und hämmert mit großen Geschoßen auf das Dach des Campers. Eine wahre Sturzflut ergießt sich über uns und der Parkplatz schäumt auf, als hätte man braunes Waschmittel verspritzt.

Markus checkt die Tankanzeige. „Wir haben zu wenig Wasser“, stellt er lakonisch fest. Angesichts des Geprassels klingt das wie ein schlechter Witz.

PERITO MORENO

16. DEZEMBER 2016 EL CALAFATE

Wir hatten keinen Wecker gestellt. Den Sonnenaufgang am Gletscher zu erleben, wäre selbst bei gutem Wetter nicht möglich gewesen. Denn der Nationalpark öffnet erst um 8:00 Uhr. Und drinnen übernachten ist nicht erlaubt.

Als mir um 6:30 Uhr ein Sonnenstrahl das Gesicht erwärmt, fahre ich wie elektrisiert hoch. Ein Blick aus dem Fensterchen hinter dem Kopfkissen bestätigt das gute Wetter. Eine noch matte gelbe Scheibe arbeitet sich am Horizont hinter dünnen Schleierwolken empor.

Hektisch scheuche ich Markus aus dem Schlaf.

„Was ist denn los?“

„Tolles Wetter“, rufe ich begeistert.

„Wo?“

„Was wo?“, frage ich irritiert, „wie meinst du das?“

„Na schau halt mal aus dem Fenster!“, knurrt Markus und rollt sich wieder unter die Decke.

Das Missverständnis klärt sich rasch auf. Markus sieht, wenn er sich im Bett aufrichtet, aus dem großen Fenster nach Westen, wo sich dunkle Wolken ballen und sich die Landschaft hinter Regenvorhängen unscharf abzeichnet.

Ich hingegen blickte nach Osten. Der Camper steht genau an der Wetterscheide. Eine viertel Stunde später hat sich die Grenze etwas verschoben und der Regen trommelt auf unser Dach, während gleichzeitig die Sonne auf den Tropfen funkelt. Wahrscheinlich prangt über uns ein prächtiger Regenbogen.

Wir trödeln herum, lassen uns beim Frühstück Zeit, räumen dem Wetter eine letzte Chance auf Besserung ein. Als schließlich auch der Abwasch erledigt ist und es im Camper kalt und ungemütlich wird, entschließen wir uns zum Aufbruch. Draußen tobt Sturm, es schüttet ohne Unterlass, über den Parkplatz schwappen schlammige Wellen – Fahren ist irgendwie die einzige Option, die wir haben.

„Welche Richtung?“, frage ich Markus.

„Zum Gletscher natürlich!“

Wir pflügen durch das Wasser, das auf der asphaltierten Zufahrtsstraße zum Nationalpark in seenartigen Lacken steht. Zwischen uns und dem Gletscher erhebt sich ein kleiner, bewaldeter Hügel, den wir umfahren müssen. Das Tablet, das heute wieder tadellos funktioniert, berechnet die Strecke mit 41 Kilometer. Je näher wir dem Hügel kommen, desto mehr beschleunigt Markus. Hinter dem Hügel liegt ein seltsamer Schimmer, der die Wolken von Westen her beleuchtet. Unsere einzige Erklärung dafür ist die Reflexion des Sonnenlichts auf dem Gletscher. Dabei regnet es ohne Unterlass und die Scheibenwischer arbeiten auf höchster Stufe, was sie mit genervtem Fiepen kommentieren. Woher kommen dann die Sonnenstrahlen?

„Ist mir egal“, sagt Markus und driftet um die Kurven, dass ich mich festhalten muss. „Da vorne scheint sie jedenfalls!“

Ich bin erleichtert, als wir einen PKW mit argentinischem Kennzeichen einholen und Markus langsamer fahren muss. Zum Überholen ist die Fahrbahn zu schmal.

Der Argentinier schaltet die Warnblinkanlage ein. Wir nähern uns der Maustelle, dem Eingang zum Nationalpark. Und wenn ein Argentinier wegen irgendetwas bremsen muss, blinkt er sofort Alarm. Markus prescht vor, ich habe das Bargeld für den Eintritt parat und weiter geht's im Höllentempo.

Ist es die Raserei, die damit verbundene Angst, oder die 2. Tasse Tee des ausgiebigen Frühstücks, die meine Blase bedrängen? Seufzend muss Markus kurz vor dem Ziel anhalten. Während ich mich erleichtere, behält er die Straße im Blick. Bevor der Argentinier auftaucht, muss ich fertig sein.

Dann stehen wir am Besucherparkplatz. Im Regen. Das kurze Sonnenfenster muss sich eben erst geschlossen haben. Wir packen uns wasserdicht und

warm ein und besteigen die Aussichtsplattform. Ein Labyrinth aus Treppen und rollstuhlgerechten Gängen überzieht die steile Uferböschung mit hölzernen Terrassen und Balkonen, die Gletscherblicke aus verschiedenen Höhen ermöglichen. Wir beginnen ganz oben, denn von hier aus betrachtet, liegt einem der Gletscher quasi zu Füßen. Vom Hochplateau des Inlandeises herabströmend, schiebt sich das Eis durch den See und stößt bis an unser Ufer vor. Vor ein paar Monaten noch kroch er sogar zu den Besucherstegen hinauf und kappte damit einen Seitenarm des Lago Argentino. Im März brachen sich die dahinter aufgestauten Wassermassen ihren Weg durchs Eis, die weißen Trümmer am Ufer zeugen noch vom Spektakel. Das helle Schimmern, das Markus mit Höchstgeschwindigkeit hierher brausen ließ, hat sich zum Ursprung des Gletschers zurückgezogen. Ganz hinten, zwischen markanten Bergen aufgespannt wie ein Segel, leuchtet das Inlandeis, während sich davor eine dunkle, sehr niedere Wolkendecke staut und ihre wassergeblähten Ausbuchtungen (wegen ihrer an Hängebrüste erinnernden Form auch Mammatus genannt) in die Gletscherspalten entleert.

Eine Schautafel beziffert die Länge des sichtbaren Gletschers mit 14 Kilometern und die Höhe der Eisfront, direkt vor unserer Nase mit 50 bis 60 Metern. Das ist aber nur die Höhe des Eises über dem Wasser, denn – so heißt es auf Wikipedia – der Gletscher schwimme nicht, sondern schiebe sich über den Seegrund heran. Dessen Unebenheiten führen zum Zerbersten des Eiskörpers in tausend Türme und Spitzen, die sich wie ein betrunkenen Haufen in alle Richtungen neigen, sich aneinander reiben und unter Getöse umfallen. Das Schaben und Ächzen ist permanent zu hören, es grummelt, knallt und prasselt unentwegt. Das Auge hüpfte von Zacken zu Zacken, möchte sehen, was so furchterregend tönt, doch das meiste spielt sich in den tiefen Spalten ab, deren Einschnitte so blau sind, als wären sie mit Tinte gefüllt.

Mit zwei Metern pro Tag kriecht der Gletscher vorwärts, quert den See und wird am ansteigenden Seegrund gestaucht und in die Höhe getrieben. In der Folge kollabiert die Eisfront, große Brocken stürzen ins Wasser und treiben als Eisberge davon. Wegen der Gefahr, die von den damit verbundenen Flutwellen ausgeht, ist es nicht erlaubt, zum Seeufer hinabzusteigen.

Ich habe eine abtrünnige Wand im Visier. Die Art, wie sie sich nach vorne krümmt und dem See zuneigt, erinnert mich an eine Scheibe frischen Brotes, die sich beim Abschneiden vom Laib weg neigt. Anstelle der knusprigen Krume sitzen der Eisscheibe weiße Zacken am Haupt, der Schnitt hinter ihr klafft wie eine tiefblaue Wunde. Das Eis ist zäh und elastisch, scheint der Statik zu trotzen, die schon längst einen Bruch vorhersagen würde.

Wie gebannt starre ich durchs Fernglas hin, gefangen von der Angst, ich könnte den Kollaps verpassen. Mir tränen die Augen.

Markus sagt, die Eiswand stehe wahrscheinlich schon seit Wochen schief und könne noch mehr Tage in dieser Position verharren. Ich bin aber derart erpicht auf ein Spektakel, dass ich nicht aufgebe.

Und dann passiert es. Direkt an der Wasserlinie bricht das Eis unter dem immensen Druck, die Wand verliert dadurch ihr Standbein, rutscht erst senkrecht ein paar Meter ab, kippt dann aber in Zeitlupe vornüber und klatscht vollflächig auf das Wasser, eine riesige Flutwelle auslösend.

Vor Aufregung hatte ich laut geschrien: „Sie bricht! Sie bricht!“, sodass alle kamerabewehrten Touristen, die gleichzeitig mit uns auf der Aussichtsplattform standen, den Vorgang knipsen oder filmen konnten. Die allgemeine Aufregung und Begeisterung ist groß, einige applaudieren sogar und als Dank für meine Aufmerksamkeit klopfen mir auf die Schulter. Ein spanischer Fotograf hat eine Videoaufnahme gemacht und führt sie uns am Display seiner Kamera vor. Auch Markus hat eindrucksvolle Fotos geschossen.

„Ich ahnte, dass die Wand fällig ist“, sage ich triumphierend zu Markus. „Fällig! Verstehst du?“

„Ist ja gut, beruhige dich wieder“, versucht mich Markus zu beschwichtigen. Aber ich bin ganz aus dem Häuschen und würde am liebsten die Zeit zurückdrehen, um es noch einmal zu erleben.

Doch es ist kein weiteres Abbruchereignis in Sicht, die Menge der Schaulustigen verteilt sich wieder auf den Stegen und der See liegt glatt und unbewegt da wie zuvor.

Der Regen hat aufgehört und wir wandern ein paar Etagen tiefer, bis die Eisfront bildfüllend vor uns aufragt. Blau marmoriert, mit dünnen, braunen Adern, die verschieden farbige Schichten voneinander trennen. Wenn durch den Druck auch das letzte Luftbläschen aus dem Eis gepresst worden ist, schimmert es grün wie Flaschenglas. Das ist das älteste Eis aus den Tiefen des Gletschers. Trümmer davon driften gleich U-Booten knapp unter der Wasseroberfläche im See, während ihre jüngeren Kollegen, die weißen und hellblauen Eisberge, deutlich mehr Auftrieb besitzen. Trotz der Kälte und Nässe bleiben wir über vier Stunden in der Nähe des Eisgiganten, schauen, hören, spüren die Erschütterungen seiner Bewegungen. Als würden wir ein schlummerndes Tier beobachten, das friedlich daliegt, ohne sich seiner ungeheuren Kräfte bewusst zu sein.

Das Wetter hat sich gebessert, und am Rückweg steigen wir voller Hoffnung nochmals auf die oberste Plattform hinauf. Vielleicht können wir einen Blick auf den Ursprung des Gletschers, auf das Inlandeis erhaschen. Ein Poster zeigt das herrliche Panorama, das sich uns bieten würde, wenn es keine

Wolken gäbe. Ich fotografiere das Poster. Denn es beginnt soeben wieder zu schütten.

Die Fahrt zurück nach El Calafate ist eine Verheißung, eine Rückkehr vom Dunkel ins Licht. Während hinter uns düstere Wolken die Berge verschlingen, vom Himmel stürzende Wassermassen die Landschaft schraffieren, als wäre ihre dringlichste Aufgabe, das helle Gletschereis mit grauen Strichen auszumerzen, löst sich vor uns alles auf.

Der Lago Argentino trägt die Farbe des Gletschers hinaus in die Wüstenebene, sein Cyan leuchtet wie von Unterwasserscheinwerfern bestrahlt. Dieses unwirkliche Blau strömt zwischen verschatteten Berghängen in die Weite der Pampas hinein, bis es sich im Himmel verliert. Über uns stauen sich die Wolken zu einer kompakten Masse, doch von Osten her folgen nur wenige nach, kleine weiße Schäfchen, die den Anschluss an die Herde verloren haben. Zwischen ihnen fällt Licht herab und verwandelt das, worauf es trifft, in pure Farbe, die über der Landschaft flimmert. Die vergilbten Grasbüschel legen eine Goldfassung um den See, der nun wie ein Smaragd erscheint. Ein Flachwassergürtel, mit morastigem Schlick schimmert als hätte man ihn aus Kupferblech gehämmert. Nicht einmal der schnöde Asphalt der Straße kann sich der Verwandlung entziehen, in einiger Entfernung wird seine nasse Oberfläche zu glänzendem Lack, der sich mit zunehmender Distanz versilbert und schließlich in tanzende Lichtreflexe auflöst.

Markus war stehengeblieben.

„Wahnsinn“, sagt er.

Ich nicke stumm und ahne die Schwierigkeit, das Gesehene in Worte zu fassen. Vorerst fällt mir nur „unfassbar kitschig“ ein.

Wir versuchen etwas vom Zauber mit der Kamera einzufangen, aber es scheitert am Objektiv. Es bräuchte eine 360° - rundum Perspektive, denn ohne das Dunkel, das uns im Nacken sitzt und die Berge mit Regen- und Schneestürmen malträtiert, wäre das Wunder des Lichtes, das die Ebene vor uns flutet, nicht so bewegend.

Langsam, um das Mystische nicht zu vertreiben, rollen wir auf die Verheißung zu.

Vor El Calafate geht das Licht aus. Die Sonne muss im Westen hinter die Wolkentürme hinabgesunken sein, augenblicklich ist alles wieder profan. Auch unsere Gedanken. Der Abwassertank ist randvoll, obwohl wir ihn ständig entleeren. Entweder stimmt etwas mit den Fühlern und der Tankanzeige nicht oder mit uns. Das gilt es endlich herauszufinden.

Als wir auf einem Parkplatz sämtliche Hähne unterm Camper öffnen, ergießt sich eine stinkende Sturzflut auf den Boden und gräbt einen Minicanyon in den Schotter. Danach sind alle Tankanzeiger auf Null. Der Test kann beginnen. Ich kippe mit viel Spülmittel aufgeschäumtes Wasser aus einem Eimer ins Waschbecken.

Markus beobachtet draußen die Ableitungsrohre und sagt erst: „Hoi“ und etwas später „Aha.“

Das klingt nach Erkenntnis.

„Und“, frage ich, als ich mich neben ihm bücke um auch etwas zu sehen.

Er deutet auf das dicke graue Rohr, das man uns als Notablass für den Frischwassertank erklärt hatte. Schaumfetzen kleben daran, im kleinen See darunter türmen sich wabbernde Bläschenhaufen. Da kommt eindeutig das Abwasser raus.

Diesen Hahn hatten wir nie geöffnet.

„Und der hier?“, frage ich und deute auf das dünne Rohr mit dem roten Hebelchen, mit welchem wir immer versucht hatten, das Abwasser loszuwerden.

Wir beide ahnen die Antwort bereits, ehe wir das Experiment zum Beweis durchführen. Ich kippe Frischwasser in unseren Tank und postwendend pritschelt es unterm roten Hebelchen heraus.

Tja.

Markus beginnt zu grinsen, verstellt seine Stimme, als wolle er jemand nachäffen und sagt: „Nein, nein, wir haben kein Problem mit dem Wasser. Das ist in Ordnung.“

Ich weiß worauf er anspielt. An die Motorradfahrer, die uns wegen der nassen Spur, die wir hinter uns herzogen, gestoppt hatten.

„Alles in Ordnung!“, weil wir glaubten das Abwasser abzulassen, während wir durch den Torres del Paine Nationalpark fuhren. Siebzig Liter frisch getanktes Wasser, mühevoll mit Flaschen in den Tank geschöpft, rann in den Schotter.

„Alles in Ordnung – wir wissen, was wir tun“, sagten wir den aufmerksamen Bikern und bewässerten die nächsten zehn Kilometer, um danach an der Tankanzeige zu zweifeln.

Kann man wirklich so blöde sein?

Wir schauen uns an und prusten los. Man kann.

In El Calafate steuern wir sofort die erste Tankstelle an. Man zeigt uns den Wasserhahn, wir holen unseren Schlauch und stehen vor demselben Problem wie am Campingplatz Pehoe. Der Anschluss passt wieder einmal nicht, der Gewindedurchmesser ist zu groß. Zum Glück gibt es gegenüber eine *ferrateria*, eine Eisenwarenhandlung plus Baumarktsortiment.

Der Verkäufer sieht uns erwartungsvoll an, mir fehlen die Vokabeln.

Ich zeichne eine Vase, er schüttelt bedauernd den Kopf, Markus nimmt mir den Block aus der Hand, zeichnet eine V-förmige Variante und nun versteht der Verkäufer. Ein Trichter!

Das Spiel geht weiter. Wir wollen einen Spanngummi, um die Campertüre rasch fixieren zu können. Markus turnt Dehnübungen mit einem imaginären Expander vor.

Dann bin wieder ich an der Reihe. Schlauchadapter. Das ist einfach, weil ich unseren Schlauch gleich mitgebracht habe. Trotzdem versteht der Verkäufer meinen Wunsch nicht. Wir deuten, zeichnen, reden – vergebens. Schließlich zuckt der Verkäufer mit den Achseln und legt den gesuchten Adapter vor uns auf die Theke.

Ja genau! Das suchten wir. Wir sind begeistert. Nur der Verkäufer schaut so komisch.

Dann beginnt er am Endstück unseres mitgebrachten Schlauchadapters zu schrauben, bis er zwei Teile hat. Jetzt sieht das Ding so aus, wie das, das wir kaufen wollten und das er jetzt wieder ins Regal räumt.

Wir sind wirklich dermaßen blöd. Der Verkäufer blickt peinlich berührt zur Seite, während wir uns vor Lachen biegen. Heute ist ein Tag der Selbsterkenntnis.

Zurück auf der Tankstelle wollen wir auch den Reifendruck prüfen. Das sollten wir nämlich regelmäßig tun, hatte Timo uns geraten. Wir schließen das Manometer an und wundern uns. Auf der Skala stehen ganz andere Werte, als wir sie im Kopf haben. Hatte Timo nicht von *bar* gesprochen? Hier gibt es nur *psi*. Und sollte nicht in den Hinterreifen ein wesentlich größerer Druck herrschen als in den vorderen? Jetzt weisen alle dieselben unbekanntes *psi* Zahlen auf. Als einer der Tankwarte, der uns beobachtet hat, herkommt und seine Hilfe anbietet, sagen wir ihm, dass wir gerne mehr Luft in den Hinterreifen hätten. Ich nenne ihm den Wert, zu dem Timo uns geraten hatte: 4 *bar*.

Der Argentinier zieht entsetzt die Augenbrauen hoch, gibt ein striktes „No!“ von sich, beschlagnahmt das Manometer und bringt es in Sicherheit.

Wir fahren weiter, mit Hinterreifen, die aussehen, als hätten sie zuwenig Luft.

Die Suche nach einer zweiten Bettdecke führt uns über Umwege (Campinggeschäfte, Raumausstatter, Schlafzimmertischlerei) endlich zu einem monströsen Supermarkt, oberhalb der Stadt. Das Sortiment ist dennoch bescheiden. Ich wollte eine dünne Baumwolldecke, nun haben wir ein dickes, abgestepptes Monstrum unter dem zwei Menschen Platz finden könnten.

Einsamkeit auf der Ruta 40 (cuarenta)

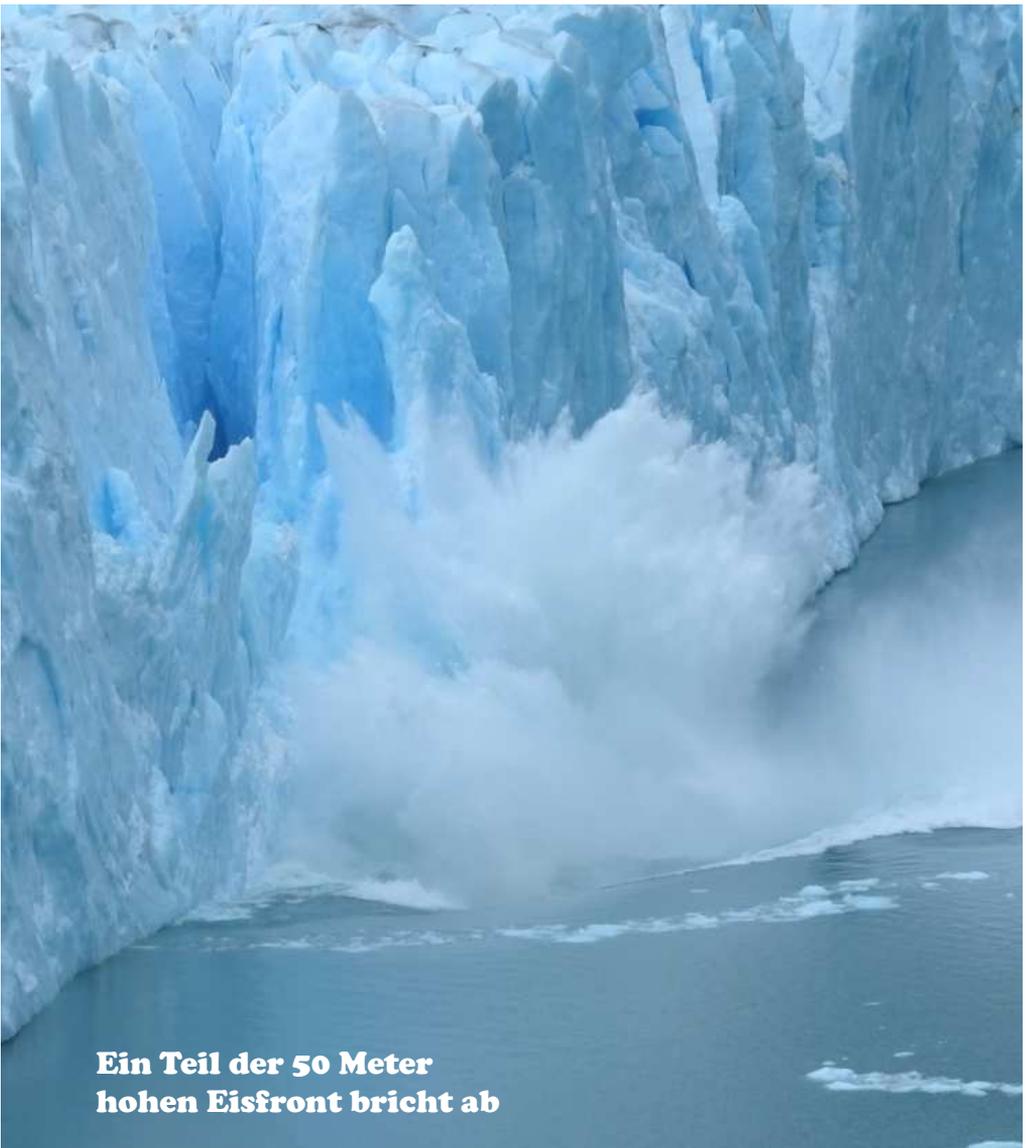


Bröckelnde Eisfront am Perito Moreno





Die gewaltige Zunge des Perito Moreno



**Ein Teil der 50 Meter
hohen Eisfront bricht ab**

Bis das vegetarische Restaurant abends öffnet, ist noch Zeit für Muße oder Körperpflege. Die Frage ist nur, wo? In der Stadt findet sich kein einsames Plätzchen. Wir kurven zum See hinab auf einen großen, mit Beton versiegelten Park, auf dem verwaiste Schaukeln alleine schwingen. Der Sturm aus den Bergen rast über den See und trifft hier das erste Mal auf ein Hindernis: Unser Auto. Es schwankt bedenklich. Der Spielplatz ist im wahrsten Sinn des Wortes leergefegt. Nylonsäcke, Chipstüten und Plastikflaschen hat der Wind auf die dahinterliegenden Büsche verteilt. Es ist kein romantischer Ort, aber wenn sich jemand hierher verirrt, würde er wahrscheinlich falsche Schlüsse ziehen. Ein Camper, mit geschlossenen Vorhängen, verdächtig schaukelnd. Dabei versuchen wir bloß, uns über einem Lavoir voll warmen Wassers mit Waschlappen zu reinigen, während der Wind am Karren rüttelt und mit kalten Fingern durch die Lüftungsschlitze nach uns greift.

Nach der Katzenwäsche wärmen wir uns in einem Cafe und laden nebenbei die Akkus von Markus Kamera.

Da der Sturm nicht nachlässt und die Wettervorhersagen keine Besserung versprechen, beschließen wir El Calafate nach dem Abendessen zu verlassen um weiter nach Norden zu fahren. Zum Abschied stoßen wir mit einem Viertelliter Malbec auf die ersten 1.000 Kilometer an, die bereits hinter uns liegen.

EINSAME PAMPA

Im Licht der untergehenden Sonne fahren wir unserem Schatten nach, der uns meterweit vorausseilt. Zur Linken leuchtet der Lago Argentino mit seinem unergründlichen Blau und weißen Gischtrippen, die den See schraffieren. Ohne viel Gas zu geben, klettert die Tachonadel auf 80, 90, 100 km/h. Der Sturm jagt uns regelrecht davon. Doch der Schub von hinten währt nicht lange. Als wir in die Cuarenta einbiegen, erwischt er uns wieder voll von der Seite und wirft sich mit heftigen Böen gegen uns, sodass wir Schlangenlinien fahren und dabei fast die ganze Fahrbahnbreite brauchen.

Bevor die Straße den Rio Santa Cruz, der den Lago Argentino entwässert, über eine hohe Brücke quert, taucht sie in einer Biegung hinter einem Hügel hinab. Direkt vor der Brücke zweigt eine Zufahrt zu einer verfallenen Estancia ab, von der nur mehr die Bodenplatte, ein alter Kühlschrank und ein paar Steinhäufen übrig sind.

Ein einsamer Baum, vom Wind verkrüppelt, streckt all seine Äste nach Osten zum Fluss hin, als wolle er dem tristen, staubigen Platz entfliehen. Wir

parken den Camper direkt unter dem grünen Baldachin. Wenn man den herumliegenden Müll ausblendet, ist es ein schönes Nachtlager. Der mächtige Strom des Santa Cruz zieht geräuschlos vorbei, der Sturm, der Staubfahnen an den Hügeln aufwirbelt, greift nicht bis zu uns herab. Es ist still. So still, dass mich plötzliches Vogelgezwitscher erschreckt. Kleine, graubraune Federkugeln huschen aufgeregt durch die Zweige und als ich ein Fensterchen oben bei meiner Bettstatt öffne, flattert ein Piepmatz beinahe herein. Ich wohne mitten im Baum. Ein Idyll.

„Glaubst du“, fragt Markus unvermittelt, „dass das gefährlich ist?“

„Was?“

„Hier zu übernachten?“

„Wieso?“

Denkt er der Fluss könnte nächstens anschwellen und das flache Ufer, auf dem wir parken überfluten?

„Nein“, sagt er, es wäre wegen der Menschen.

„Aber hier ist doch weit und breit niemand!“

„Eben.“

Jetzt kapiert er. Wir stehen in Sichtweite neben dem Highway an einem gottverlassenen Flecken, der an manchen Stellen einer Müllkippe gleicht. Räuber hätten ein leichtes Spiel. Wir wären eine fette Beute. Unser ganzes Hab und Gut ist in diesem Auto.

„Das ist absurd“, sage ich nach einer Weile des Nachdenkens. Denn es müssten schon abgebrühte Menschen sein, die etwas stehlen wollten. Schließlich müssten sie mit mindestens einer Person rechnen, die sich im Camper befindet. Manche sind in der Gegend hier vielleicht arm, aber gewalttätig kam mir niemand vor.

„Wie kommst du auf die Idee?“, will ich deshalb wissen.

Markus erinnert mich an den Argentinier, der in Puerto Natales „por seguridad“ in unserer Nähe parken wollte. „Vielleicht hatte er Gründe.“

Mir kam dessen Angst damals lächerlich vor. Chile und Argentinien sind als sichere Reiseländer bekannt und ich fühlte mich bis vor zehn Minuten auch sehr wohl. Das will ich mir nicht verderben lassen.

„Ich fürchte mich nicht“, sage ich deshalb bestimmt.

„Dann ist es ja recht“, schließt Markus das Thema ab.

Doch ein Stachel bleibt. Später, als ich nochmals raus muss, und sich hinter mir plötzlich etwas Großes regt, ereilt mich fast ein Herzinfarkt. Dem Guanako, das Blättlein von den Zweigen knabberte, erging es wohl ähnlich. Panisch prescht es davon, mit den Füßen faustdicke Batzen Sand von sich schleudernd.

Die Nacht unter sternenklaarem Himmel wird kalt. Sehr kalt. Markus liegt dick vermummt unter der neuen Decke. Ich hatte mich für die alte, dünnere entschieden. Weiter im Norden oben werden wir in die Sommerhitze kommen und dann wäre mir viel zu warm. Lieber jetzt frieren, dachte ich. Aber es dauert nicht lange und ich krame den Daunenschlafsack wieder hervor.

Danach herrscht Ruhe. Wir erleben die bislang stillste Nacht.

Als sich der Himmel über der Flussbiegung in den frühen Morgenstunden allmählich rötet, weckt uns munteres Vogelgezwitscher. Auch das Guanako ist zurückgekehrt, es hat seine Herde mitgebracht. Die Blicke der Tiere verfolgen mich bis zum Fluss. Was tut ein Mensch am eiskalten Wasser? Das frage ich mich auch und kehre zurück zum temperierten Boilerwasser. Camperluxus.

17. DEZEMBER 2016 PAMPA BIS EL CHALTÉN

Mittlerweile sind unsere Alltagsroutinen exakt an den kleinen Raum angepasst. Die Zutaten fürs Frühstück sind in einer Box verstaut, die zum Einsatz kommt, sobald Markus sein Bett zu einem Tisch mit Sitzbänken zurückgebaut hat. Vier Löffel Haferflocken, Nüsse, Milchpulver, Kakao und Zucker in die Müslischalen. Je eine halbe Banane dazu und kochend heißes Wasser drüber. Während der Tee zieht und das Müsli quillt, fülle ich meine 1-Liter Thermoskanne mit Grüntee. Dann kann ich jederzeit ohne lange Vorbereitung ein Tässchen schlürfen. Allein die Gewissheit über diese Möglichkeit hat eine ebenso beruhigende Wirkung auf mich wie der Tee selbst.

Nach dem Abwasch muss alles wieder sicher verwahrt werden, die Kästchen verriegelt, Gas und Wasserpumpe ausgeschaltet, die Fenster geschlossen sein. Kameras, Karten, Tablet und Brillen (ich habe eine eigene Tasche für eine Lesebrille und zwei für die Weite) müssen mit in die Fahrerkabine. Rucksäcke, Anoraks und Schuhe hingegen können wieder in den Camper. Es ist eine logistische Herausforderung. Am meisten nerven uns die umfangreichen Campingstühle, für die kein passender Platz vorhanden ist. Sie blockieren derzeit das Bad. Dieser Raum ist ohnehin eine Abstellkammer geworden. Wenn nicht gerade unser Regengewand darin trocknet, hängen auf den von uns gespannten Leinen Unterhosen oder frisch gewaschene T-Shirts.

Wäscheleinen spannen sich auch quer durch den Aufenthaltsbereich, daran schaukeln während der Fahrt Handtücher, Socken und andere Sachen, die

man ab und zu mal lüften sollte. Wenn sie bei der Ankunft immer noch müffeln, wandern sie in den Dreckwäschesack.

Zwischen Aufwachen und Abfahrt vergehen im Schnitt gute eineinhalb Stunden. Dann sind wir „on the road again“. Wir fahren am Ostufer des Lago Argentino vorbei, seine immense Wasserfläche ist aus dieser Perspektive tiefblau, viel dunkler als wolkenlose Himmel über uns. Wir halten kurz an. Machen wir einen Fehler, wenn wir heute weiterfahren? Mit dem Fernglas suchen wir am Ende des Sees die Berge und den Gletscher. Man müsste das Eis leuchten sehen, selbst über diese Distanz von 100 Kilometern hinweg. Aber am Horizont herrscht nur konturloses Grau, das schlechte Wetter staut sich an den Anden und überschwemmt sie mit Wolken, Schnee und Regen. Das einzige, das wir hier noch davon spüren, ist der Wind. Er zerrt an unseren Anoraks und lässt die Hosen um unsere Beine schlackern. Es ist kalt. Ein kleiner grauer Fuchs trabt im Schutz des Erdwalls, der den Parkplatz begrenzt, heran. Als er uns sieht, rennt er nicht etwa davon, sondern quert die offene Fläche des Parkplatzes. Der Wind fährt ihm von hinten ins Fell stellt dem Tier einen Pelzkragen auf. Ein paar Meter vor uns bleibt der Fuchs stehen. Aus neugierigen Augen blickt er uns an. Wartet. Sein Verhalten dünkt uns seltsam. Bettelt er oder hat er Tollwut?

Der Fuchs schnüffelt am Boden, sieht treuherzig her, trippelt noch näher. Er wirkt zutraulich nicht tollwütig. Wie um das zu unterstreichen, seufzt er hörbar, dreht sich einmal um seine Achse, ringelt sich dann vor unseren Füßen zusammen und steckt die Nase in den flauschigen Schwanz. Aus halbgeöffneten Augen behält er uns im Blick, schließlich döst er ein.

Die Cuarenta setzt über das breite Delta des Rio La Leona über, ein Fluss, der aus dem Lago Viedma in den Lago Argentino fließt, seinen Namen verdankt er einem Pumaweibchen (span. Leona), das einen Forschungsreisenden angefallen und verletzt hatte. Dieser hieß Perito Moreno und vererbte dem Gletscher, den wir gestern besuchten, seinen Namen. Würde man sich die Mühe machen Ortsbezeichnungen zu recherchieren, kämen viele interessante Geschichten zu Tage.

Es folgt ein wunderschöner Streckenabschnitt, mit lieblichen Ausblicken auf die Mäander des breiten Stromes, dessen Ufer mit Weiden oder Pappeln bestückt sind. Grüne Ausnahme in der trockenen Ödnis. Manchmal verbirgt sich hinter einem Wäldchen ein rotes Dach, das blendend weiße Mauern schützt. Der Anblick des in dieser Weite verlorenen Häuschens erinnert mich an das Fixierbild beim Optiker zur Überprüfung der Brennweite des Auges. Unendliche Landschaft, im Zentrum ein weißes Haus mit rotem Dach. Doch anstelle von Idyll vermittelt dieses Bild hier Einsamkeit und das Gefühl von

Ausgeliefertsein. Kein einziger Baum wächst hier gerade. Alles ist vom Wind verkrüppelt. Welchen Charakter erzeugt diese Landschaft? Wie wird man, wenn man ein Leben lang die Augen zusammenkneifen muss, weil die Luft voller Staub ist? Bruce Chatwin hat in seinem Buch „In Patagonien“ diesen Menschentypus beschrieben. Sein Reisebericht ist zu Recht ein Klassiker geworden.

LEGENDÄRE BANKRÄUBER

Beim Hinweisschild La Leona, welches auf das hinter einer Pappelreihe geduckte Dach einer Estancia zeigt, erinnern wir uns sofort: Hier war das Versteck der Verbrecherbande!

2011, als wir mit dem öffentlichen Bus von El Chaltén nach El Calafate gefahren waren, machten wir in La Leona Halt. Jedes Fahrzeug bleibt hier stehen. Die Crew der Estancia lebt vom Mythos der Vergangenheit, von den klingenden Namen Sundance Kid und Butch Cassidy. Die beiden hatten im Jahr 1905 in Rio Gallegos die Bank of London überfallen und waren mit der Beute entkommen. Obwohl sie überall steckbrieflich gesucht wurden, Originale mit der Überschrift DEAD or ALIVE hängen nun hinter Glas in La Leona, konnten sie hier unerkannt eine Weile Unterschlupf finden, bevor sie ihre Flucht nach Chile fortsetzten. Die damaligen Wirtsleute beschrieben sie als friedlich, allerdings auch etwas eigen und zurückgezogen. Aber das waren in Patagonien schließlich alle. Erst als eine Polizeipatrouille mit Fahndungsfotos vorbeikam, flog auf, welche Gangster sie beherbergt hatten. Nun ist hier fast so etwas wie ein kleines Gauner-Museum entstanden, zwischen Kuchenvitrinen und Kaffeebar kann man sich die alten vergilbten Zeitungsberichte und die Fotos ansehen.

Dass man sich „in the middle of nowhere“ befindet, beweist ein überdimensionaler Wegweiser im Vorhof der Estancia: Egal, in welche Richtung die Pfeile zeigen, die angegebene Distanz ist in etwa immer dieselbe, sie schwankt zwischen 14.000 und 15.000 Kilometern, ob nach Sydney, Jerusalem oder Frankfurt. Unser Ziel, Santiago de Chile, ist mit 3.000 Kilometer beziffert. Da bleibt Zeit für einen Kaffee. Den Kuchen lasse ich mir jedoch einpacken, denn es biegen zwei große Überlandbusse in den Parkplatz ein. Das Geschäft mit den historischen Räubern floriert.

Wir setzen unsere Reise nach Norden fort und erreichen kurz darauf den Lago Viedma. Er kann fast so groß werden, wie der Lago Argentino. Da ihn nur wenige Hügel begrenzen, leckt er weit in die ebene Pampa hinein. Auch er wird vom Schmelzwasser des Inlandeises gespeist, was ihm die typische

türkise Farbe der Gletschermilch verleiht. Da er aber wesentlich seichter ist als sein Zwillings im Süden, kann der Sturm das Wasser bis zum Boden hinab aufwühlen und Kakaobraun unter die Milch mischen. Heute sieht der Flachwasserbereich des Lago Viedma eher aus wie Capuccino. Die Wellenrücken tragen weißbraune Schaumhauben heran, die sich am Ufer zu wabernden Haufen türmen.

Wir zweigen von der Cuarenta ab und fahren auf der neu geteerten Straße nach El Chaltén. Schnurgerade geht es 80 Kilometer dahin, eine Rennstrecke, doch der Wind stemmt sich uns mit voller Kraft dagegen, als wolle er uns von unserem Vorhaben abhalten. Vielleicht wäre es sogar vernünftiger. Wir fahren auf den dunkelsten Flecken am Horizont zu. Ringsum wäre es lichter, gäbe es Wolkenlücken und etwas Sonnenschein. Sogar der Viedma-Gletscher blendet herüber. Aber unser Ziel ist der schwarze Ursprung des Sturmes, das Zentrum des Tiefdruckwirbels, den wir in El Calafate im Internet auf dem Satellitenbild gesehen haben.

Entlang der Straße gibt es immer wieder bunte Schreine, in denen irgendwelche Heilige verehrt werden. Liegen haufenweise wassergefüllte Plastikflaschen herum, dann sind es Gaben für die Difunta Correa, eine junge Frau, die der Legende nach um das Jahr 1840 herum auf der Suche nach ihrem Mann, der von Soldaten verschleppt worden war, in der Wüste verdurstet ist. Nur ihr Baby soll überlebt haben, weil die Muttermilch weiterhin geflossen sei. Ein Wunder, das die Kirche zwar nicht anerkennt, der Verehrung durch das Volk aber keinen Abbruch tut. Nie mehr soll die Correa Durst leiden! Das ist der Zweck dieser Pet-Flaschen-Müllberge.

Als wir bei einem kleinen Schrein ohne Pet-Flaschen aber dafür mit roten Wimpeln anhalten, bleibt ein entgegenkommendes Fahrzeug ebenfalls stehen. Markus flucht und macht den Hosenladen wieder zu. Er wollte auf der anderen Straßenseite pinkeln, während ich Fotos von dem Minitempel mache.

„Ausgerechnet in dieser Sekunde“, höre ich ihn schimpfen.

Er hat Recht, es ist das einzige Auto seit gut einer Stunde, dem wir begegnen. Auch ich muss mich mit dem Fotografieren gedulden. Die Insassen des Fahrzeuges, alles Argentinier, steigen aus und schreiten mit ehrfürchtig gesenkten Häuption über den mit rosa Steinen gekennzeichneten Weg zu dem Schrein. Es ist ein 70 Zentimeter hohes Häuschen, aus knallrotem Wellblech gefertigt. Drinnen, auf einem kleinen Regalbrett, stehen zwei Plastikfiguren mit langen dunklen Haaren, roten Stirnbändern und roten Halstüchern. Sie tragen weite Hemden und Hosen und sehen aus wie eine Mischung aus Indianer und Gauchos. Auf ihren Rücken klebt ein rotes

Plastikkreuz, in den Händen halten sie hölzerne Steinschleudern. Christliche Heilige sehen anders aus. Die Argentinier bringen Opfergaben dar, bekreuzigen sich und fahren wieder davon. Neugierig gehe ich nachschauen. Plastikrosen (natürlich rote), ein Tetrapack Vino Tinto, ein Fläschchen Fanta (orange) und einige Zigaretten sind den Plastikmännern zu Füßen gelegt worden. Zu welchem Zweck auch immer.

Markus hat inzwischen sein Geschäft erledigt und wir können weiterfahren.

IM EHEMALIGEN BERGSTEIGERNEST

El Chaltén ist heute wirklich der garstigste Ort, den wir finden konnten. Der Sturm jagt meterhohe Drecksäulen durch die Straßen, die nicht nur Staub und Sand mit sich führen, sondern auch kleine Steine, die auf unserer Windschutzscheibe klackern. Von den prachtvollen Bergen, denen der Ort seine Existenz verdankt, ist nichts zu sehen. Düstere Wolken krallen sich in den bewaldeten, vorgelagerten Hügeln fest, hinter ihnen bäumt sich eine dunkelgraue Wand, die sich bedrohlich weit über den Ort vorneigt, als wolle sie ihn demnächst unter sich begraben.

Im Sandwichladen ist man optimistisch, das Wetter würde sich zu Mittag bessern. Ob sie das nur behaupten, damit wir Wanderproviant kaufen?

In El Chaltén ist man nicht auf Wohnmobile eingerichtet. Die Campingplätze sind für Zelte ausgelegt. Aber gegen ein Entgelt könnten wir die Duschen benutzen, sagt man uns zu. Ich liebäugle immer noch mit dem Gedanken, ein oder zwei Nächte in einer Pension zu verbringen. Auf frischen Laken anstatt auf modrig müffelnden Schaumgummimatratzen und mit einem Bad, in dem man sich aus- und anziehen kann ohne zu frieren. Wir kurven durch die Gassen von El Chaltén ohne es wiederzuerkennen. In den vergangenen sechs Jahren ist viel gebaut worden. Der Ort boomt, zweifellos, aber die Veränderung gereicht nicht unbedingt zu seinem Vorteil. Früher war er Basislager für Bergliebhaber, Kletterer und Abenteurer. Heute gibt es Nachtclubs, die mit Gratisgetränken aus Kübeln (!) ab 2:00 Uhr nachts werben. Komasaufen in El Chaltén? Daneben große Gebäudekomplexe, zusammengewachsene hässliche Betonteile um möglichst viele Touristen unterzubringen, die in Konvois von Reisebussen herangekarrt werden. Hotels, die wie Rentnerhochburgen aussehen und es wahrscheinlich auch sind. Unser kleines, gemütliches Guesthouse von 2011 finden wir gar nicht mehr. Dafür gibt es jetzt einen Bankomaten, der funktioniert und rund um die Uhr Geld ausspuckt, um das teure Leben finanzieren zu können.

Die Chocolateria, am Ende einer Straße, wirkt wie ein Dinosaurier. Ein Überbleibsel aus der Zeit, als sich das Leben in El Chaltén noch um die Berge

drehte. Das Gebäude, eine verwegene Konstruktion aus verkrüppeltem Holz und viel Glas, konnte nicht mit dem Touristenstrom mitziehen, der einen halben Kilometer weiter einen Strudel um die neuen Restaurants, Outdoorgeschäfte und Nachtclubs gebildet hat.

Wir rütteln am Türgriff aus Wurzelholz und wollen nicht wahrhaben, dass uns der Zutritt verwehrt ist. Schließlich öffnet uns ein junger Mann, der uns höflich auf das Schild „cerrado“ hinweist.

„Für immer?“, frage ich entsetzt.

„Nein, nein“, entgegnet er lachend, „morgen haben wir wieder normal geöffnet.“

Die Erinnerung ist ein eigenartiges Ding. Wie unter Zwang suche ich nach Bekanntem, hoffe auf ein Wiedererkennen. Als würde ich nach einer langen Reise heimkehren und stünde nun vor meinem Haus, in dem mittlerweile Fremde eingezogen sind. Dabei bin ich die Fremde, die durch den Umstand, vor sechs Jahren schon einmal hier gewesen zu sein, noch kein Recht auf einen freudigen Rückkehr-Empfang erworben hat.

Die Natur erweist sich als beständiger. Der Wanderweg führt an denselben Felsen vorbei, taucht in das unverändert gebliebene Wäldchen ein, das erfüllt ist von leisem Vogelgezwitscher. Alles ist mir vertraut, als wäre ich erst gestern hier gegangen.

„Die Papageien fehlen“, stellt Markus fest und kratzt an meinem Nostalgielack, mit dem ich alles überziehe um es für immer zu konservieren. Aber er hat Recht. Von den grün-roten Vögeln, die uns 2011 mit ihrem heiseren Geschrei erschreckt hatten, ist nichts zu sehen. Die Bäume tragen frisches Sommerlaub statt bunter Herbstfarben und es gibt keine stahlblaue Himmelskuppel, sondern dunkle Wolkengeschwader, die hier und dort planlos Regen fallen lassen.

Eigentlich ist alles anders als zuletzt. Auch das Schild, das am Wegrand steht und neben einer Wanderkarte vor allem Verbote zeigt, gab es früher nicht. Offenbar muss man inzwischen die Besuchermassen über das korrekte Verhalten belehren. Auf Piktogrammen sind ein Radfahrer, ein Hund und ein Lagerfeuer rot durchkreuzt. Über einer Zigarette hängt ein Warnschild mit Ausrufezeichen. Es gibt aber auch Gebote, und die sind weniger klar verständlich. Ein Männlein und ein Weiblein wie auf einer Klotüre. Toiletten im Wald? Eines zeigt einen Mann, der eine Einkaufstasche trägt. Aber wo ist die Shopping Mall?

Wir fotografieren die seltsamen Sujets. Vielleicht kann sie uns ein Einheimischer erklären.

Kurz vor dem ersten, als „mirador“ gekennzeichneten Aussichtspunkt warnt uns ein Schild davor, mit dem nächsten Schritt die Wildnis zu betreten, in der man für sich selbst verantwortlich sei. Zur Verdeutlichung der Wildnisgefahr sieht man einen Menschen, der von einem herabreichenden Ast erschlagen wird. Die Nationalparkverwaltung trägt ab sofort keine Schuld mehr daran, besagt die Erläuterung.

„Klingt fast so, als hätte es schon Klagen wegen Astwurfs gegeben.“
Die Amerikanisierung macht auch vor der Wildnis nicht Halt.

Am Aussichtspunkt prangt neben vielen kleinen Schildern mit Betretungsverboten, die das Zertrampeln der empfindlichen Vegetation verhindern sollen, eine nagelneue Tafel: Die darauf abgebildete Flugdrohne mit Fotoapparat ist rot durchgestrichen. Darunter steht: Prohibido el uso de drones!

„Da muss einiges los gewesen sein in den letzten Jahren“, meint Markus erstaunt. Dann stehen wir vor einem Wegstück, das über Wurzeln und Stufen aus Stein einen rund fünf Meter hohen Absatz überwindet und müssen lachen: Die Passage wurde mit zwei Drahtseilen versichert!

„Wahnsinn, ein Klettersteig mitten im Wald“, blödeln wir, als just in dem Moment eine Gruppe von Frauen auftaucht, von denen sich jede einzelne an die Stahlseile klammert, als hinge ihr Leben daran. Dementsprechend lange brauchen sie für die zwanzig Schritte und wir steigen kurzerhand außerhalb der Sicherung an ihnen vorbei.

Auch der *Mirador del Torre* ist dem veränderten Publikum angepasst und um Absperrungen, Sitzbänke und sogar Toiletten (hierauf wies das Schild am Weganfang hin!) ergänzt worden. Das einzige, was fehlt, ist der Torre.

Die Berge stecken nach wie vor in dichten Wolken, nur über uns ist der Himmel blau.

Doch die Nationalparkverwaltung hat auch hierfür eine Lösung gefunden und bietet alternativ ein gemaltes Bergpanorama an. Wir werden Zeugen, wie etliche Touristen den kitschig gepinselten Cerro Torre fotografieren und danach mit zufriedenen Gesichtern wieder nach El Chaltén zurückkehren. Wir richten uns auf eine lange Wartezeit ein.

Ich lege mich auf dem sonnenwarmen Waldboden und beobachte, wie sich die Nebel allmählich lichten. Immer, wenn ich glaube, der Gipfel des Cerro Torre käme zum Vorschein, schiebt sich von hinten eine kompakte graue Wolkenmasse an die Berge, steigt ihren Felswänden entlang in die Höhe und schwappt dann wie eine Gischtwelle in das zu uns her offene Tal hinab. Wind reißt Fetzen und Schleier aus dem Wolkengrau, taucht sie in reinweies

Licht, sodass sie vom frischen Schnee kaum zu unterscheiden sind und löst sie darin auf.

Obwohl die Wolkenmasse ständig in Bewegung ist, bleibt unsere Aussicht immer dieselbe. Irgendwann gibt der Himmel auf und zieht sein Blau nach Westen ab. Düstere Schleier rücken ihm nach.

Mich fröstelt. Ohne Sonne ist es gleich kühl. Aber Markus will weiter ausharren. Mein Verweis auf unsere Fotos von 2011 trägt mir vernichtende Blicke ein. Markus will den Cerro Torre jetzt sehen! Nicht auf alten Fotos. Dann könne er gleich das Kitschgemälde hier knipsen.

Ich denke voller Sehnsucht an meine Thermoskanne Grüntee im Camper und friere schweigend vor mich hin. Ich will nicht diejenige sein, die zum Aufbruch drängt. Es könnte ja sein, dass wir später erfahren, dass sich der Cerro Torre eine halbe Stunde nach unserem Abmarsch in aller Pracht gezeigt hat.

Ich ziehe alles an, was im Rucksack ist. Daunenjacke, Überhose, Kappe. Als das nicht mehr ausreicht mich warm zu halten, beginne ich Auf und Ab zu hüpfen, Kniebeugen zu machen, während die Wolken unaufhörlich über die Berge quellen.

„Glaubst du wirklich, dass der Gipfel heute noch frei werden wird?“, frage ich Markus.

„Nein“, antwortet er resigniert.

„Und warum sind wir dann nicht längst auf dem Rückweg?“, frage ich verdattert.

„Weil man es nicht mit Sicherheit ausschließen kann.“

Sonst bin immer ich diejenige, die Angst hat, eine Chance zu verpassen. An Markus ist mir diese Schwäche noch nie aufgefallen. Wir hocken nun seit vier Stunden auf dem Mirador und starren ins weißgraue Nebelgeschwader. Ich hätte schon in der Halbzeit aufgegeben.

„Warum ist denn der Berg so wichtig?“

Scheinbar bringe ich Markus mit dieser Frage aus der Fassung. Er schaut mich lange stumm und mit großen Augen an.

„Meinst du das jetzt im Ernst?“

„Ja.“

Dann erkläre ich ihm, dass wir beispielsweise eine schöne Wanderung hätten machen können, anstatt hier Zeit totzuschlagen und zu frieren. Für eine minimale Chance auf den Anblick eines Berges, den wir letztes Mal im schönsten Tageslicht unter wolkenlosem Himmel ausgiebig betrachtet hatten.

„Wir waren beide krank und hatten Fieber! Erinnerst du dich nicht mehr?“, wirft Markus empört ein.

Natürlich habe ich den Tag nicht vergessen. Wir waren abends aus Calafate angereist und unsere Körper rebellierten gegen das Eieromelette, das wir dort gegessen hatten. Bauchkrämpfe, Übelkeit und Fieber ließen uns kaum ein Auge zu tun. Mit zittrigen Beinen quälten wir uns am nächsten Vormittag zum Mirador, machten ein paar Fotos und krochen in die Betten zurück. Es war damals der einzige Tag ohne Wolken gewesen. Danach regnete es eine Woche lang bis zum Tag unserer Abreise, an dem wie zum Hohn wieder die Sonne schien.

Nur widerwillig löst sich Markus vom Mirador. Ich habe das Gefühl, er beneidet jeden Wanderer, der uns entgegen kommt um seine Chance, eventuell einen Blick auf den Cerro Torre zu erhaschen. Ich hingegen denke nur an meinen Tee und eile voraus.

Als Markus wieder einmal stehen bleibt, um sich umzudrehen und zu vergewissern, ob die Wolken schon noch da sind, höre ich lautes Hämmern. Ein Specht hat sich in der borkigen Rinde einer alten Südbuche festgekrallt und klopft probenhalber gegen den Stamm. Dann hält er kurz inne, als würde er auf eine Antwort warten und probiert an einer anderen Stelle. Dabei lässt er sich von meiner Kamera nicht irritieren. Es ist ein Magellanspecht, rund 50 cm groß, schwarzglänzendes Gefieder mit einem weißen Streifen am Rücken. Die Männchen haben knallrote Federn am Kopf, die leuchten, als wären sie mit Signalfarbe lackiert. Hinter dem spitzigen Schnabel sitzen gelbe Augen, die einen höchst konzentrierten Eindruck machen.

Der Spechtmann lauscht, spürt oder denkt. Ich weiß es nicht. Es sitzt jetzt absolut ruhig auf einem unversehrten und gesund aussehenden Ast. Das Blitzlichtgewitter der fotografierenden Touristen stört ihn nicht. Dann, ohne Vorwarnung, beginnt er plötzlich wie von Sinnen auf das Holz einzuhacken, dass die Späne fliegen. Auf den Fotos sieht man später nur einen roten, verschwommenen Bogen, der auf einem schwarzen Vogelkörper sitzt.

Der Specht gönnt sich nur kurze Verschnaufpausen, in denen seine gelben Augen das Loch vor ihm fixieren. Dann pickt er von neuem im Stakkato eines Maschinengewehrs los. Plötzlich klemmt etwas in seinem Schnabel, triumphierend dreht der Specht seinen Kopf zu uns, als ob er die feiste Made präsentieren wolle, bevor er aufflattert und wegfliegt.

Ich inspiziere das Loch, welches er in den Buchenast gehackt hat. Es ist über zehn Zentimeter tief. Punktgenau muss der Vogel den Wurm geortet haben. Wie, das bleibt uns ein Rätsel.

Markus' Kamerabatterie ist leer und ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, dass er erleichtert ist, dass uns nichts mehr Besonderes über den

Weg läuft. Ein im Abendlicht leuchtender Fitz Roy hätte ihn in tiefe Verzweiflung stürzen können.

In El Chaltén wütet bereits wieder der Sturm. Mir graut vor der zugigen Campingplatzdusche, dem Weg vom Parkplatz zu den Duschkabinen, den ich mit nassen Haaren würde zurücklegen müssen. Aber die Alternative wäre, verschwitzt und ungewaschen zu bleiben. Dann lieber sauber frieren.

Mitten auf der Hauptstraße stoppt Markus den Camper so abrupt, dass ich meinen Tee verschütte.

„Mensch, kannst du nicht aufpassen?“, fluche ich, aber Markus hört nichts.

„Spa!“, ruft er vor Begeisterung, „Ein Spa!“

„Spinnst du jetzt komplett? Was willst du mit einem Spa?“

„Da gibt’s Duschen.“

Ich blicke zu dem Geschäft hinauf. Erster Stock, weiße Vorhänge, Orchideen hinter dem Fenster, Regale voller Flakons und Cremedöschen. Eine Frau in weißem Arztkittel. Auf der Werbetafel steht etwas von Massage, Maniküre und Akkupressur.

„Das ist ein Kosmetiksalon, kein Schwimmbad“, sage ich skeptisch.

„Frag doch mal!“

„Wieso ich?“

Ich mag nicht, komme mir blöde vor. Die Frau dort oben ist andere Kundschaft gewöhnt.

„Du kannst Spanisch. Frag, ob man duschen kann!“, beharrt Markus.

Widerwillig steige ich aus, der Sturm reißt mir fast die Türe aus der Hand. Eigentlich hatte ich vor, nur so zu tun, als ob ich mich erkundige und danach mit einem Nein zu Markus zurückzukehren.

Aber der Wind greift mir so eisig unter die Bluse und in den Nacken, dass ich die Eingangstür öffne und mitsamt einer Ladung Laub ins Spa geblasen werde. Dort bleibe ich mit meinen dreckigen Bergschuhen wie angewurzelt stehen und schäme mich. Es duftet nach Rosen und Sauberkeit und zarte Hintergrundmusik ertönt aus unsichtbaren Boxen. Weiches Licht lässt die Orchideen schimmern, in einer Ecke plätschert das Wasser eines Zimmerbrunnens über eine Pyramide aus Kristallen.

Selten habe ich mich so fehl am Platz gefühlt wie hier. Bevor ich die Flucht ergreifen kann, schwebt eine junge elfenhafte Frau aus einem Gang auf mich zu. Sie ist komplett in Weiß gekleidet, mit perfektem Makeup und strahlt mich freundlich an.

Ob sie etwas für mich tun könne, fragt sie schon zum zweiten Mal. Dieses Mal auf Englisch, weil meine spanisch gestammelte Entschuldigung wohl unverständlich war.

„Ich glaube nicht“, sage ich und lasse meinen Blick durch die Räumlichkeiten schweifen. Der Kontrast zu meiner dreckigen Erscheinung könnte nicht größer sein.

„Was hätten Sie denn gesucht?“, fragt die Dame einfühlsam.

„Wir wollten uns bloß waschen, duschen“, sage ich und raufe meine verfilzten Haare wie zum Beweis. „Im Camper geht das schlecht.“

Die Frau lacht und sagt, sie kenne das Problem. Sie reise selber viel in der Welt herum. Dann macht sie mir ein unschlagbares Angebot: Für umgerechnet 15 Euro könnten wir eine Stunde lang ein Badezimmer mit zwei Duschen benützen, Shampoo, Handtücher, Bademantel, Bodylotion und Fön inbegriffen. Außerdem bekämen wir eine Gratisfußmassage dazu.

Ich bin baff. Damit hatte ich nicht gerechnet.

„Wann dürfen wir kommen?“, frage ich. „Jetzt gleich?“

„Wenn sie wollen? Ja.“

Zehn Minuten später prasselt heißes Wasser auf meinen Kopf und nach dem zweiten Mal Shampooieren ist das Ablaufsieb verstopft. Vielleicht habe ich dem Spa doch etwas zuviel Schmutz zugemutet. Markus' Lotion duftet nach Zitrone, ich habe mir Rosenblüten ausgesucht.

Ich fühle mich wie neugeboren. Sogar Markus' Sticheleien, dass ich nicht einmal habe fragen wollen, perlen an mir ab, als hätte ich eine Lotushaut.

Im Frotteebademantel und Badeschlapfen schlurfe ich zur Massage. Meinen müden Füßen tut das sicherlich gut. Ich stelle mir vor, wie zarte Hände meine Waden kneten und die Zehen lockern werden. Stattdessen schnallt man mich in einen schraubstockartigen Roboter und startet ein Folterprogramm, das zwanzig Minuten lang pressen und quetschen will, bis es keine hämatomfreie Stelle mehr gibt. In höchster Schmerzenspein drücke ich an den vielen Knöpfen herum, um das Monster abzustellen, aber der Massageroboter entwickelt ein Eigenleben und geht in den Knochenbrechermodus über. Schließlich muss ich laut um Hilfe rufen. Daraufhin befreit mich der weiß gekleidete Engel und versteht nicht, weshalb ich mich so anstelle. Andere Kundschaften seien begeistert. Ich hingegen kann vor lauter Druckstellen kaum mehr gehen. Zum Glück habe ich Sandalen dabei.

Nach Zitronen- und Rosenöl duftend, gehen wir in eine Pizzeria essen. Auf der Karte steht: GOULASH MIT SPETZELE, aber uns sind hausgemachte Ravioli lieber. Wir bleiben so lange sitzen, bis alle unsere Akkus geladen sind. Dann pflücken wir sie von den zahlreichen Steckdosen der Pizzeria und machen uns auf die Suche nach einem Schlafplatz.

HORRORNACHT

Innerhalb des Nationalparks sind alle hübschen Stellplätze mit *no motorhomes overnight* beschildert. Wo sollen wir bloß hin? Hinter das riesige Gebäude des Busplatzes? Dort wären wir zumindest vor dem Sturm geschützt.

„Wie wär’s damit?“, frage ich und deute auf eine Baustelle im Flussbett. Ein Bagger steht auf einer provisorischen Schotterfläche, die vielleicht einmal ein Parkplatz werden soll. Eine schmale Fahrbahn führt noch einige Meter weiter, bevor sie an einem Tümpel und ein paar Sträuchern endet. Sackgasse. Aber kein Verbotsschild. Markus wendet den Camper, sodass die Schnauze gegen den Wind steht und wir die Türe zum Camper öffnen können, ohne sandgestrahlt zu werden. Der Sturm ist fürchterlich. Er wirft mit Material, das er im weitläufigen Flussbett findet, um sich. Fliegender Dreck, Steinchen, Äste. Das Wasser steuert der Regen bei.

Es scheinen sich alle Mächte gegen uns verbündet zu haben. Ängstlich krieche ich unter die Steppdecke. Der Wagen schwankt in den orkanartigen Böen so sehr, dass ich mich im Bett festhalten muss.

Furcht erfasst mich und lässt mich nicht einschlafen. Markus hat mir zwar versichert, dass unser Auto nicht umgeworfen werden kann, aber jetzt schläft er und kann nicht hören, wie sich der Wind steigert und zum nächsten Angriff pfeift. Wie Donnerrollen hört es sich an, wenn eine Böenwalze vom Hinterland durch das Flusstal auf uns zu rollt und mit voller Wucht auf den Camper prallt. Regen prasselt aufs Dach, oder sind es aufgewirbelte Sandfontänen? Was ist, wenn der Wasserspiegel steigt? Oder ein Flussarm sich ein neues Bett gräbt, zu unserem Platz her? Schwankt mein Bett so, weil wir schon in den Fluten treiben? Panik erfasst mich. Ich bin entschlossen aufzustehen, mich anzuziehen und den Wagen zum Busplatz zu fahren. Da fällt mir ein, dass der Weg auf die Hauptstraße über eine schmale Rampe hinauf führt, die quer zur Windrichtung verläuft. Wir würden dem Wind unsere Breitseite als Angriffsfläche bieten. Das wäre viel zu gefährlich! Aber hier bleiben und ersaufen, ist das eine Alternative?

Ich wecke Markus.

„Angst“, sage ich.

„Brauchst keine zu haben“, brummelt er schläfrig.

Ich leuchte mit der Taschenlampe aus dem Fenster und versuche zu erkennen, ob der Wasserspiegel angestiegen ist. Die tanzenden Reflexionen, die das Licht in der Schwärze hervorruft, könnten beides sein, Wasser, oder auch nur regennasse Steine.

So hört sich der Weltuntergang an, denke ich, während ich dem Inferno der Naturgewalten draußen lausche. Das Brüllen des Sturmes, in dem explosionsartiges Krachen wie von Schüssen eingebettet ist, dazwischen Scheppern von Blech und Knattern von irgendwelchen Planen. Splitterndes Holz, sirenenartiges Heulen eingezwängter Luftmassen – und das Ächzen unseres Campers beim Hin- und Herschwanken. Mir ist übel, nicht bloß vor Angst. Ich liege mit offenen Augen da und warte. Auf den Schlaf, dem es jedoch viel zu laut und ungestüm ist. Auf ein Nachlassen des Orkans. Vergebens.

Wenn es einem dreckig geht, hilft es mitunter, sich etwas vorzustellen, was noch schlimmer wäre. Ich denke an die vielen Trekker, die da draußen in Zelten campieren. Nur durch eine dünne Nylonwand geschützt.

Meine Hände tasten der niederen Decke über meinem Kopf entlang. Trocken, stabil, nicht einmal Kondenswasser ist zu spüren. Was für ein Glück, hier zu sein.

18. DEZEMBER 2016 EL CHALTÉN

Am Morgen fühle ich mich wie gerädert, ich habe kaum geschlafen und meine Muskeln sind verspannt. Der Sturm hat etwas nachgelassen, dafür gießt es wie aus Kübeln. Der dick angeschwollene Fluss, eine kaffeebraune Brühe mit Holztrümmern garniert, wälzt sich tosend vorbei und lässt den Boden vibrieren. Aber zwischen den bedrohlichen Wassermassen und unserem Stellplatz liegen noch dieselben trockenen Kiesbänke wie gestern.

„Ich sagte dir doch, du brauchst keine Angst zu haben“, wiederholt Markus und grinst. „Nie glaubst du mir.“

Beim Frühstück gibt er dann aber zu, sich nächstens auch Sorgen wegen des Flusses gemacht zu haben. Und ans Wegfahren habe er auch gedacht, bis ihm eingefallen sei, dass der Camper dann quer zum Wind gestanden wäre.

„Und?“

„Was und?“

„Na du hast doch behauptet, der Sturm könne ihn nicht umwerfen.“

„Nicht in der Parkposition. Aber wenn man ihm die Breitseite bietet –“

„Gib zu, dass du auch Angst gehabt hast!“, falle ich ihm ins Wort.

„Angst? Nein“, behauptet Markus.

„Aber was du dann gemacht, als du feststelltest, dass Flucht nicht möglich war?“

„Weitergeschlafen. Was sonst?“

Er sieht so frisch und munter aus, dass ich ihm glauben muss. Wenigstens jetzt.

Vormittags füllen wir Vorräte auf. Bargeld am Bankomat. Pro Abhebung (maximal 100 € sind erlaubt) werden 6 € Gebühr einbehalten, dazu kommen die Spesen unserer Bank. Unverschämt – aber was soll man machen? Den Blechrotteln anpöbeln? Ingeheim hegen wir den Verdacht, dass die Gaststätten El Chaltén an diesem Profit beteiligt sind, da sie alle die Bezahlung über Kreditkarten kategorisch verweigern.

Trinkwasser gibt es dafür gratis. Markus würde es zwar lieber in den Plastikkanistern kaufen (er glaubt, das sei hygienischer), aber ich setze mich durch. Hier trinkt jeder das Wasser aus der Leitung und wir sparen Müll. Mittlerweile haben wir vier leere Plastikgebinde, die je 10 Liter fassen im „Bad“ gestapelt. Neben unserem 70-Liter Tank haben wir somit einen Wasservorrat von weiteren 40 Litern, den wir zum Kochen und Trinken verwenden. Und dennoch müssen wir fast jeden zweiten Tag nachfüllen. Wie sähe unsere Bilanz wohl aus, wenn wir im Camper statt im Spa duschen würden?

Im Dauerregen pflügen wir durch ein überschwemmtes El Chaltén zur Chocolateria. Die Straßen sind unter riesigen Pfützen verschwunden, die Randsteine markieren quasi die Ufer. Tief ist das Wasser nicht, nur lästig. Wie steigt man aus, wenn man keine Gummistiefel trägt?

In der Chocolateria ist es kühl. Brennholz stapelt sich neben dem Ofen, aber es heizt niemand ein.

„Mitten im Sommer Feuer machen?“, lacht der Besitzer, der im T-Shirt hinter der Theke steht und uns belustigt ansieht.

Wir haben unsere wärmsten Sachen angezogen, Thermohosen, Daunenjacken, Kappen. Ich bildete mir ein, vorhin auf der Windschutzscheibe den wässrigen Matsch einzelner Schneeflocken erkannt zu haben. Unter Hochsommer stellt man sich etwas anderes vor.

Die Chocolateria hat einen urigen Charme. Neben knorrigen, verdrehten Holzstämmen und vielen Fellen, besteht die Einrichtung aus alten Gebrauchsgegenständen, angefangen vom rostigen Toaster bis hin zur Plattenkamera. An den Wänden schlingen sich Hanfseile um Fotos berühmter Bergsteiger, geschmiedete Steigeisen baumeln neben genagelten Bergschuhen. Als Geländer in den oberen Stock dient ein alter Holzski, von der Decke hängt ein Fahrrad herab. Man kann sich gut vorstellen, wie hier Gipfelsiege gefeiert oder Niederlagen begossen worden sind.

Heute finden sich nur Einheimische hier ein. Sie kaufen die selbstgemachte Schokolade oder nehmen ein paar Stücke der duftenden Kuchen mit.

Wir trinken Kakao, richtigen Kakao, zubereitet mit heißer Milch und echtem Kakaopulver. Dazu essen wir Schokokuchen, what else?

Aber weil es kein WLAN gibt und der Ofen nicht wegen uns gefeuert wird, ziehen wir bald weiter.

Wir haben mitten in der Stadt ein Restaurant entdeckt, das zwar sehr steril und eher ungemütlich wirkt, dafür genügend Steckdosen und eine sehr verständnisvolle Wirtin besitzt. Sie lässt uns mit einer Kanne Tee stundenlang unbehelligt unsere Mails checken, Fotos anschauen, Reisebericht schreiben und ihren Strom abzapfen. Nur ab und zu müssen wir Platz machen, damit sie die nassen Lumpen, die das einsickernde Wasser unterhalb der undichten Fenster auffangen, wechseln und auswringen kann.

Auch wenn ein neuer Gast die Türe öffnet, schwappt eine kleine Wasserwelle ins Restaurant herein, die mit Lappen aufgetunkt wird.

So sei das immer bei Regen, sagt die Wirtin resigniert. Niemand bekäme die Fugen der Fenster dicht. Das Problem sei der ständige Wind, der die Tropfen waagrecht an die Scheiben drischt und das Wasser in jede Ritze presst.

Die Internetverbindung ist langsam, doch sie reicht um uns die schlechten Nachrichten des Wetterberichtes zu überbringen. Ein massiver Tiefdruckwirbel mit Zentrum über El Chaltén bewegt sich nur langsam weiter nach Südosten. Es regnet dort, wo wir herkommen und auch dort wo wir hinwollen. Das Niederschlagsradar zeigt die gesamten Südanden in tiefblauen und violetten Farben. Es gibt kein Entrinnen.

„Das Zelt hätten wir nicht mitnehmen müssen“, meint Markus.

Eine nette Art die tristen Aussichten zu kommentieren. Er hält sich damit an die goldene Regel für den Urlaubsalltag: Nicht über unveränderbare Tatsachen jammern.

Wäre im Norden bei den Vulkanen und den Alercewäldern das Wetter schöner, hätte ich womöglich zur Weiterfahrt gedrängt und wäre dadurch mit Markus Hoffnung, den Cerro Torre zu sehen, in Konflikt geraten. So bleibt nur das sprichwörtliche Abwarten und Teetrinken.

Nach ein paar Stunden brauchen wir einen Ortswechsel. Wir kehren El Chaltén und seinen Regenvorhängen den Rücken und fahren nach Osten in die wüstenartige Pampa hinaus. Normalerweise haben die Wolken ihre Wassermassen an den Bergen abgeladen, um dann unbeschwert und watteweiß ins Flachland zu ziehen. Doch diesen Sommer ist alles anders. Es regnet auch in der Wüste. Die bleierne Wolkendecke reicht bis zum Horizont. Wir biegen auf den Schotterweg ein, der zum Hafen am Ufer des Lago Viedma hinabführt.

Vor einer weitläufigen Bucht quert der Weg ein kleines Bächlein, das durch Wiesen mäandriert und ein saftig grünes Idyll geschaffen hat. Der fünffache

Stacheldraht ist hier von einem großen Holzgatter unterbrochen, das nicht wie sonst üblich abgesperrt ist. Die Eisenkette aus groben Gliedern liegt lose über dem Torpfosten, das daran baumelnde Vorhängeschloss ist zwar zu, aber funktionslos.

Wir halten an und inspizieren das Gelände hinter dem Zaun. Die Wiese ist eben und böte Platz für unseren Camper. „Sollen wir?“

„Was steht auf diesem Schild?“, will Markus wissen.

Ich versuche die spanischen Worte zu übersetzen. Irgendetwas ist nicht erlaubt. Es hat mit Fischen zu tun und den Wassertanks, die neben dem Schild platziert sind. Mein Miniwörterbuch kennt die Vokabeln nicht und die Tanks sind verschmutzt und verwahrlost, als wären sie lange nicht mehr in Verwendung gewesen.

„Das betrifft uns nicht“, sage ich zu Markus.

Dennoch habe ich Bedenken, hier zu parken.

„Mehr als verjagen kann man uns nicht“, meint Markus und stellt den Camper mitten ins Idyll. Ich schließe das Gatter hinter ihm. Willkommen im Paradies!

NEBEL AM LAGO VIEDMA

Das Gras ist dicht und fest wie ein Teppich. Hier wirbelt kein Staub und Sand durch die Luft, im Gegenteil, wir stehen auf einem riesigen, feuchten Fußabstreifer. Der Wind ist eingeschlafen und der Regen in Nieseln übergegangen. Wir können die Türe öffnen und unsere „Wohnung“ fegen. Überall knirscht Sand, den der Sturm die letzten Tage hereingeblasen hatte. Nebenan gluckst das Bächlein und vom Ufer dringt das sanfte Geräusch von im Wasser klackernden Kiesel herauf. Wellen schwappen ans flache Land und treiben flinke, stelzenartige Vögel rhythmisch vor und zurück. Wird ihnen dieses ewige Hin und Her zu langweilig, stoßen sie einen hohen Pfeifton aus und flattern ein paar Meter weiter, um dort das Spiel fortzusetzen. Im Flug offenbart sich ihr hübsches Federkleid. Es ist dreifärbig. Hellbraun am Rumpf, gefolgt von einem weißen Streifen, schwarze Flügelspitzen. Gleich nach der Landung falten sich die Vögel wieder zu einem unscheinbaren Dunkel zusammen. Wenn eine Raubmöwe übers Ufer soart, halten sie in ihrem Lauf inne, sodass sie kaum von den Kieselsteinen zu unterscheiden sind.

Später, nach unserem Hausputz, verfolgen wir die Vögel mit der Kamera, bis sie über uns genauso schimpfen, wie über eine unerwartet große Welle, die sie zum Starten zwingt.

Die Stimmung am Lago Viedma ist mystisch. Nebelschwaden ziehen über sein eigenartig schimmerndes Wasser dahin. Sie sind düster. Himmel und Erde haben die Rollen getauscht. Unten lichtet Türkis, oben finstere Schwere.

Der Lago Viedma wird von Gletschermilch gespeist. Seine Farbe ist nicht einheitlich, es gibt seltsam dunkle Flecken darin, dazwischen Schlieren von intensivem Blau. Das Bächlein von unserem Parkplatz gräbt eine schwarze Furche in den See, teilt das milchige Trüb wie mit einem Hieb. Doch es sind nur die Steine des Seegrunds, die im durchsichtigen Bachwasser nun sichtbar sind.

In unsere Regenponchos gehüllt spazieren wir am Ufer entlang. Hinter dem Kieselstrand wächst ein Kunterbunt an Polsterpflanzen, stacheliges, wehrhaftes Grün in allen denkbaren Schattierungen. Einige sind mit winzigen gelben Blüten übersät. Immer wieder schrecken wir Hasen auf, die mit großen Sätzen und wippenden Ohren davon springen und dann plötzlich wie vom Erdboden verschluckt sind.

Die Wanderung in dieser einmaligen Landschaft tut uns gut. Liegt es an der Weite der Pampas, der immensen Wasserfläche, der Stille, die nur durch Vogelpfeifen unterbrochen wird? Unser Hader mit dem Wetter schwindet, denn wir sind uns einig, ohne diese wabernden Nebel, dem mystischen Leuchten des Sees, den frisch gewaschenen Polsterpflanzen, auf denen die Wassertropfen wie Glasperlen haften, wäre dieser Ausflug nur halb so schön.

Plötzlich hören wir Motorgeräusche. Ein Auto fährt die Schotterstraße zum Hafen hinab. Unser Camper ist nicht zu übersehen. Da wir uns fast am anderen Ende der Bucht befinden, können wir nichts anderes tun, als aus der Ferne zuzuschauen, was passiert. Das Auto wird langsamer, bremst nochmals deutlich ab, als es sich auf der Höhe des Gatters befindet, und ich denke schon, Mist, jetzt droht Ungemach, aber dann beschleunigt der Wagen wieder und verschwindet hinter der Kuppe, die unsere Bucht begrenzt.

„Uff“, sage ich erleichtert und merke, wie sehr ich mich in diesen Platz verliebt habe. Ich will hierbleiben. Über Nacht.

Als wir beim Camper zurück sind, fährt das Auto die Straße retour. Wieder bremst es genau vis-à-vis unserer Einfahrt, aber jetzt erkenne ich, dass es nichts mit uns zu tun hat. Eine tiefe Bodenwelle vor der Brücke ist der Anlass zum Bremsen, nicht unsere Anwesenheit.

Bald dämmt es und wir bekommen keinen Besuch mehr. Es folgt eine erholsame, ruhige Nacht. Nur still ist es nicht. Pausenlos und monoton trommelt der Regen aufs Dach.

Um 6:00 Uhr rumort Markus, schnappt sich die Kamera und fotografiert eine rostrote Wolkenwand hinter uns.

„Die Sonne geht gleich auf“, sagt er.

Keine zehn Minuten später prasselt Regen aufs Dach und hört nicht mehr auf.

Der Nebel ist nun auch im Camper. Kondenswasser tropft von der Decke, die Fenster sind beschlagen, alles fühlt sich klamm an. Im Bad hängen Regenponchos und Anoraks zum Trocknen, die feuchten Schuhe stehen vor dem Eingang und müffeln vor sich hin.

„Meine Matratze schimmelt“, stelle ich fest und wundere mich nicht darüber.

Wir kochen Tee und essen Päcklesuppen um uns warm zu halten. Hüllen uns in Daunenschlafsäcke und Decken, lesen, schreiben, dösen und gähnen. Langeweile macht sich breit.

Vom vielen Tee muss ich öfters ins Freie als mir lieb ist.

Die Landschaft ist wie ein Schwamm, der grüne Teppich knotzt und bildet eine Lache rund um meine einsinkenden Schuhe. Das kleine Bächlein ist über seine Ufer getreten und hat die Wiese geflutet. See und Ufer sind eins geworden, ebenso Nebel und die tiefliegenden Wolken. Wasser ist überall. Am Boden, in der Luft. Die Vögel stehen wie angenagelt herum und lassen die Schnäbel hängen. Ich flüchte mich zurück in den Camper.

Erst am späten Nachmittag lässt der Dauerregen nach. Die Welt draußen dampft und legt einen Weichzeichner über die Kulisse, als wären unsere Augen beschlagen. Wir machen einen Spaziergang, froh darüber, uns endlich die Beine vertreten zu können. Im Camper ist es eng, wenn einer steht muss der andere sitzen. Und wenn beide sitzen, muss man sich mit den Beinen arrangieren. Die Gefahr, sich auf die Nerven zu gehen, ist groß.

Kaum haben wir uns ein Stück weit vom Camper entfernt, kommt ein Auto die Zufahrt herunter. Genau wie gestern. Diesmal jedoch bleibt es stehen und ein Mann steigt aus. Alarmiert halten wir inne. Der Mann öffnet das Gatter, geht am Camper vorbei zum Strand, macht ein paar Fotos, kehrt zurück, schließt das Gatter, steigt ein und das Auto braust wieder davon.

Am Rückweg mache ich in der Nähe des Campers einen grauslichen Fund. Erst sind es nur ein paar Knochen und Fellfetzen, bald jedoch liegt der Rest des Kadavers vor mir zwischen den Büschen. Ein verendetes Rind. Die Haut des Rückens ist bis auf wenige Löcher intakt und das braune Fell sieht gar nicht nach Tod aus. Aber durch die Öffnungen schimmern weiß und makellos

abgenagt die Knochen. Das Gerippe ist so sauber abgefressen, dass es keinen Verwesungsgeruch mehr verströmt. Waren es Füchse oder Geier? Wahrscheinlich beides. Ein paar Meter weiter stolpere ich fast über den Kopf des Tieres. Der Anblick der leeren Augenhöhlen verfolgt mich bis in den Schlaf.

20. DEZEMBER 2016 EL CHALTÉN - LAGUNA LOS TRES

In den frühen Morgenstunden hört der Regen endlich auf. Sonnenstrahlen wecken uns. Wir öffnen ihnen die Türe, sie scheinen bis auf den Frühstückstisch und ich kann ihre Wärme auf den Beinen spüren. Hinter uns im Westen, wo El Chaltén liegt, steht nach wie vor eine dunkelgraue Wolkenwand. Wir brauchen uns nicht zu beeilen.

Am Vormittag fahren zum Wanderparkplatz von El Chaltén. Hier ist die Hölle los. Wandertruppen, bepackt mit Campingausrüstung, Spaziergänger, Tagesausflügler, Jugendliche und Pensionisten, Karawanen von Menschen im besten Alter (so wie wir), stapfen den morastigen Weg bergan. Dabei hat es eben erst zu regnen aufgehört. Oder besser gesagt, der Regen hat eine kurze Pause eingelegt, denn von den Bergen her treibt der Wind eine wassergefüllte Wolkenstaffel nach der anderen übers Land. Die grauen Vorhänge erinnern mich an Löschladungen, die Flugzeuge zur Brandbekämpfung im Flug ablassen. Jede dieser Schleppe hat das Potential einer kleinen Sturzflut. Doch wir sind bestens ausgerüstet, Goretex von Kopf bis Fuß. Atmungsaktiv bin leider nur ich. Im Nu sind Hose und Shirt vom eigenen Schweiß feucht.

Der Weg führt im Lee eines kleinen Hügels durch einen lichten Wald uralter Laubbäume. Zwischen den Stämmen leuchtet hellgrünes Gras. Seine langen dünnen Halme sind vom Regen zu nassen Strähnen verklebt, Wasserperlen rollen bei der geringsten Berührung den Hosenbeinen hinab und in die Schuhe hinein. Es ist besser, man bleibt auf dem Weg, auch wenn dieser aus halbflüssigem Matsch besteht.

Abwärts wird das lustig werden, denke ich mir. Aber vorerst streben alle nur nach oben. „Der Berg ruft!“, würde die Werbung sagen. Dabei bin ich mir sicher, dass heute niemand *den* Berg, den Fitz Roy, zu Gesicht bekommen wird.

Über den dichten Baumkronen heult der Wind, im Geäst kreischt etwas Sonderbares. Vor allem ein Baum schreit förmlich wie unter Schmerzen. Forschend umkreisen wir ihn und schließlich entdecken wir die Ursache: Papageien tummeln sich im Blätterdach und veranstalten dabei ein furchtbares Spektakel. Es ist ein großer Schwarm und die Vögel schimpfen auf uns herab, sogar kleine Ästchen fallen, oder wurden sie geworfen? Bevor

die Tiere mit den schönen bunten Federn aber hässlichen Stimmen auf andere Ideen kommen, um uns Störenfriede zu vertreiben, gehen wir weiter.

Der Wald endet an der Hügelkuppe. Auf dem exponierten Gelände kann kein Baum dem Sturm trotzen. Wir lehnen uns gegen den Wind, kämpfen uns zum Mirador hinauf. Der Platz lüde wirklich zum Bestaunen ein, aber wir können uns kaum aufrecht halten, weil der Wind an unseren Jacken und Rucksäcken zerrt, sich gegen uns wirft, und uns, als wir immer noch stehen, erbst Staub ins Gesicht schleudert.

Dabei wäre der Blick über das weite Tal zu unseren Füßen malerisch schön. Der Río de las Vueltas, in dessen Flussbett wir vorgestern übernachtet hatten, kann sich seinen Weg selbst wählen, nach Herzenslust mäandrieren, Seen bilden, sich gabeln, verästeln und wieder vereinigen. Ich nehme das Wort *Freiheit* nicht gerne in den Mund. Aber hier scheint es mir passend. Der Fluss ist frei. Kein Mensch versucht in seinen Lauf regulierend einzugreifen. Und wenn er die Straße zum wiederholten Male unterspült, dann wird sie eben woanders gebaut. Der Talboden gehört dem Wasser. Kiesbänke, Uferweiden, Wälder – sie alle sind nur temporär geduldet, die Landschaft wird vom Fluss ständig umgebildet. Warum empfindet man diesen Anblick eigentlich als schön? Weil sich alles in natürlicher Ordnung befindet?

Es ist nur ein unberührtes Tal – aber seine Ursprünglichkeit macht es zu einem selten gewordenen Juwel.

Wir queren einen steilen Hang, der von stacheligen und würzig riechenden Kräutern bewachsen ist. Über uns soaren Kondore im Aufwind. Auf seltsam geformten Felstürmen, die aussehen, als hätte man feuchte Batzen aus Ton übereinander gestapelt, lassen sie sich die Vögel nieder und scheißen eine weitere weiße Spur hinzu, die die beliebten Rastplätze kennzeichnen.

Nach der Querung tauchen wir wieder in den Wald ein. Schon nach wenigen Schritten spürt man das andere Klima. Feucht, modrig und endlich staubfrei. Eine Erholung für Lunge und Augen. Auch der Wind bleibt ausgesperrt, zu dicht ist das Blätterdach. Dabei sind es nur fingernagelgroße Blättchen, die uns schützen. Eine spezielle Buchenart Südpatagoniens. Angeblich verhaken sich nicht nur deren Äste, sondern auch ihre Wurzeln ineinander, sodass die Bäume zu einer Art Megaorganismus verschmelzen, der der rauen Witterung standhalten kann.

Kein einziger Stamm ist gerade gewachsen, vielmehr hat man den Eindruck, man wandere durch einen Skulpturenpark besonders verdrehter Exemplare. An der groben Borke wuchern silbrig helle Flechten. Alte Bäume können vollständig von diesen filzigen Haaren, den *barba de viejo* bedeckt sein.

Übersetzt bedeutet das: Bart des Greises. Auf dem Boden rottet Totholz vor sich hin, was fällt, bleibt liegen. Niemand räumt hier auf. Ein märchenhaft schöner Wald.

An der düstersten Stelle im Wald gabelt sich der Weg. Ein Schild weist zum Base Camp Poincenot, ein anderes zur Laguna Capri. Capri!

Allein beim Klang des Wortes geht die Sonne auf – wir überlegen nicht lange. Unser letzter Besuch im Jahr 2011 hatte uns den Sandstrand von Capri und blauem Himmel genießen lassen. Heute sieht es nicht danach aus. Obwohl die Bäume allmählich weiter auseinanderrücken, wird es nicht heller. Im Gegenteil. Etwas braut sich im Hinterland zusammen und wir warten im Schutz des Waldrandes ab, was passieren wird. Während ich die Regenüberhose anziehe, fallen erste dicke Tropfen. Wir drängen uns zehn Minuten lang an einen knorrigen Baumstamm mit weit ausladenden Ästen und danach ist der Spuk vorbei. Schon funkeln Sonnenstrahlen in den Wassertropfen. Dafür regnet es jetzt aus dem Blätterdach.

Am Ufer des großen Sees, auf dem 20 Meter langen Abschnitt mit Sandstrand, der vielleicht für den Namen Capri verantwortlich ist, blicken wir hoffnungsvoll gen Himmel. Die Sonnenlücke hat sich längst wieder geschlossen, das gegenüberliegende Ufer verschwindet hinter einer grauen Schraffur aus Regenfahnen. Was sollen wir tun? Umkehren und dann stundenlang im Camper hocken?

Wie ein göttlicher Fingerzeig fällt ein Lichtstrahl auf den See. Der helle Kreis, der das Wasser glitzern lässt, rast auf uns zu, blendet uns und ist verschwunden. Hinter der Wolkenwand schimmert plötzlich ein Schneegipfel wie eine Verheißung hervor, oder war es eine Fata Morgana?

„Wir gehen weiter“, lautet jedenfalls unser einhelliger Beschluss. Ein Wetterumschwung ist jederzeit möglich. Vielleicht sogar zum Positiven!

Von der Laguna Capri geht es durch dichten Jungwald leicht abwärts. Der Pfad ist nur ein schmaler Hohlweg. Von beiden Seiten greifen die nassen Äste nach uns. Bei Gegenverkehr wird es eng, mitunter muss eine Person zurückgehen, bis man aneinander vorbeikommt.

Endlich gelangen wir zum Fluss, dem Chorrillo del Salto. Sein von den Gletschern milchiges Wasser schießt über eine unendliche Abfolge von Steinstufen, die die Farbe rohen Fleisches haben. Wenn unterhalb der Felsen die Gischt abgeklungen ist, bilden sich tiefe Pools aus undurchsichtigem Blau. Wir rasten an der Stelle des berühmten Postkartenmotivs. Das bunte Flussbett mit seinen zahlreichen Wasserfällen, dahinter Gletscherströme und

darüber, makellos, der hellbraune Granitturm des Fitz Roy und seine spitzen Nebengipfel.

Heute reicht die Sicht nicht einmal bis zur Gletscherzunge.

Wir gehen weiter und folgen dem Pfad, der sich an unzähligen Tümpel und versumpften Stellen vorbeischlängelt. Eine weite Hochebene erstreckt sich zwischen dem Bergmassiv des Fitz Roy und einem Hügel, der sich am Rande des Haupttales erhebt. Auf dem moorartigen Boden wächst nur niederes Gebüsch und man kann das Auge schweifen lassen.

Das Wetter zeigt zwar eine Tendenz zur Besserung, aber trotzdem zieht eine Regenfahne nach der anderen von den Bergen in die Hochebene hinaus. Die Sonne streckt ihre Strahlen wie Fühler zwischen diese grauen Lamellen und verwandelt das Hochplateau in eine Theaterbühne fürs Wetterdrama. Natürlich wäre uns strahlend blauer Himmel und die Bergkulisse lieber, aber dieses ständig wechselnde Schauspiel hat auch seinen Reiz.

UNERWARTETE BEGEGNUNG

Kurz vor dem Basecamp Poincenot treffen wir wieder auf den Fluss. Die fleischfarbenen Steine sind verschwunden, dafür prägen ausgedehnte Kiesbänke seine Ufer. Am Rande der Schotterflächen lappt die Vegetationsdecke aus verfilztem Gras wie ein verrutschter Teppich herab. Der Fluss hat sie unterspült, die Kiesel abgegraben und andernorts aufgetürmt. Dort, wo die Grasnarbe einigermaßen stabil ist, gedeiht niederes Buschwerk und erst dahinter wagen sich richtige Bäume in die Höhe.

Markus geht einige Meter vor mir und verschwindet soeben im Dickicht, als von rechts zwei große braune Tiere auf mich zu kommen. Ich traue meinen Augen kaum! Es sind die scheuen Andenhirsche, Huemules, und sie haben mich noch nicht bemerkt. Soll ich stehen bleiben und fotografieren oder Markus zurückrufen? Ein Laut könnte die Hirsche erschrecken und vertreiben! Aber Markus muss sie mit eigenen Augen sehen! Ich würde mir ein Verheimlichen nie verzeihen.

Ich eile ihm nach, rufe verhalten seinen Namen und als er sich umdreht, winke ich derart gebieterisch, dass er keine Fragen stellt, sondern schweigend mit mir zurückschleicht.

Gleich hinter dem letzten Gebüsch, das uns Deckung gibt, treffen wir auf die Huemules. Die Kameras haben wir schon griffbereit. Das Weibchen, das vorangeht, erschrickt bei unserem Anblick, zögert, scheint zu überlegen. Zwischen uns und einem großen Tümpel liegt nur ein schmaler Korridor von



Licht - Impressionen



Huemules

Die scheuen
Andenhirsche



wenigen Metern. Entweder kehrt das Tier um, oder es wagt sich in unmittelbarer Nähe an uns vorbei. Wir halten vor Aufregung die Luft an. Das Weibchen steht still, blinzelt, sieht uns in die Augen und setzt dann seinen Weg ruhigen Schrittes fort.

Es ist ein prächtiges Tier, groß und stämmig wie eine Hirschkuh bei uns zu Hause. Nur die Beine scheinen etwas kürzer zu sein. Dafür ist das Fell umso üppiger. An kahlen Stellen, wo der kurze Sommerpelz sichtbar ist, erkennt man, wie lange das Winterhaar war. Vier bis fünf Zentimeter mindestens – eine kuschelige, warme Decke, die zu dieser Jahreszeit auszufallen beginnt. Dem Pelz des Männchens hat die Mauser bereits arg zugesetzt, er gleicht einer Kraterlandschaft.

Der Hirsch ist jetzt an der Engstelle zwischen Tümpel und uns angelangt. Ihm behagt das gar nicht. Am liebsten würde er umkehren, nervös spielen seine Ohren. Das kleine Geweih, das er am Kopf trägt, macht ihn nicht mutiger.

„Typisch Mann“, werde ich nachher zu Markus sagen. „Bewaffnet, aber feig.“ Schließlich macht der Hirsch ein paar rasche Schritte an uns vorbei und fällt erst wieder in würdevollen Gang, als er das Ufer des Tümpels erreicht hat. Einen besseren Fotohintergrund als das vom Wind aufgeraute Wasser könnten wir uns gar nicht wünschen. Bald aber lassen wir die Kameras sinken und genießen den Augenblick der Begegnung, bis der Hirsch in den Büschen verschwunden ist.

Was für ein glücklicher Zufall! Wäre ich nur eine Minute früher dran gewesen, hätte ich die Tiere nicht gesehen. Was heißt eine Minute? Es reichen zehn Sekunden um die Strecke zwischen Tümpel und Gebüsch zurückzulegen!

Plötzlich hören wir Stimmen und Lärm. Von hinten und vorne tauchen Wanderer auf, wie aus dem Nichts wuseln überall Menschen herum. Huemules? Nein, niemand hat welche gesehen. Die bekomme man ohnehin nie zu Gesicht, heißt es, die Andenhirsche seien viel zu scheu, oder gar nur mystische Fabelwesen.

Unsere Fotos beweisen das Gegenteil. Da werden die Wanderer auf einmal ganz still und blicken sich verstohlen um. Aber die Tiere sind längst schon im Dickicht des Waldes untergetaucht.

HITZE UND SCHNEESTURM

Im Camp Poincenot stehen angesichts der Wetterlage überraschend viele Zelte. Aber die Wasserableitungsgräben rundherum zeigen an, dass die vergangenen Tage recht ungemütlich gewesen sind. Der Waldboden ist noch immer schmierig feucht, Dreckspritzer tupfen die Nylonkuppeln. An Bergschuhen, die vor einem Eingang abgestellt sind, kleben Lehmbatzen. Drinnen hustet jemand. Es klingt schmerzhaft und krank.

Ansonsten ist das Lager wie ausgestorben. Wahrscheinlich nutzten die Bewohner die Regenpause für eine Wanderung zur Laguna los Tres. Ein Wegweiser gibt die Wegstrecke mit einer Stunde an.

Wir stehen unentschlossen am Fuß des steilen Hügels und blicken zu den Serpentinien hinauf, die mit bunten Anoraks markiert sind. Markus ist nicht begeistert vom Aufstieg. Aber es existiert die minimale Chance, dass sich die Wolken innerhalb der nächsten Stunde auflösen und wir dann am Fuße des Fitz Roy stehen könnten. Vielleicht passt das Timing hier genauso wie vorhin?

Der Weg ist beschwerlich mit hohen Tritten und losem Geröll. Ich gehe zügig voraus, um keinen Zweifel an meiner Entschlossenheit aufkommen zu lassen. Ich glaube fest an das Glück, schließlich bescherte es uns die Huemules. Warum also nicht auch den Fitz Roy?

Und das Wetter bessert sich tatsächlich. Die Sonne brennt in den Hang, treibt mir den Schweiß aus den Poren und zum ersten Mal heute gehe ich nur im T-Shirt. Als ich einmal stehen bleibe um wieder zu Atem zu kommen, blicke ich Richtung El Chaltén zurück. Der Himmel überm Dorf ist wolkenlos, die Hochebene dampft im warmen Sonnenschein und die großen Seen, Laguna Madre und Hija laden zum Baden ein.

Mir ist dermaßen heiß, dass ich mir vornehme, in der Laguna los Tres unterzutauchen. Aber zuerst muss ich den Bühel bewältigen. Immer wenn ich glaube, oben angelangt zu sein, türmt sich ein neuer Rücken auf.

Endlich stehe ich am höchsten Kamm. Unter mir leuchtet der Gletschersee. Eisiger Wind kommt auf. Das Baden verschiebe ich lieber, aber umziehen muss ich mich unbedingt. Nur wo? Überall sind Menschen. Auf dem Moränenhügel, am Seeufer, im Lee großer Felsblöcke. Als ich endlich ein blickgeschütztes Plätzchen finde und mir das schweißnasse T-Shirt abstreife, pieksen Schneekristalle meine nackte Haut. Ich muss alles anziehen, was ich im Rucksack finde, einschließlich Kappe und Handschuhe und friere dennoch. Markus ist derweil am Seeufer weitergegangen. Ich klettere einen Hügel hinauf, von dem aus der untere See, die Laguna Sucia zu sehen ist. Ein riesiger, wassergefüllter Felsenkessel, in den der Gletscher des Fitz Roy kalbt. Was wäre das für ein Anblick bei schönem Wetter!

Doch die Wolken schneiden den Gletscher auf halber Höhe ab. Der Gipfel des Fitz Roy steckt über 1000 Meter weit in undurchdringlichem Weiß, das allmählich dunkler und schließlich düster grau wird. Schneegestöber bricht los und Sturm kommt auf. Als auch noch die Wolkendecke zu sinken beginnt, ist es höchste Zeit für den Aufbruch.

Die eisigen Graupel schmerzen auf den Wangen, der Wind wirft sie uns direkt ins Gesicht. Als wir den Wanderweg erreichen liegt dort bereits Schneematsch und die Sicht beschränkt sich auf wenige Meter. Alles ist weiß. „Runter!“, ist mein einziger Gedanke.

Als uns die Nebel endlich frei geben, sehen wir aus wie Schneemänner. Der Wind hat uns die großen Flocken auf den Körper gepappt und die Wanderhose durchnässt. Auch von Kappe und Handschuhen tropft das Wasser. Erst unten auf der Hochebene, im Windschatten eines kleinen Waldes, können wir uns umziehen und etwas erwärmen.

Ein Blick zurück zeigt, dass die Wolken inzwischen den halben Hügel verschluckt haben. Wie viele Menschen sind wohl noch dort oben und müssen später, klamm und ausgekühlt in ihre Zelte kriechen?

Während wir El Chaltén zu eilen – angetrieben vom Gedanken an das SPA – radieren Wolken und Schauer die Landschaft hinter uns aus. Leider holt uns der Regen noch auf der Hochebene ein. Aber danach – wie zum Hohn – liegt das Dorf im warmen Licht der Abendsonne zu unseren Füßen. Nur der Asphalt schimmert verräterisch nass.

Ich warte eine Weile beim Auto, bis Markus endlich daherkommt. Er hat im Wald einen Fotografen gesehen, der ihn auf drei kleine Waldkauze aufmerksam machte. Natürlich musste auch Markus probieren, die niedlichen Vögel zu fotografieren. Aber die Lichtverhältnisse waren für seine Kamera leider zu schwach.

Was für ein Tag! Wir sind 20 Kilometer weit gelaufen und haben 800 Höhenmeter überwunden, dabei Papageien, Huemules und Käuzchen gesehen, Hitze und Schneetreiben erlebt. Jetzt sind wir reif fürs SPA. Dort schäume ich mich samt Wanderhose und Shirt unter der Dusche ein. Weitere verschwitzte Sachen weichen derweil im Seifenwasser der Duschtaße. Am Ende meiner Säuberungsaktion ist das Badezimmer eine Dampfsauna. Die nasse Kleidung rolle ich zum Vortrocknen in den vom SPA zur Verfügung gestellten und bislang nie gebrauchten Bademantel ein und stampfe mit bloßen Füßen darauf herum. Markus schüttelt nur missbilligend den Kopf. „Kannst du deine Wäsche nicht wie ein normaler Mensch zur Reinigung bringen?“

„Nein, das sind alles Spezialsachen aus Merinowolle. Die brauchen schonende Behandlung.“

„Schonend. Verstehe“, sagt er und blickt auf meine Füße, die die Frotteerolle flach treten.

„Und wo tust du die nassen Sachen danach hin?“

„Feucht. Nicht mehr nass“, sage ich zufrieden, während ich die Shirts aus dem arg zerknautschten Bademantel wickle und in einen eigens mitgebrachten Nylonsack schlichte.

„Die hänge ich dann in unsere Dusche im Camper. Dort können sie in Ruhe trocknen.“

Dass die nächsten Tage gar nichts trocken würde, kann ich ja nicht ahnen.

Auf vielfache Empfehlung hin suchen wir das vegetarische Restaurant *Kurkuma*. Immer wieder schickt man uns in dieselbe Straße, doch wir finden es nicht. Die Erwartung und der Hunger haben in uns Bilder eines gemütlichen Gasthauses entstehen lassen. Als wir endlich das Namensschild an einem kleinen Wohnhaus entdecken und die Tür vorsichtig öffnen, ist unser Erstaunen groß. Die Enttäuschung auch. Ein winziger Raum wird durch eine Theke, voll gestellt mit Büchsen, Dosen und Gläsern, geteilt. Dahinter befinden sich eine Anrichte und ein großer Herd. An den Wänden stapeln sich Säcke mit Getreide und Körner, auch hier Gläser und Kisten voller Gemüse. Zwiebeln hängen von der Decke. Alles sieht provisorisch aus. Ist es auch.

„Kann man hier essen?“, fragen wir ratlos, weil wir weder Stühle noch Tische sehen. Es gäbe auch gar keinen Platz dafür.

„Natürlich isst man hier! Das ist ein Restaurant“, werden wir von einer energisch auftretenden Frau belehrt.

Unter der Garderobe rückt man uns zwei Hocker hervor, eine umgekehrte Kiste wird zum Tisch. Damit ist das Lokal voll. Sollte noch jemand mit Hunger kommen, müsste er an der Theke stehen.

„Was wollt ihr essen?“

Mangels Speisekarte sagen wir einfach: „Viel. Und vegetarisch.“

„Bei uns gibt es nur veganes Essen“, sagt die Frau und zählt Sachen auf, die wir noch nie gehört haben.

„Ähäm, was war das letzte noch Mal?“

„Wisst ihr was, wir kochen euch einfach was, ok?“

„OK.“

Dann macht Markus einen schweren Fehler. Er bestellt eine Cola.

„Coca Cola?“, empört sich die Frau als hätte er ihr einen unsittlichen Antrag gemacht.

Rasch korrigieren wir auf smoothies, bevor man uns hinauswirft.

Es wird geschnitten, gerührt und gemixt – und dann kommt das Getränk auf dem Tisch: in Einmachgläsern. „Ob sie wohl Teller haben?“, fragt mich Markus im Flüsterton.

Inzwischen ist der Partner der resoluten Frau eingetroffen, der Koch. Während sie schnipselt und Gemüse putzt, hantiert er mit Pfannen und Töpfen. Es beginnt herrlich zu duften.

Schließlich werden vegane Burger aufgetischt, die mit verschiedenen Bohnen auf Linsenpasteten gefüllt sind, garniert mit wunderbarem Salat. Markus' Teller sieht zwar anders aus als meiner, aber immerhin sind es Teller. Das Essen schmeckt köstlich.

Danach wechseln wir in unser Stammcafe mit WIFI. Das Satellitenbild mit dem Niederschlagsradar ist deprimierend. Ein Konglomerat aus Tiefdruckwirbeln ballt sich über den Anden. Im violetten Zentrum sitzen wir, die blauen Regengebiete reichen weit in den Norden hinauf und decken fast unsere ganze Reiseroute ab, selbst im wüstenähnlichen Osten bis zur Atlantikküste hin kann es Schauer geben.

„Wegfahren ergibt keinen Sinn“, sagt Markus.

Hierbleiben auch nicht, denke ich. Aber ich will die zumindest theoretische Möglichkeit, den Cerro Torre noch zu sehen, nicht durch eine Abreise vernichten. Und ob ich hier am Fuß wolkenverhangener Berge warte oder anderswo, macht keinen Unterschied. Aber hier gibt es ein SPA, das sogar zu Weihnachten geöffnet hat.

BESUCH VOM SHERIFF

21. DEZEMBER 2016 EL CHALTÉN – LAGUNA TORRE

Diese Nacht bleiben wir in El Chaltén auf unserem Platz im Flussbett. Es regnet und stürmt zwar wieder, aber nicht mehr so heftig wie in der ersten Nacht. Frühmorgens kann ich sogar ein paar Sterne sehen und als die Sonne aufgeht, schenkt sie uns die ersten Strahlen. Die Berge stecken in Wolken und der Schnee reicht unter die Waldgrenze herab. Es ist kalt.

Meine Wäsche ist keine Spur trockener geworden, dafür rinnt an den Wänden unseres „Badezimmers“ das Kondenswasser herab. Ich schnappe meine Shirts und drapiere sie draußen über die Büsche. Ein schöner Morgen. Bis der Sheriff kommt.

Wir sind soeben mit dem Frühstück fertig, da sehe ich ihn. In schmucker Uniform, Kappe und Schnürstiefel stapft der Mann durch den Schotter auf

den Camper zu und spricht dabei unentwegt in sein Funkgerät, als müsse er ringsum ein Armeekorps in Stellung bringen. Vor dem Führerhaus bleibt er stehen und notiert sich unser Kennzeichen. Dann klopft er.

Weil Markus noch in der Unterhose da sitzt und sich mit den Kontaktlinsen abmüht, muss ich raus.

Der Sheriff begrüßt mich per Handschlag, stellt sich mit Namen und Dienstgrad vor. Er sei Teil der Nationalparkverwaltung und müsse hier nach dem Rechten sehen.

Er würdigt meine spanische Antwort als nette Geste, wechselt aber sicherheitshalber ins Englische. Und damit ist es mit seiner Höflichkeit auch schon vorbei.

„Why you create such a mess?!“, herrscht er mich an und ich verstehe nicht was er meint.

Ich sehe keine Sauerei.

„Mess everywhere!“, wiederholt er und deutet auf meine T-Shirts in den Büschen.

„My laundry“, antworte ich unschuldig, „no mess.“ Woraufhin er ausrastet.

Er verlangt Pass und Papiere, schreibt sich alles auf und haltet mir einen Vortrag, in dem er mir unterstellt, dass wir Österreicher wohl glaubten, uns im Ausland alles leisten zu können, uns aufzuführen wie wir wollten, eine Sauerei zu veranstalten, illegal zu übernachten, etc.

Ich sagte, dass ich nicht gewusst habe, dass Übernachten im Flussbett verboten sei. Es sei nirgends ein Schild gewesen.

„Kein Schild?“, schnaubt der Sheriff und steigert sich noch mehr in Rage. Kein Schild sei noch lange kein Freibrief! Wenn man überall, selbst in einem Flussbett, Verbotsschilder aufstellen müsste, wäre der Nationalpark ein Schilderwald! Es gäbe einen extra ausgewiesenen Parkplatz für Camper, das reiche. Alle anderen Plätze seien verboten!

Ich entschuldige mich artig und sage, dass wir die letzten Nächte ohnehin am Ufer des Viedmasees verbracht hätten.

„Auch verboten!“, schreit er fassungslos. Ob wir uns denn nicht erkundigt hätten?

„Als wir ankamen, war das Verwaltungsbüro des Nationalparks zu“, sage ich wahrheitsgemäß. „Und allgemeine Unterlagen und Kartenmaterial hatten wir noch von 2013, unserem letzten Besuch.“

Diese Aussage scheint ihn zu beschwichtigen. Wir sind Rückkehrer, keine einmal-Touristen.

„OK“, sagt er schließlich und gibt mir den Pass zurück. Wenn wir nicht in fünf Minuten den Platz geräumt hätten, einschließlich der Sauerei – dabei deutet er angewidert auf meine T-Shirts – dann müsse er uns anzeigen. „I will give you a ticket!“

Ich bedanke mich, pflücke die unverändert feuchte Wäsche vom Geäst der Stachelbüsche und dränge Markus zur Abfahrt.

Obwohl von den Bergen nichts zu sehen ist, brechen wir zu einer Wanderung auf. Durch die Bewegung wird uns wenigstens warm. An den Aussichtspunkten starren wir wehmütig in das konturlose Weiße, das bis zur Waldgrenze herabreicht und nicht einmal die Gletscherzungen enthüllt und trotten dann weiter bis zur Laguna Torre am Fuß des Cerro Torre.

Wie auch beim letzten Besuch haben wir unsere Sitzgurte mit und können uns damit über die Seilbrücke ans andere Ufer der Gletscherflusses hanteln. Eisberge treiben im See und kalter Wind schleudert uns immer wieder Graupel ins Gesicht. Nach ein paar Fotos von der Seilaktion kehren wir um. Ich hab Bauchweh, als würde ich einen Stein im Magen herumtragen. Wahrscheinlich ist es der Sheriff.

Die Schneeschauer, die sich bislang auf die Berge beschränkt hatten, rücken nun ins Tal vor, wandern praktisch in unserem Rücken mit und löschen die Landschaft mit weißen Strichen aus. Wenn wir uns umdrehen, ist nicht mehr zu erkennen, wo wir vorher noch waren. Wir beeilen uns ins Dorf zu kommen.

Markus bringt seine verschwitzten Klamotten zur Wäscherei. Zwei Stunden später holt er sie von dort ab, sauber, gebügelt und trocken. Meine T-Shirts sind immer noch feucht und verströmen einen Geruch, der an nasse Schafe erinnert. Merinowolle. Daran besteht kein Zweifel.

Wir stocken unsere Vorräte auf, gehen essen, belegen drei Steckdosen mit unserem elektronischen Equipment und schauen dann noch in unser Stammcafe, um im Internet den besten Wetterbericht zu suchen. Aber alle bringen dasselbe: Regen, Regen, Regen. Ganz Südamerika versinkt im Wasser.

Um den Sheriff nicht zu verärgern parken wir diesmal am legalen Platz, Luftlinie etwa 200 Meter von unserem Flussbettplatz entfernt. Statt Kiesbank und Fluss haben wir nun Holländer und Franzosen als Nachbarn. Wir ziehen die Vorhänge zu und veranstalten Katzenwäsche überm Lavoir. Die Dusche ist ja mit meinen müffelnden T-Shirts belegt.

22. DEZEMBER 2016 EL CHALTÉN

In der Nacht kommt wieder heftiger Sturm auf und Regen prasselt in Schüben auf unser Dach. Markus muss um 3:00 Uhr früh raus um zu pinkeln. Ich höre ihn fluchen.

„Hat dich ein Gespenst erschreckt?“, frage ich neugierig als er, „Das gibt’s doch nicht!“ schimpfend wieder rein kommt.

„Schlimmer! Kein Gespenst, sondern Wanderer! Mit Stirnlampen. Mitten in der Nacht. Ausgerechnet dann, wenn ich pinkeln muss, leuchtet so ein Trottel her.“

„Was tun die mitten in der Nacht?“, wundere ich mich. „Wo kommen sie her?“

„Ich hab sie nicht gefragt. Keine Ahnung“, knurrt Markus und krabbelt wieder ins Bett. „Nie hat man seine Ruhe“, höre ich noch, bevor er sich die Decke über den Kopf zieht.

Im Morgengrauen habe ich dasselbe Problem. Überall Menschen, keine Deckung und gleichzeitig wütet der Sturm und treibt die Regentropfen waagrecht vor sich her. Die Wasserlacke auf unserem Parkplatz hat sich zu einem See ausgeweitet, der im Wind sogar Wellen schlägt. Unser Eingang ragt zum Glück übers Ufer des Gewässers. Noch. Wir müssen umparken.

Erst im Laufe des Vormittags lässt der Regen etwas nach. Wir versuchen die Dinge einzukaufen, die wir gestern nicht finden konnten und füllen unseren Wassertank auf. Meine in der Dusche hängenden T-Shirts setzen bald Schimmel an. Die Matratzen meines Bettes haben bereits schwarze Ecken und stinken nach Moder und Fäulnis.

Noch einmal gehen wir ins Cafe und checken im Internet den Wetterbericht. Es sieht katastrophal aus. Das kann hier wochenlang so weitergehen. Es ist keine Besserung in Sicht. Wir werden daher weiterfahren in der Hoffnung, im Norden der Tiefdruckzone entfliehen zu können.

Als wir aus El Chaltén hinausfahren, kommen wir am SPA vorbei. Wir können nicht widerstehen. Ein letztes Mal Haare waschen und duschen bevor es ab in die Pampa geht. Ich nehme meine dreckige Wanderhose mit unter die Brause. Jetzt brauche ich sie ja nicht mehr, denke ich.

Als wir geduscht sind und uns von der netten Besitzerin verabschieden, meint sie, wir sollten mit der Abreise noch warten. Die Wetterprognose bringe für 16:00 Uhr fast wolkenlosen Himmel.

„Wenn es eine Chance auf den Cerro Torre gibt, dann heute!“, sagt sie und hat damit Markus bereits geködert. Die ersten blauen Löcher in der Wolkendecke über El Chaltén hätte es gar nicht mehr gebraucht.

Anstatt wie geplant abzufahren, kehren wir zum Mittagessen ein. Als die Ravioli serviert werden, sagt Markus mit Blick aus dem Fenster: „Jetzt ist der Gipfel des Fitz Roy wolkenfrei.“

Die Kellnerin, die gerade erst die Teller bei uns abgestellt hat, schafft es nicht bis zurück in die Küche, als wir ihr nachrufen, dass wir zahlen möchten. Sie

glaubt, etwas mit dem Essen sei nicht in Ordnung, wir aber haben die Teigtaschen schon verschlungen und ich klopfe ungeduldig mit der Geldbörse auf den Tisch. Markus deutet zur Erklärung aus dem Fenster und sagt nur zwei Wörter: „Fitz Roy.“

Am Wanderparkplatz angekommen, richte ich in meinem Kleiderkasten ein Chaos an. Alles war für die Fahrt hergerichtet, die Wandersachen bereits verräumt. Die frisch gewaschene Trekkinghose hängt nass in der Dusche, wo ist denn nur der Rucksack? Ich hasse Planänderungen.

Markus wartet fix und fertig vor dem Auto und trippelt auf der Stelle. Ich krame und krame und finde nichts.

„Wärst du jetzt lieber abgereist?“, fragt Markus als er mich fluchen hört.

Natürlich nicht. Ich brauche nur ein bisschen mehr Zeit, mich auf Neues einzustellen.

„Aber es hetzt doch niemand!“, sagt Markus und scharrt mit der Spitze seines Bergschuhs im Kies des Parkplatzes.

WARTEN AUF C.T.

Meine vom Duschen noch immer feuchten Haare stopfe ich unter eine Mütze, um einer Erkältung vorzubeugen. Doch nach dem ersten Anstieg, den wir raschen Schrittes zurücklegen, weil uns ein Hügel die Sicht auf die Berge nimmt, bin ich so verschwitzt, dass der SPA Effekt dahin ist. Allerdings habe ich auf einer Wandertour nie derart nach Rosenblüten geduftet.

Am ersten Aussichtspunkt halten wir kurz inne und knipsen den Fitz Roy, der zwar von Wolken umspült wird, dessen Felsgipfel aber immer wieder aus dem anbrandenden Weiß herausragt. Dort, wo der Cerro Torre zu sehen wäre, ist die Wolkenbank jedoch kompakt und verschließt das Tal mit einer grauen Wand.

„Wir sind noch zu früh“, sagt Markus mit Blick auf die Uhr. „Erst um 16:00 Uhr soll es wolkenlos sein.“

Ich wundere mich über seine Zuversicht und Glauben an eine punktgenaue Prognose, halte aber den Mund. Wenn es um den Cerro Torre geht, ist Markus wie besessen und empfindet mein nicht so ausgeprägtes Interesse an dem Berg als eine Art Blasphemie. Und so hoffe ich hauptsächlich für ihn und seinen Seelenfrieden, dass wir den Cerro Torre zu Gesicht bekommen werden.

Umso größer ist meine Enttäuschung, als wir am letzten Mirador auf die noch immer geschlossene graue Wolkenwand blicken.

„Sie wird niedriger“, stellt Markus befriedigt fest und beginnt aus umliegenden Ästen ein dreibeiniges Stativ für seine Kamera aufzubauen. Eine

Gruppe Japaner beobachtet sein Tun interessiert. Einer der Herren nähert sich schließlich und fragt unter Andeutung einer kleinen Verbeugung, ob er Markus und seine Erfindung, er zeigt dabei auf das knorrige Stativ, fotografieren dürfe.

„Du machst ja dem Berg Konkurrenz“, staune ich und beobachte amüsiert, wie Markus zum Sinnbild des Wartens, zur Ikone des lauernden Fotografen wird.

Alle Gipfel sind inzwischen wolkenfrei, nur der eine, für dessen Anblick dutzende Menschen hier herauf gewandert sind, verbirgt sich hinter einer weißen Stola aus zerrissener Watte, wie eine kokette Diva, die mit ihrem Publikum spielt.

Ich blicke durch das Fernglas, sehe hinter den Wolkenfetzen grauen Fels schimmern, schemenhaft die schlanke Silhouette aufragen, ein dunkler Fingerzeig gen Himmel. Die Nebel zerfransen, der Vorhang wird von der messerscharfen Granitkante zerteilt und für einen Moment, höchstens zehn Sekunden lang, ist der Cerro Torre zu sehen. Kameras klicken, Jubel bricht los, die Menschen applaudieren spontan. Dann ist das Naturschauspiel vorbei, ein dicker Wolkenhaufen in der Form einer Faust ballt sich um den Berg und lässt ihn nicht mehr los.

Als klar ist, dass es wohl keine Zugabe mehr geben wird, verabschieden sich die Japaner und die anderen Touristen.

Nur wir bleiben.

„Es ist erst 15:30 Uhr“, sagt Markus. „Hat es nicht geheißen, um 16:00 Uhr werde es wolkenlos sein?“

Es ist wolkenlos. Abgesehen von dem einen Batzen, der ausgerechnet Markus' Lieblingsberg verhüllt. Ich zweifle, dass die Prognose punktgenau für den Cerro Torre erstellt worden ist. Ringsum herrscht ungetrübter blauer Himmel. Der Blick durchs Fernglas zeigt mir Wunderwerke aus Schnee und Eis, formvollendete Gratlinien oder das wilde Durcheinander von blau schimmernden Klötzen unterhalb des Gletscherbruchs, ein jedes Trumm mit einer weichen Haube aus Pulverschnee verziert. Dort, wo der Wind ungebremst in die Schneemassen fahren konnte, bildete er haushohe Verwehungen, zeltartige Gebilde mit scharfem Kamm oder gebogene Formen, wie Dünen in einer weißen Wüste.

Um 16:00 Uhr ist die Wolke immer noch vor dem Cerro Torre.

Um 16:30 denke ich neidvoll an die Japaner, die eben in El Chaltén eintreffen und sich einen heißen Tee gönnen.

Um 17:00 versuche ich auf dem Rucksack liegend ein wenig zu schlafen.

Um 17:30 sind meine Arme und Beine eingeschlafen, ich aber nicht. Mir ist kalt.



Urwald



Magellanspecht



Minibuchenblätter





Abhängen und warten.....



CERRO TORRE



FITZ ROY

Um 18:00 Uhr hüpfte ich neben Markus' Stativ auf und ab, um meine Gliedmaßen zu wärmen.

Um 18:15 Uhr fragt mich Markus, was das Herumgehopsen soll.

Ich hatte mir vorgenommen, ihn nicht zu drängen, mich in Geduld zu üben und zu warten, bis er von sich aus das Kapitel Cerro Torre beendet. Aber jetzt kann ich nicht mehr anders und frage: „Wie lange willst du denn noch bleiben?“ Es ist 18:30 Uhr.

Markus scheint überrascht: „Bis die Wolke weg geht.“

„Die ist seit drei Stunden unverändert!“

„Eben“, sagt Markus und aus seinen Augen spricht die Hoffnung, dass sich gerade daraus die Chance auf eine baldige Veränderung ableiten lasse.

Ich weiß, was ihn quält. Es ist die theoretische Möglichkeit, dass sich in dem Moment, in dem wir dem Cerro Torre den Rücken kehren, die Wolke auflösen könnte. Dass wir dann vielleicht bloß um eine Viertel Stunde zu früh aufgegeben haben.

„Verstehst du?“, fragt Markus. „Wir warten den ganzen Nachmittag und am Schluss verpassen wir den richtigen Augenblick um nur fünf Minuten?“

Weil ich verstehe, hüte ich mich davor, das Kommando zum Aufbruch zu geben.

Schließlich packt Markus umständlich sein Zeug in den Rucksack, den Fotoapparat hängt er sich griffbereit um. Dann steht er da und schaut in die Wolkenbank.

Mir fällt eine Lösung ein. Vom unteren Ende El Chalténs kann man den Cerro Torre sehen, sofern es keine Wolken gibt. Ich schlage deshalb vor, dass wir den Camper dort parken und sobald der Gipfel zum Vorschein kommt, wir nochmals hierher wandern würden. Und sei es mitten in der Nacht mit der Stirnlampe.

„Was hältst du davon?“

Markus seufzt, nickt und wendet sich endlich dem Abstieg zu.

Es ist 19:00 Uhr.

Das Abendlicht verzaubert die Landschaft. Das Gestein, von den Gletschern zu rosigen Kuppen poliert, bietet warme Ruheinseln inmitten der windzerzausten Vegetation. Wir setzen uns hin und genießen den Ausblick auf die Hügel rund um El Chaltén und in die offene Weite der patagonischen Steppe. Hinter uns ragen die verschatteten Felswände des Fitz Roy in den blauen Himmel. Ab und zu bleibt an seinem Gipfel ein Nebelfetzen hängen, der sich von der Wolkenbank beim Cerro Torre losgerissen hat.

„Er wäre noch immer nicht zu sehen“, sage ich, Markus Gedanken erratend.

Beim weiteren Abstieg stoßen wir auf seltene Vögel und Hasen, die offensichtlich nicht mehr mit Touristen zu später Stunde gerechnet haben und überrascht inne halten, bevor sie fliehen. Der Wind verebbt und eine seltsame Stille legt sich übers Land. Unwillkürlich treten wir leiser auf, um die magische Atmosphäre nicht zu stören. Die letzten Sonnenstrahlen wandeln verdorrtes Gras in leuchtende Büschel, die zwischen dunklen Polsterpflanzen empor ragen. Eine goldene Steppdecke, über die immer wieder Hasen hoppeln um dann plötzlich zu verschwinden, als hätte die Kissenlandschaft sie verschluckt.

Wir kurven lange in El Chaltén herum, um einen Schlafplatz zu finden, von dem aus wir den Cerro Torre sehen könnten, wenn sich die Wolke auflösen würde. Als wir endlich halbwegs eben stehen, verliere ich die Nerven. Wir können uns keine neuerliche Konfrontation mit dem Nationalparksheriff leisten und hier parken wir eindeutig illegal. Ich fühle mich von jedem zufällig vorbeikommenden Passanten beobachtet und bedroht. Zeigt er uns an? Schließlich fahren wir zum offiziellen Stellplatz und verschieben unser Vorhaben auf die finstere Nacht.

DER REIZ DES UNBEKANNTEN

23. DEZEMBER 2016 EL CHALTÉN

Um 3:00 Uhr rumort Markus, er will umparken. Draußen tanzen Lichter vorbei. Wanderer mit Stirnlampen kommen vom Berg runter. Wir wundern uns über nichts mehr. In der Stadt ist der Teufel los. Überall spazieren Menschen herum, aus den Discos wummert der Beat, vor den Bars bilden sich laut lachende Grüppchen. Es ist eine mondlose Nacht. Über uns bloß Finsternis. Erst als wir am Ortsrand ankommen, sehen wir die Sterne über uns funkeln. In Richtung Cerro Torre und Fitz Roy bleibt der Himmel jedoch schwarz. Wolken, vermuten wir und stellen den Wecker auf 4:30 Uhr.

Da ist die Situation immer noch unverändert.

Um 6:00 Uhr wecke ich Markus. Der Fitz Roy hebt sich als scharfkantige Silhouette vom dämmerigen Himmelsgrau ab. Hinter ihm schimmert weißlich die Wolkenbank, die den Cerro Torre immer noch verdeckt.

Während des Frühstücks beobachten wir das Wetter. Es verschlechtert sich eher. Die Wolkenwand scheint zu wachsen und greift hin und wieder auf die vorgelagerten Berge über. Nebelschwaden wabern um den Fitz Roy. Dennoch. Auf so einen schönen Sonnenaufgang warten wir seit einer Woche!

Es ist erst sieben Uhr, als wir Richtung Fitz Roy aufbrechen. Die Papageien reagieren mit missmutigem Gekreische und werfen von ihrem Schlafbaum kleine Holzstückchen auf uns herab. Nach einer Stunde haben wir den Mirador Fitz Roy erreicht. Wolken drängen zwar von hinten an den Berg heran, aber der Granitkoloss und die verwegenen Zacken seiner Nebengipfel leuchten in der Morgensonne. Wie das kitschige Hintergrundgemälde eines Luis-Trenker-Films, denke ich mir und kann unser Glück kaum fassen.

Nach unzähligen Fotos frage ich Markus: „Und jetzt?“

Wir sind eigentlich beide davon ausgegangen, dass sich das Wetter rasch verschlechtern würde und wir spätestens an dieser Stelle umkehren müssten.

„Gehen wir weiter“, schlägt Markus vor, „zumindest bis zum bunten Bach.“

Dort angekommen ist zwar der Fitz Roy in einer Wolkenhaube verschwunden, aber alle Nebengipfel stehen im Sonnenschein Spalier. Wir marschieren weiter bis zur Weggabelung zum Camp Poincenot, das wir vor wenigen Tagen besucht hatten und wo uns die Huemules über den Weg gelaufen waren.

Das Wetter macht uns ratlos. Es hält immer noch. Ausgerechnet heute haben wir weder Landkarte noch das Tablet mit GPS dabei. Ich versuche mich zu erinnern, wie der blaue Gletscher heißt, der neben dem Fitz Roy Massiv aus einem Seitental quillt. Piedras Blancas steht auf einem Wegweiser. Ist er das?

Berge und Gletscher tragen hier die Namen von Entdeckern und Bergsteigern aus aller Welt. Bezug zur Natur ist eher selten. Ausnahme bilden Seen. Da gibt es blaue (azul) und dreckige (sucia) Gewässer, Mutterseen (Laguna Madre) und die kleine Tochter (Laguna Hija). Bei Laguna Capri braucht man etwas Fantasie, um vom fünf Meter langen Sandufer des wilden Bergsees an Capri zu denken. Egal. Unser Problem lautet: ist der blaue Gletscher ein weißer, wie der Name Blancas suggeriert?

Oder hieß sein Entdecker Peter Weiß?

„Wurscht“, sagt Markus, „die Richtung des Pfades stimmt.“

Der Wanderweg mäandriert über das Hochplateau, als wolle er dem Besucher Zeit lassen, die Schönheit des Feuchtgebietes zu entdecken. Die langen Sumpfräser, die ein Bächlein säumen, die unterschiedliche Moose und ihre bunten Beeren, wie mit Plastikperlen bestickte Polster, Gruppen von kleinwüchsigen Birken, von Wind und Wetter verkrüppelt, unter unseren Füßen federnder Torfboden und in der Nase der Geruch nach Moder und Pilzen.

Auf einer kleinen Anhöhe und somit über der Wasserstandslinie des Moores, wachsen Südbuchen. Es erstaunt mich immer aufs Neue, dass Bäume mit nur

fingernagelgroßen Blättchen ein derart dichtes Laubdach erschaffen können, sodass es zwischen ihren Stämmen düster ist. Der Weg führt auf und ab, macht ein paar Kurven und wir wissen nicht mehr, wo wir uns befinden. Plötzlich tut sich eine Lichtung auf und wir stehen direkt dem blauen Gletscher gegenüber.

Eigentlich sehen wir nur das Ende des Eisstromes, der vom Fuß des Fitz Roy durch ein sichelförmiges Seitental kriecht und am Schluss, in einen felsigen Trichter gezwängt und gestaucht, in grobe Blöcke birst und in einen See hinabstürzt. Durch das gewaltsame Aufbrechen der Eismasse reichen die Spalten und Klüfte bis zum Grund des Gletschers hinab. Das dunkle Blau des alten Eises, aus dem alle Luftblasen im Laufe der Zeit herausgepresst worden sind, wird durch das Aufsplintern bis an die Oberfläche reflektiert und lässt den Gletscher in mystischem Blau erstrahlen, als wäre er von innen her beleuchtet. Das heutige Wetter verstärkt das Phänomen. Der Himmel über den neuschneeweißen Bergen ist von düsterem Grau, das keinerlei Konturen besitzt. Sonnenlicht dringt von irgendwo her durch die Wolken, ist aber so diffus, dass sich nirgends ein Schatten abzeichnet. Als wäre die Landschaft auf eine milchige Glasplatte gemalt, mit einer Lichtquelle hinter dem Gletscher. Wir sind gefangen von dem magischen Anblick.

„Ich möchte dorthin“, sage ich spontan.

Markus nickt zustimmend. Wir stehen am höchsten Punkt einer gewaltigen Moräne. Zu unseren Füßen bricht das Gelände jäh ab, ein paar Bäume halten sich im steilen Gelände, dann sehen wir bloß mehr Wipfel und ganz unten einen Wildbach.

Auf dem Aussichtsplatz rasten drei Touristen, die wir nach einer Wanderkarte fragen. Sie schütteln verneinend den Kopf, die liege im Hotel. Ob sie wüssten, ob es einen Weg zum Gletscherbruch gebe, frage ich weiter.

„Nein“, lautet ihre Antwort. Weder sei einer in der Karte eingezeichnet, noch hätten sie je davon gehört. In ihrem Tonfall schwingt Verwunderung (wie kommt man nur auf so eine blöde Idee?) als auch bevormundende Strenge (schlagt euch die Flausen aus dem Kopf!) mit.

„Gut“, sage ich, blicke Markus an und wie auf ein geheimes Kommando hin beginnen wir den steilen Abstieg zum Wildbach hinunter.

Die drei Touristen springen entsetzt auf, glotzen uns blöde hinterher und schütteln die Köpfe.

„Das allein war es schon wert“, feixt Markus. „Jetzt müssen wir nur noch irgendwie die Steilstufe umgehen.“

Wir queren zu einem Murbruch, über dessen senkrechte Ränder Wurzeln und Waldbodenfetzen herabhängen und einen Abstieg unmöglich machen. Auch einen Rückweg. Den wir – falls wir den Wildbach nirgends queren können – wieder zurück hinauf zum Wanderweg antreten müssten.

Da stoßen wir auf einen abgestürzten Baum, hinter dem wir in den Schotterkegel einsteigen können. Bald darauf sind wir unten am Fluss. Es ist milchig trübes Schmelzwasser, das über ein steiniges Bachbett tost. Wir ziehen die Schuhe aus und tasten uns behutsam vorwärts, obgleich uns die Kälte schmerzhaft in die Füße zwickt.

Nachdem wir das andere Ufer erreicht haben, entdecken wir Steinmännchen, die uns den Weg zum Gletscher weisen. Kletterer dürften sie errichtet haben, denn sie führen uns zwischen Granitblöcken hindurch, die die Größe von Häusern haben und in denen Kletterhaken blitzen. Dort, wo die Felsklötze eng beisammen liegen, bilden sie kleine Schluchten und Höhlen, unter ihnen gurgelt der Gletscherbach. Über Steine turnend erreichen wir schließlich den See, in den der blaue Gletscher kalbt. Eisberge treiben auf dem türkisen Wasser herum. Ich fische einen gestrandeten Block heraus und bin erstaunt, wie glasklar das Gletscherfragment ist.

„Das Blau ist ja jetzt im Seewasser“, meint Markus und grinst.

Ich stelle den Eisklotz fotogen auf einen Felsen, hänge Mamas Maskottchen (ein Engel aus Holz) daran und stelle den Reisechristbaum dazu. Das Bild mit dem blauen Gletscher im Hintergrund soll Mama beweisen, dass ich hier an sie gedacht habe.

„Und jetzt?“, fragt Markus mit Blick auf die Uhr. Es ist Mittag.

Wir könnten zurück hinauf zum Wanderweg gehen. Aber die Steinmännchen untermauern meine Vermutung, dass es einen Pfad gibt, der nach Norden zum Rio de las Vueltas führt, an dessen Ufer die Straße nach El Chaltén verläuft. Dort ließe sich eventuell eine Mitfahrgelegenheit auftreiben.

Uns reizt das unbekanntes Abenteuer mehr als die Rückkehr zum Touristenpfad, auf dem heute Hunderte unterwegs sind. Und so folgen wir den kaum sichtbaren Spuren, die Wanderer in Form von Steinmännchen oder abgebrochenen Zweigen hinterlassen haben. Der Fluss gibt die Richtung vor. Teilweise ist das Ufergestrüpp so dicht, dass ohnehin klar ist, dass man nur dem Bachbett folgen kann. Dort allerdings verwischt das Wasser die spärlichen Anhaltspunkte. Ich gehe voraus und versuche der Intuition zu vertrauen. Zu blöde, dass wir ausgerechnet heute weder GPS noch Wanderkarte mitgenommen haben! Das Gehen im Bachbett auf den rund geschliffenen Steinen ist mühsam. Viel angenehmer wäre es im Wald nebenan, denke ich und erblicke genau in diesem Moment einen Trampelpfad über die Uferböschung zu den Buchen hin.

Ich habe tatsächlich einen Weg entdeckt. Aber wo führt er hin? Es ist nicht sicher, ob Menschen ihn benützen. Im Erdreich finden sich keine Schuhabdrücke, bloß Wildspuren. Wir zögern, bevor wir schließlich dem Waldweg folgen.

Nach einer Viertel Stunde schwinden die Spuren und Zweifel kommen auf. Sollen wir umkehren und wieder im Bachbett unser Glück versuchen? Ohne Kompass und ohne Sicht zu den Bergen ist es schwer die Richtung einzuschätzen. Sind wir noch nach Norden unterwegs oder haben wir bereits einen Bogen nach Westen gemacht?

Wegfragmente, ein etwas spärlicherer Graswuchs oder eine abgewetzte Rindenstelle auf einem umgestürzten Baumstamm, dienen uns als Beweis richtig zu sein. Eine Zigarettenkippe springt einem ins Auge wie eine rotweißrote Wegmarkierung. Trotzdem beschleicht uns das Gefühl, das etwas nicht stimmt. Erstens die Richtung. Gerne würden wir mehr nach rechts halten, stattdessen kommen die Felswände, die wir linkerhand ab und zu durchs Blätterdach sehen, immer näher. Zweitens die Neigung. Es geht kaum mehr abwärts, meistens eben und seit neuestem gibt es Passagen mit Steigungen.

In meiner Erinnerung habe ich ein Bild von der Wanderkarte. Leider völlig verzerrt und ohne Maßstab, aber ich weiß, dass es darin eine rote Linie gibt, die um den Fitz Roy herum ins Tal des Río Eléctrico führt. Es ist die Trekkingroute zum Paso Marconi, dem Pass, über den man aufs Inlandeisfeld gelangt. Ich fürchte, wir befinden uns auf dieser roten Linie und somit auf dem Weg zum Basislager am Lago Eléctrico.

„Und was bedeutet das?“, will Markus wissen.

„Dass wir einen riesigen Umweg machen“, antworte ich frustriert. Mir tun die Beine weh. Wir sind seit sieben Stunden unterwegs.

Aber es nützt nichts. Die Wildnis des Buchenwaldes, mit eingebetteten Sümpfen, dichtem Unterholz und umgestürzten Bäumen lässt keine Alternative zum Pfad zu. Da würden wir unter Umständen noch länger brauchen.

Wenigstens wird der Pfad nun deutlicher, Pferdeäpfel und Kuhfladen zeigen an, dass wir uns menschlicher Behausung nähern. Einer Farm vielleicht. Einem Ort, an dem wir etwas zu trinken, zu essen und Auskunft erhalten können.

Das sind unsere Gedanken, während wir durch den einsamen, märchenhaft schönen Wald wandern. Es taucht ein Zaun auf, Stacheldraht, und es ist das erste Mal, dass ich mich über diesen Anblick freue. Doch das Weidegelände ist abgegrast, verlassen. Immer noch führt der Pfad in die falsche Richtung nach Westen und mit jedem Schritt wächst die Verzweiflung, weil wir wissen, dass wir ihn nochmals machen müssen, nach Osten zur Straße hin.

Um 14:30 Uhr erreichen wir schließlich die Talsohle des Río Eléctrico und treten erstmals aus dem Wald heraus.

Am westlichen Talschluss erhebt sich der gewaltige Kamm der Marconi Berge, tief vergletschert und von Wolken überströmt, die sich im Herabfallen

auflösen. Nach Nordenwesten blicken wir auf Gletscherzungen, die vom ewigen Eis der Gorra Blanca herabhängen, und direkt im Norden öffnet sich weit und eben das Tal des Río las Vueltas, das zur Laguna del Desierto und weiter bis nach Chile führt.

Unser Pfad mündet in eine Art Karrenweg ein, der den Spuren nach zu urteilen mit Quads befahren wird. Endlich bewegen wir uns nach Osten! Der Río Eléctrico ist ein gewaltiger Fluss und droht mit seiner Menge an trübem Schmelzwasser das enge Korsett seines Bettes zu sprengen. Der Weg verläuft streckenweise unterhalb des Wasserspiegels im feuchten Sand des Schwemmland und macht das Gehen besonders mühsam. Doch nun, als das Ende unserer Wanderung, die Schotterstraße, langsam in Sichtweite kommt, können wir das Naturschauspiel am Ufer des Gletscherstromes wieder genießen. Es gibt hier aufgrund des geringen Gefälles keine Wellen erzeugende Absätze; beinah lautlos gleitet das Wasser wie ein silbriger Körper an uns vorbei. Kraftvoll, nur vom Klicken kullernder Kiesel begleitet, eine Schlange aus flüssigem Eis.

Nach insgesamt acht Stunden Gehzeit erreichen wir endlich die Schotterstraße. Da die Aussicht auf eine Mitfahrgelegenheit schlecht ist (kein Verkehr), beschließen wir, die auf Wegweisern angekündigte Hosteria aufzusuchen, dort zu essen und danach ein Taxi zu bestellen. Aber an der Abzweigung zur Hosteria erkennen wir zwei Probleme: erstens die Distanz – das Restaurant befindet sich zwei Kilometer weit entfernt am Fuß eines Hügels, zweitens: wir haben kein Geld dabei.

Verzweiflung und Müdigkeit zwingen mich in die Knie. Am liebsten würde ich mich in den Staub der Straßenböschung setzen. Aber just in diesem Moment komm ein Auto. Und es bremst! Meine bitte-bitte-Miene wandelt sich bereits zum Dankbarkeitsgrinsen, als ich sehe, dass das Auto nicht wegen uns die Geschwindigkeit drosselt, sondern weil es zur Hosteria abzweigt.

Sollen wir warten, ob es irgendwann zurückkommt? Markus meint, besser sei es weiterzugehen.

„Solange es hell ist“, fügt er kryptisch hinzu.

Nach einigen Kilometern höre ich hinter uns ein Fahrzeug. Ich stelle mich mit erhobenen Daumen mitten auf die Fahrbahn. Der Fahrer, ein Argentinier, hält an und wir steigen zu ihm und seiner Frau ins Auto. Überschwänglich bedanke ich mich, doch er winkt ab.

„De nada“, sagt er, nichts zu danken. Schließlich habe er keine Wahl gehabt. Da ich mitten auf der Straße gestanden sei, hätte er mich bloß überfahren oder eben mitnehmen können. „De nada.“

Ich staune, wie lange wir für die Strecke brauchen. Mehr als eine halbe Stunde rotteln wir über die schlechte Fahrbahn dahin. Der Argentinier zeigt

danach auf den Tachometer: Siebzehn Kilometer waren es bis El Chaltén. Das hätten wir heute zu Fuß nie mehr geschafft!

Für ein paar Euro duschen wir beim Campingplatz und setzen uns dann zum Essen, Akkus laden und Internet Surfen in unser Stammcafe. Mehr Bewegung ist nicht mehr drin. Freiwillig wären wir diese gewaltige Runde nie gegangen. Dank unseres Irrtums haben wir jedoch Teile des Nationalparks erkundet, die wir sonst niemals zu Gesicht bekommen hätten. Und spannend war es überdies.

24. DEZEMBER 2016 EL CHALTÉN - PAMPA

Morgens ist der Himmel bedeckt, das Wetter hält sich offenbar an die schlechte Prognose. Noch auf den späteren Vormittag sind massive Regenfälle angekündigt. Ohne Aussicht auf ein baldiges Ende innert der nächsten drei Wochen. Oder so ähnlich.

Nach dem Frühstück kaufen wir ein paar Vorräte ein, wobei wir immer überlegen müssen, was wir über die Grenze nach Chile einführen dürfen. Nüsse gäbe es in El Chaltén in allen Sorten, aber die sind nicht erlaubt. Eier und Milchprodukte auch nicht. Dennoch können wir nicht widerstehen. Sonst gibt es nichts. Außer Pfanni Kartoffelpüree. Vorsorglich nehme ich drei Schachteln davon mit.

Zum Abschied von El Chaltén besuchen wir ein letztes Mal das SPA, duschen ausgiebig und bedanken uns bei Frau Wagner für den Wettetipp, der uns vorgestern von der frühzeitigen Abreise abgehalten hatte. *Wagner* klingt so deutsch, wir fragen nach. Tatsächlich besitzt die nette Argentinierin Vorfahren aus Tirol.

„Ihr habt doch selbst Berge“, sagt sie, die Österreich bereits bereist hat.

„Aber keinen Cerro Torre“, wirft Markus ein.

Am Ortsende von El Chaltén gibt es kleine Tankstelle, die über eine windradbetriebene Pumpe verfügt. Wir füllen Tank und den 25 Liter fassenden Reservekanister, den wir auf dem Dach festbinden. Als ich dem Tankwart die Kreditkarte hinhalte, schüttelt er angewidert den Kopf.

„Cash“, sagt er und nimmt uns fast den gesamten Vorrat an argentinischen Pesos ab.

Sollen wir nochmals zurück zum Bankomat?

„Wir wechseln doch ohnehin bald nach Chile hinüber“, meint Markus, der keine Lust hat umzukehren.

Im den Rückspiegeln sehen wir, wie sich El Chaltén von Regenfahnen schraffiert im trostlosen Grau auflöst.

ON THE ROAD AGAIN

Vor uns liegt die wüstenartige Steppe Patagoniens, dunkel gefleckt von den Schatten einer zerrissenen Wolkendecke. Der Horizont leuchtet verheißungsvoll. Wir fahren ins sprichwörtlich Blaue hinein. Am Ende des Lago Viedma biegen wir auf die Cuarenta, die Route Nr. 40 nach Norden ab. Nun ist jeder Kilometer Neuland für uns.

Die Straße befindet sich in exzellentem Zustand, frisch asphaltiert und mit Verkehrszeichen, die vor der geringsten Richtungs- oder Steigungsänderung warnen. Es gibt praktisch keinen Verkehr. Wenn einmal ein Auto entgegen kommt, dann winken die Insassen aus Freude, nicht völlig allein in dieser Unendlichkeit unterwegs zu sein.

Das Alleinsein bezieht sich bloß auf Menschen. Tiere gibt es überraschenderweise sehr viele. Markus erspäht ständig Nandus, die mit riesigen Laufschritten vor uns flüchten oder gelangweilt aufblickende Guanakos, die an den trockenen Gräsern herumkauen. Schafe mit zotteligem Fell in der Farbe des Staubes wuseln zwischen dornigem Gestrüpp, das ihnen Wollfetzen aus dem Pelz reißt, was sie aber nicht zu stören scheint. Es ist bewundernswert, wie diese Tiere in diesem rauen, trockenen Klima überleben können. Wie trotzen sie den zehrenden Winden? Was fressen sie, wo doch nur ein paar dürre Grasbüschel auf einen Quadratmeter kommen? Wo stillen sie ihren Durst?

Aber der schlimmste Feind ist der Stacheldraht. Zu beiden Seiten der Straße ist das Land durch einen sechsfach bespannten Zaun abgeriegelt. Guanakos sind es gewohnt umher zu ziehen. Erwachsenen Tieren gelingt es mit atemberaubenden Sprüngen diese Hindernisse zu überwinden. Aber für Jungtiere können die Zäune mitunter zu tödlichen Fallen werden. Mit grotesk verrenkten Gliedmaßen hängen ihre Kadaver auf den Drähten, von Geiern ausgeweidet, der Balg bleibt wie zur Warnung aufgespannt. Der Anblick tut weh, weil man erahnen kann, wie langsam und qualvoll der Tod kam.

Ich starre geradeaus auf die Fahrbahn und wünsche mir Scheuklappen. Es sind keine Einzelfälle, sondern viele Tiere, viel zu viele.

Einmal steht eine Gruppe Guanakos zwischen den Zäunen auf der Fahrbahn. Als wir uns nähern, galoppieren sie dem Zaun entlang, panisch auf der Suche nach einer Fluchtmöglichkeit. Markus drosselt das Tempo auf Schrittgeschwindigkeit, damit die Tiere wieder zu Ruhe kommen und nicht durch einen unüberlegten Sprung im Stacheldraht hängen bleiben. Zum Glück sind gerade hier die Zaunpfosten auf der Länge von etwa fünfzig Metern abgebrochen und baumeln mehr oder weniger schief an den Drähten. An dieser Stelle setzt die Herde über, ohne dass sich ein Tier verletzt. Erleichtert gibt Markus wieder Gas.

Am frühen Nachmittag erreichen wir Tres Lagos. Hier treffen fünf Straßen aufeinander, ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt. Zudem ist Tres Lagos die einzige Stadt im Umkreis von 180 Kilometer. Wir freuen uns auf eine ausgiebige Mahlzeit. Schließlich ist Weihnachten! Da gönnt man sich gerne einen guten Restaurantbesuch.

Dass ausgerechnet hier der Asphalt endet, hätte uns stutzig machen sollen. Die Enttäuschung wächst, als wir in das staubige Kaff hineinfahren. Das ist keine Stadt, nicht einmal ein Dorf. Niedere, barackenartige Häuser säumen die Hauptstraße, von der vier Querstraßen abzweigen. Es gibt weder ein Restaurant, noch ein Geschäft. Dass von den im Namen enthaltenen drei Seen nichts zu sehen ist, bestärkt unser Gefühl, hereingelegt worden zu sein. Wir klingeln an jener Haustüre, welche, gemäß open-street-map für Android (Osmand) auf unserem Tablet, ins einzige Restaurant führen sollte.

Eine Frau öffnet und lacht über unsere Frage. Hier gebe es schon lange kein Restaurant mehr, sagt sie, offenbar belustigt über unseren veralteten Wissensstand. Aber drüben an der Ecke fänden wir eine Bar. Dort bekämen wir etwas zu essen.

Wir spähen durch das fast blinde Fenster in die Bar „Romy“. Ich erkenne einen niederen Raum mit einigen Tischen und Plastikstühlen. Es wird geraucht, weißliche Schwaden ziehen vor einem Fernseher vorbei, der gegenüber der Bar an der Wand hängt.

Der Hunger treibt uns hinein.

Alle Gespräche verstummen augenblicklich. Misstrauische und erstaunte Blicke wandern über unsere Körper und Gesichter. Ich kann die auf uns gerichteten Augen mehr spüren als sehen, denn im Halbdunkel der Bar erkenne ich anfangs alles bloß schemenhaft. Männer lehnen dort, mit den typischen schiefen Gauchomützen am Kopf. Vor ihnen Wein, in Tetrapacks und Bierflaschen.

Mit gespielter Selbstverständlichkeit durchschreite ich das Lokal, grüße laut auf Spanisch und frage, ebenfalls auf Spanisch, ob wir etwas zu essen haben könnten. Plötzlich reden alle durcheinander, mit Wohlwollen im Blick, sogar der Fernseher wird leiser gedreht.

Der Wirt eilt herbei, wischt sich die Hände an einem speckigen Tuch ab, bevor er damit die Tischdecke aus Plastik poliert und uns bittet Platz zu nehmen.

„Zwei Cola“, wiederholt er unsere Bestellung und brüllt danach etwas in eine offene Türe, wahrscheinlich in die Küche. Eine dralle Frau mit einem verknöteten Sacktuch auf dem Kopf erscheint. Sie trägt zwei Teller mit riesigen, panierten Schnitzeln und Kartoffelpüree an uns vorbei zu den

Gauchos. Dann kehrt sie zurück und pflanzt sich vor uns auf. Man spürt ihre Ungeduld. Es wartet wohl viel Arbeit in der Küche auf sie.

Auf unsere Frage, ob sie etwas ohne Fleisch für uns kochen könne, antwortet sie schlicht und einfach mit Nein. Damit hatten wir nicht gerechnet. Gibt es denn gar nichts Vegetarisches?

„Nada“, (nichts) lautet die unmissverständliche Antwort.

„Aber das Kartoffelpüree!“, rufen wir der Köchin nach, die schon wieder in Richtung Küche verschwinden will.

„Was ist damit?“

„Können wir einfach nur je einen Teller Püree und dazu zwei Spiegeleier haben?“

Sie verzieht angewidert das Gesicht, als hätten wir um etwas Ungehöriges gebeten, aber dann fällt ihr Blick auf Markus und sie mustert erst seine Figur, dann meine, bevor sie endlich zustimmend nickt.

„Danke“, sage ich und füge ein „Felize Navidad“ hinzu. Neben unserem Tisch blinkt ein kleiner Plastikchristbaum in bunten LED-Farben.

Hinter Tres Lagos gibt es eine Tankstelle, Markus will dort den Reifendruck prüfen lassen, bevor wir auf unbefestigter Straße weiterfahren. Die Tankwartin scheucht uns mit wilden Gesten zu einem geschlossenen Garagentor. Wir verstehen nicht, weshalb wir dort den Camper parken sollen, folgen aber ihren schroffen Anweisungen. Dann hören wir ihre Stimme hinter dem Garagentor, sie ruft etwas, das wie eine Frage klingt, für uns jedoch unverständlich ist. Bis wir das kleine Loch im Tor sehen, durch das ein dünner Schlauch herausgeschoben wird. Wir ziehen daran und kurz darauf ist auch die Frau wieder da. In der Hand hält sie ein kleines Messgerät, mit dem sie den Reifendruck prüfen will, sobald sie den Druckluftschlauch ansetzt.

„Wieviel?“, fragt sie.

„Sieben PSI.“

„Nein“, sagt sie und räumt den Schlauch wieder weg.

Wir versuchen zu erklären, dass man uns diesen Wert genannt habe, weil doch der Camperaufsatz so schwer auf den hinteren Riefen laste, aber die Frau ist nicht umzustimmen. Nein bedeutet nein.

Ratlos fahren wir weiter.

Zwischen Tres Lagos und Gobernador Gregores ist die Cuarenta nicht asphaltiert. Fast zweihundert Kilometer Schotterpiste liegen vor uns. Wir fahren durch wüstenähnliche Landschaft. Ab und zu weist ein Schild auf die Zufahrt zu einer Estancia (Farm) hin. Sie tragen seltsame Namen, wie La

Siberia oder Las Tunas. Weder sibirische Kälte noch Thunfische findet man hier.

„Das ist wie mit den drei Seen bei Tres Lagos“, sagt Markus. „Du kannst hier weder den Namen noch der Landkarte trauen.“

Am Fahrbahnrand türmen sich große Gesteinsbrocken. Erratische Blöcke im absolut flachen Niemandsland. Neunzig Kilometer Luftlinie von den Bergen entfernt, vielleicht von einem Gletscher hierher verschoben. Findlinge nennt man solche vom Eis vergessene Zeugen bei uns. Hier wirken sie wie Aussätzige.

Wir kommen am Lago Cardiel vorbei, einem großen See, der dennoch erstaunlich wenig Grün um sich herum hervorbringt. Die stacheligen Büsche halten weiterhin große Abstände zueinander. Dazwischen gibt es nur Staub und Steine, die der Wind zu kleinen Dünen formt.

Gobernador Gregores liegt in einem Flusstal, das sich wie eine grüne Schlange durch die Wüste windet.

„Sieh nur, Bäume!“, rufe ich beim Anblick von Weiden und Pappeln, die das Wasser säumen. Sie stehen alle schief, aber so gleichmäßig, dass mein Hirn ins Bild des Auges korrigierend eingreift und die Landschaft neigt. Ein lustiges optisches Phänomen, das Rückschlüsse auf die Prägung des Heimatlandes gibt. Das Vorarlberger Paradigma lautet demnach: Bäume wachsen gerade in den Himmel, selbst wenn das zur Folge hat, dass Leitungsmasten schräg stehen oder eine ebene Fahrbahn zur Seite kippt.

Die Auswirkungen von permanentem Wind aus immer derselben Richtung zählen nicht zu meinem Erfahrungsschatz. Noch nicht. Aber ich habe mir beispielsweise schon angewöhnt, die Autotüre nur vorsichtig zu öffnen und nie ganz loszulassen, damit der Sturm sie mir nicht aus der Hand reißen kann.

Gegen Abend rollen wir endlich wieder auf Asphalt dahin. Wolken ballen sich zu düsteren Klumpen zusammen und lassen zu unserer Verwunderung Wasser auf die Steppe prasseln. Regen in der Wüste! Es riecht nach nassem Staub und ich atme den Geruch mit tiefen Zügen ein. Ich liebe ihn.

„Wenn du Regen so magst“, sagt Markus verwundert, „hätten wir auch in El Chaltén bleiben können.“

„Apropos bleiben“, entgegne ich, „sollten wir uns nicht nach allmählich einem Stellplatz umsehen?“

Es ist Heiligabend und ich würde gerne bei Tageslicht ankommen, in Ruhe einen Tee trinken und ein bisschen Tagebuch schreiben.

Grundsätzlich dürfen wir uns überall hinstellen, nur – so blöde das klingt – es ist in dieser unendlichen Pampa kein Platz. Es gibt bloß den eingezäunten Highway und alle 50 bis 100 Kilometer eine Abzweigung zu einer Farm, meist gesichert mit einem Tor oder einer Schranke. Am ehesten findet man bei Brücken eine Möglichkeit vom Highway abzufahren.

„Wenn wir bei der nächsten Kreuzung Richtung Estancia Los Fáldeos abzweigen, queren wir den Rio Belgrano“, weise ich Markus an.

„Wie weit?“

„Ca 60 Kilometer schnurgerade aus.“

Die Cuarenta macht nur selten Kurven. Markus könnte das Lenkrad fixieren, müsste er nicht ab und zu einem Schlagloch ausweichen.

Seit Gobernador Gregores fahren wir wieder Richtung Nordwesten und somit direkt gegen den Wind und auf die Regenwolken zu. Aus manchen zucken Blitze, aus anderen hängen rüsselartige Wirbeltrichter herab, mit denen Staub aus der Landschaft gesaugt wird. Auf der riesigen Bühne der patagonischen Ebene spielen sich viele Wetterphänomene gleichzeitig ab. Man muss nur den Kopf ein bisschen drehen, schon sieht man blauen Himmel oder einen Regenbogen.

Wir erreichen den Rio Belgrano in den letzten Sonnenstrahlen. Es ist bereits 21:30 Uhr. Kleine Einschlagkrater im Staub neben der Landstraße sind ein Indiz, dass es hier kurz geregnet hat. Als ich aussteige wirft meine Gestalt einen elendlangen Schatten auf das golden schimmernde Steppengras. Kurz darauf ist die Sonne weg und ich richte im Camper unser Weihnachtsmenü an. Lasches Toastbrot mit Butter und einer geschmacklosen Scheibe Käse, dazu je eine Teigtasche mit Spinatfülle, ein kleines Stück Schokokuchen und Marmelade aus Calafatebeeren.

Bevor ich den Tee aufgießen kann, hämmert Markus an die Türe.

„Komm raus“, ruft er aufgeregt, „das musst du dir ansehen!“

WEIHNACHTSGESCHENK DES HIMMELS

Über uns haben sich die Wolken rosarot verfärbt, ein kitschiges Plüschrosa von Babykleidchen. Doch das Rosa ist nicht von langer Dauer, es wandelt sich zu einem flammenden Orange, das plötzlich auf den Fluss überspringt. Als wäre das Wasser angezündet worden, lodert der Rio Belgrano durch die dunkle Landschaft. Die für uns schon lange nicht mehr sichtbare Sonne erfasst nur mehr die tiefen Fransen und Ausbuchtungen der Wolkenunterseiten und lässt sie rot erglühen, wie wenn man glimmende Kohlestückchen anbläst. Die verschatteten Wolkentäler erscheinen seltsam graublau, als würde der Himmel hindurchschimmern.

Markus und ich haben uns auf die Brücke gestellt, um das Schauspiel zu genießen. Unter uns spiegelt das Wasser die Farbe des Sonnenuntergangs und trägt auf den Wellen funkelnde orange und rote Lichter weit in das konturlose Schwarz der Steppe hinein. Es ist am Boden mittlerweile stockdunkel, während über unseren Köpfen die Wandlung der Farben weitergeht. Das Blau ist verschwunden und einem Violett gewichen, das Orange kippt allmählich ins blutige Rot, nur ganz am Horizont gibt es noch blasses Gelb. Schließlich zeichnen sich von dort ausgehend sternförmige dunkle Streifen auf die Wolken, sie werden breiter und dimmen die Intensität der Farben herab, bis alles nur mehr einheitlich grau ist. Noch blind vom Gesehenen stolpern wir zum Camper zurück. Wir sind uns einig: das war der prächtigste Sonnenuntergang, den wir erlebt haben. „So kitschige Weihnachten!“

25. DEZEMBER 2016 CUEVA DE LAS MANOS

Auf der anderen Seite des Flusses haben ebenfalls Touristen übernachtet. Sie sind nach Sonnenuntergang in einem Mitsubishi-Bus gekommen, der mit bunten Graffitis und der Aufschrift „Wicked“ bemalt war. Erst später finden wir heraus, dass die Graffitis das Merkmal des „Wicked“-Unternehmens ist, welches diese kleinen, für zwei Personen als Camper umgebauten Busse vermietet.

In jenem Bus aber saßen vier Menschen. Daher mussten sie Zelte aufbauen und das taten sie im windgeschützten Bereich einer kleinen Böschung jenseits des Flusses.

Es ist eine kalte Nacht, Regen trommelt auf unser Dach und die Temperatur sinkt auf 7 Grad. Wir sind froh, dass unsere Heizung funktioniert und heiße Luft untern Frühstückstisch bläst.

Währenddessen sehen wir den Wicked-Insassen zu, wie sie das nasse Zelt im Sturm abbauen und sich dann zum feuchten Gepäck in den Bus zwängen.

Just als ich am Ufer ein stilles Örtchen suche, kommt die Truppe angefahren und beginnt am Fluss Geschirr zu waschen und sich die Zähne zu putzen. Ich befinde mich am Oberlauf des Rio Belgrano und damit im hygienischen Vorteil, warte aber gnädig, bis sie fertig sind und mit ihrem Hippiebus davonbrausen.

Nicht einmal in dieser Einsamkeit hat man seine Ruhe, stelle ich genervt fest.

Als ich zum Camper zurückkomme, bemerke ich Dieselgeruch.

„Der Wicked-Bus hatte wohl ein Problem“, sage ich zu Markus.

„Nein“, antwortet er, „wir haben eines.“

Der Reservekanister leckt. Und da er auf dem Dach festgezurr ist, schwappt bei jeder Bodenwelle, Kurve oder Bremsmanöver die stinkende Flüssigkeit

heraus und verteilt sich über die Seiten- und Rückwand des Campers, einschließlich der Fenster und der Türe. Auf dem schmierigen Film klebt der Staub der Straße. Eine ekelhafte, zähe Mischung, die sich mit Wasser nicht abwaschen lässt.

Markus klettert aufs Dach und versucht, den Kanister mit einer Nylonfolie zu dichten. Die Mühe ist vergeblich, wie wir später feststellen müssen.

Wir fahren wieder auf die Cuarenta auf. Die nächsten 60 Kilometer macht die Straße keinen einzigen Bogen. Schnurgerade zielt das Asphaltband auf den Horizont, flimmert in der Sonne und scheint sich an manchen Stellen zu verflüssigen, als ob Quecksilberseen die Fahrbahn fluteten. Eine klassische Fata Morgana, Luftspiegelung. Sie gaukelt nicht nur Wasser vor, sondern lässt auch die Straße schmaler erscheinen, tailliert, mit abgenagten Rändern. Unwillkürlich fährt man dadurch in der Mitte der Fahrbahn, was aber keine Rolle spielt. Gestern kamen uns auf 400 Kilometern höchstens 20 Fahrzeuge entgegen, dafür sahen wir umso mehr Tiere entlang der Straße. Auch heute stehen Guanakos in der Pampa und weiden das frische Grün ab, das die Niederschläge hervorgezaubert haben. In Windeseile haben sich Blätter und sogar Blüten auf den tot geglaubten, vertrockneten Pflanzen gebildet.

Nandus huschen zwischen den Sträuchern umher, ein Fuchs zerrt einen Kadaver aus dem Straßengraben, wahrscheinlich ein Hase, der es geschafft hat, unter eines der seltenen Autos zu hoppelnd.

Apropos seltene Auto: Nach stundenlanger Einsamkeit halten wir für eine Pinkelpause an. Zwei Minuten später bleibt ein bunter Wicked-Bus stehen, direkt neben uns, ich kann gerade noch die Hose hinaufziehen und so tun als würde ich die frischen Blumen bestaunen, die ich soeben flüssig gedüngt habe.

„Ist alles in Ordnung?“, ruft der Beifahrer aus dem Busfenster.

„Ja, alles ok!“

„Gut, wir dachten, ihr hättet ein Problem“, ruft der Beifahrer und winkt zum Abschied.

„Das Problem seid ihr“, brummt Markus, der aus der Deckung des Campers hervortritt und noch am Reißverschluss seiner Hose fummelt. „Nie hat man seine Ruhe.“

Kurz vor Mittag erreichen wir Bajo Caracoles, ein Ort an dem von der Cuarenta vier Seitenstraßen abzweigen, wieder ein Verkehrsknotenpunkt. Es gibt laut Straßenkarte eine Tankstelle, aber kein Restaurant. Das stimmt. Wir entdecken eine Zapfsäule unter freiem Himmel. Daneben eine niedrige Hütte. Sonst nichts. Gar nichts. Der auf einem Schild ausgewiesene Campingplatz „Free Bush Camping“ ist von seiner Umgebung nicht zu

unterscheiden. Tres Lagos war eine Großstadt im Vergleich zu Bajo Caracoles. Wie findet so ein trostloser Platz Eingang in eine Landkarte? Dort sind sogar zwei Landepisten eines Flugplatzes eingezeichnet!

Wir blicken staunend in die Pampa. Hier ist schon lange kein Flugzeug mehr gelandet, das ist sicher. Wenn überhaupt jemals.

Und die Tankstelle?

„Wir brauchen sie nicht unbedingt“, zerstreut Markus meine Zweifel.

HANDZEICHEN AUS DER VERGANGENHEIT

Bevor wir von Bajo Caracoles in Richtung Chile abzweigen, wollen wir einen Abstecher zur berühmten Cueva de las Manos Pintadas machen. Ureinwohner haben dort an von Überhängen geschützten Felswänden vor 10.000 Jahren Abdrücke ihrer Hände hinterlassen. Ein Weltkulturerbe, das uns 90 Kilometer Schotterpiste wert ist.

Nach den ersten 10 Kilometern kommen uns diesbezügliche Bedenken. Die Fahrbahn ist grotenschlecht. Steil, grobkörnig und mit tiefen Bodenwellen gerippt, sodass wir nur Schritttempo fahren und trotzdem mit anhören müssen, wie der Camper ächzt.

Nach diesem Anstieg, den wir mangels Umkehrmöglichkeit bewältigt haben, verläuft die Piste über ein von Tafelbergen umsäumtes Hochplateau und ist in einem befahrbaren Zustand. Markus beschleunigt auf rasante 30 km/h. Nach eineinhalb Stunden haben wir das Ende der Fläche erreicht, vor uns liegt das tief eingeschnittene Flusstal des Rio Pinturas, nach ein paar steilen Serpentinaen halten wir vor dem Museum.

Der Zugang auf eigene Faust ist nicht erlaubt, wir müssen eine Führung buchen. Da es noch ein wenig dauert, bis die nächste startet, bleibt uns Zeit uns umzusehen. Restaurant gibt es leider keines. Mit einer Handvoll Nüsse lehnen wir am Geländer und schauen in den Canyon hinab. Seine Felswände bilden zwei große, senkrechte Stufen. Die unterste, zehn bis zwanzig Meter hoch, begrenzt den Fluss, der sich hier eine ebene Spielfläche geschaffen hat, durch die er mäandrieren kann, wie es ihm beliebt. Weidenartige Büsche säumen seinen Lauf. Diese seien erst in den letzten Jahren hier gewachsen, sagt später die Führerin, früher, zu Zeiten der Ureinwohner habe es dort unten nur Grasland gegeben,

Die zweite Felsstufe ist weit zurückgesetzt und öffnet den Canyon nach oben. Dazwischen liegen steile Schotterrampen, mit einzelnen Büschen bewachsen. Die Felsen sind von roter und grauer Farbe und bilden senkrechte Pfeiler aus. Im Gegensatz zur niederen unteren Stufe sind die Felsen am oberen Canyonrand hunderte Meter hoch. Manchen ist ihr

Standbein weggebrochen, dadurch haben sich höhlenartige Räume unter gewaltigen Überhängen gebildet. An diesen von Wasser und Sonne geschützten Stellen haben Menschen Malereien angebracht, die wir heute bestaunen werden.

Endlich ist es soweit, die Führung beginnt. Wir müssen Helme aufsetzen und der jungen Frau folgen, die unserwegen die Erklärungen in Englisch vorträgt. Sie ist Mitarbeiterin eines Forschungsteams, das um die Entschlüsselung und Bewahrung der Malereien bemüht ist. Wir staunen, als sie Probleme mit Diebstählen anspricht.

Später sie zeigt uns Stellen, an denen die Spuren von Meißeln zu sehen sind. Die Felsmalereien sind dort abgeschrämt und gestohlen worden. Richtig wütend wird sie, wenn sie von Vandalismus berichtet. Offenbar finden es Menschen witzig, ihren Namen als Graffiti über die tausende Jahre alten Kunstwerke zu sprayen.

Deshalb seien hier nun überall Gitter und Absperrungen angebracht worden, sagt die Führerin und bittet uns, respektvollen Abstand zu halten und nichts zu berühren.

Dann stehen wir vor einer Felswand, die über und über mit Händen bedeckt ist. Viele davon sind Negative, also die Hand wurde auf den Felsen gepresst, während sie mit roter oder schwarzer Farbe besprüht (Blasrohr?) wurde. Zurück blieb ein heller Abdruck. Es gibt aber auch etliche Positive, die in einem zweistufigen Verfahren entstanden sein müssen. Erst wurde ein Flecken mit der gewünschten Farbe bemalt, dann die Hand aufgelegt und mit weißer oder zumindest heller Farbe besprüht. Die Mehrzahl der Abbildung sind linke Hände, was darauf schließen lässt, dass die Künstler mit der rechten Hand gearbeitet haben. Interessant sind Anomalien. Ein Abdruck hat zum Beispiel sechs Finger, ein anderer ist winzig, wie von einem Kleinkind.

Völlig überraschend sind für uns Frische und Strahlkraft der Farben, obwohl damals nur Minerale wie Gips und Eisenoxide verwendet wurden. Die Hände wirken dennoch, als wären sie erst gestern entstanden. Dabei datieren die ältesten Abbildungen um 7.000 vor Christus!

Ein unfassbarer Zeitraum. Was waren das für Menschen, warum diese Hände, was wollten sie damit sagen?

Ein paar Felswände weiter erfahren wir mehr. Dort finden sich Darstellungen von Jagdszenen, die in detailgetreue Landschaften des Canyons gemalt sind. Die Führerin macht uns auf markante Felsen und Schluchten hinter uns aufmerksam, die sich in den Abbildungen wiederfinden. Viele Jäger kreisen Guanakos ein, drängen sie zum Abgrund und bringen sie zum Absturz. Die Zeichnungen sind vielfarbig, neben rot und schwarz wird auch ockergelb, hellrot und violett verwendet. Die Szenen zeigen Mensch und Tier in Bewegung, was eine erstaunliche künstlerische Leistung ist. Die Bilder wirken

lebendig und man entdeckt bei genauerer Betrachtung immer neue Details. Hier ein Nandu, dort ein trächtiges Guanako mit einem eingerollten Jungtier im Körper.

Zum Schluss zeigt uns die Führerin die Malereien der jüngsten Epoche, ca 1.000 Jahre vor Christus. Die Figuren sind abstrakter dargestellt, bekommen symbolischen Charakter. Es finden sich auch geometrische Formen, wie Spiralen, Rechtecke und Kreise. Manche Personen zeigen Tanzposen, wirken aber trotzdem seltsam statisch, wie eingefroren. Rätselhafte Schlangenlinien und Punktreihen erzeugen Fabelwesen, die an die Kunst der australischen Ureinwohner erinnern. Was war ihr Zweck? Abschreckung? Eine rituelle Beschwörung?

Am Rückweg bleibe ich nochmals vor der Wand mit den Handabdrücken stehen. Am liebsten würde ich meine Handflächen darauf legen, um die Verbindung, die ich tief in mir spüre, greifbar zu machen. Über 9.000 Jahre liegen zwischen uns und dennoch sprechen mich die Bilder an. Leider verstehe ich die Bedeutung nicht, ich weiß nur eine: meine Hände sehen gleich aus wie deren Hände.

Markus kommt hinzu, klopft auf meinen Helm und sagt: „Hierin liegt der Unterschied, im Sicherheitswahn der heutigen Zeit!“

Eineinhalb Stunden später treffen wir wieder in Bajo Caracoles ein. Unser Camper ist durch den am Dach sabbernden Dieselkanister mit Staub und Dreck paniert. Wir steuern die Tankstelle, besser gesagt, die Zapfsäule, die einsam auf einer Schotterfläche steht, an.

Markus stellt den Motor ab, doch der Lärm geht weiter. Was ist jetzt los? Ein Unwetter bricht über uns herein, dicke Tropfen hämmern auf Dach und Windschutzscheibe, auf dem Boden draußen hüpfen der Staub mitsamt den zurück geschleuderten Eiskernen in die Höhe. Es hagelt. Wir warten das Ärgste im Auto ab, bevor wir aussteigen und uns nach einem Tankwart umsehen. In dem Gebäude am Rande des Parkplatzes finde ich eine Glocke. Durchs Fenster erkenne ich den Verkaufsraum einer Gemischtwarenhandlung. Aber niemand hört das Bimmeln, kein Licht geht an.

Markus turnt derweil auf dem Camper herum und löst den Kanister. Es gießt noch immer wie aus Kübeln und ein kalter Wind peitscht den Regen fast waagrecht daher.

„Gratisautowäsche“, witzelt Markus und versucht dann, den Kanister in den Tank umzufüllen. Wenn niemand kommt, bedienen wir uns eben selbst. Vom Camperaufsatz wird der Tankdeckel unseres Autos überragt, was zur Folge hat, dass man den Kanister nicht weit genug kippen kann. Ein paar Liter bleiben drin.

Was tun?

Markus sieht sich um und kippt den Diesel kurzerhand hinter die Zapfsäule. Auf diese Umweltsünde kommt es hier nicht mehr an. Der Boden schillert ohnehin in öligen Farben.

Danach klettert er mit der Abwaschhilfe Pril und vielen Streifen Küchenrolle wieder aufs Dach und beginnt den Camper einzuschäumen. Ich gehe zum Gebäude zurück und läute Sturm. Im angrenzenden Wohnhaus sehe ich einen Lichtschein. Ein Christbaum mit elektrischen Kerzen leuchtet hinter einem Vorhang. Ich klopfe ans Fenster, Stimmen werden laut. Endlich öffnet eine Frau und ihrer Miene ist anzusehen, wie ungelegen ich komme.

„Es Navidad!“, sagt sie, es ist Weihnachten!

Schließlich ruft sie ihren Sohn, der im T-Shirt zur Zapfsäule kommt. Mich fröstelt bei seinem Anblick. Zum Glück hat der Regen fast aufgehört.

„Zum Glück?“, ruft Markus und deutet auf den eingeseiften Camper, „Jetzt da ich Wasser brauchen würde?“

Unser Timing lässt zu wünschen übrig.

Der Junge im T-Shirt kann natürlich nichts mit Bankomat- oder Kreditkarte anfangen. Er lacht darüber, als hätten wir einen Witz gerissen. Ich zähle im unsere letzten Pesos auf die Hand und er tankt uns Diesel nach Gefühl. Die Anzeige an der Zapfsäule verweigert den Dienst. Vielleicht, weil Weihnachten ist.

Ein paar Kilometer hinter Bajo Caracoles verlassen wir die Cuarenta und biegen links auf die Ruta 103 ein, die zum Paso Roballos hinaufführt. Im Internet hatte ich gelesen, dass es sich um die landschaftlich malerischste Strecke südlich von Bariloche handle.

Dafür solle man die rohe Fahrbahn in Kauf nehmen. Es lohne sich. Wirklich.

Unser Abstecher nach Chile bedeutet ohnehin tagelangen Verzicht auf Asphalt. Also ist es am besten, wir gewöhnen uns gar nicht erst an den Luxus der Cuarenta.

PASO ROBALLOS

Wir sind alleine auf der Piste. Wie immer. Nördlich von uns tauchen die Tafelberge einer Geländestufe auf und begrenzen die weite Ebene, durch die wir fahren. Aber auch diese Ebene ist nur eine Treppe, die südlich von uns plötzlich um Hundert Meter abbricht. Wie über einen flachen Stiegenaufgang nähern wir uns allmählich den Bergen, erkennbar an den dunklen Wolken, die sich dort stauen.

Zu unseren Linken schimmert ein See, der Lago Ghio. Sein Wasser ist lichtblau wie der Himmel zwischen den Wolken über uns. Ich würde gerne an

seinem Ufer anhalten, doch es gibt keinerlei Zufahrt. Der See ist für die Straße völlig uninteressant. Sie folgt der Uferlinien in sicherem Abstand fast zwanzig Kilometer lang, ohne je dem Wasser nahe zu sein. Was für eine Ignoranz dem Naturjuwel gegenüber, denke ich.

Die Straße hält nun auf die nördlichen Tafelberge zu, deren Felswände fleischig rosa wie Leberkäse sind. Leberkäse mit Gurken. Denn im vorwiegend roten Gestein sind grünliche Keile eingebettet. Ein erstaunlicher Farbkontrast. Der Zusammenhalt zwischen den verschiedenen Mineralen scheint jedoch nicht groß zu sein. Am Fuß der Felswand und auf dem Abhang bis zum Fahrbahnrand liegen Trümmer verteilt, fußballgroß bis Zimmerfüllend, alle jedoch nach Farbe sortiert. Entweder rosa oder grün. Keiner der Brocken weist beide Farben auf. Die Szenerie wirkt wie ein Murrenspiel von Riesen.

Als wir das nächste Plateau, rund 200 Meter höher erreicht haben, sehen wir hinter uns den Lago Columna, der in einem Felskorsett eingezwängt ist. Sein Wasser ist so dunkel, als wäre ein Tintenfass ausgelaufen. Die rosa Steilwände am nördlichen und südlichen Ufer verstärken den Eindruck noch. Nach Westen zu, also in unserer Richtung ist das Gelände hingegen flach und sumpfig. Mitten im Moosgrün findet sich eine ausgetrocknete Lehmmulde mit weiß verkrusteten Rändern. Salz?

Das Buschland rings um den Sumpf trägt sonenseitig gelbe Flecken. Die Polsterpflanzen sind mit winzigen, sternförmigen Blüten übersät. Ein Fuchs streift umher und plötzlich stieben Hasen in alle Richtungen davon. Der Fuchs setzt sich nieder, probiert gar nicht erst, dem Futter nachzujagen. Stattdessen blinzelt er in unsere Richtung und dreht den Kopf, als wir vorbeifahren. Die Staubschlepe, die wir hinter uns herziehen, hüllt ihn schließlich ein.

Der Zustand der Straße ist schlecht und lässt kaum mehr als 25 km/h zu. Für mich ist es ein Segen, ich kann die Landschaft in vollen Zügen genießen, während Markus die beste Fahrspur zwischen den Schlaglöchern und Steinen suchen muss.

Je näher wir dem Pass kommen, desto rauer wird die Gegend. Sie ist wie ein Kartoffelgratin geschichtet, dicke Geländescheiben liegen versetzt übereinander gestapelt, an den Rändern senkrechte Felswände, von Erosion zerfressen. Rote, offene Wunden an der einen Seite, grüne Schotterkegel an der anderen. Auf den Plateaus bloß eine dünne Grasnarbe wie abgewetzter Samt, kein Baum, kein Strauch mehr. Wir sind im Herrschaftsgebiet des Sturms, der unentwegt an jedem Vorsprung nagt und die Wolken zu flachen Linsen schleift.



Abend des 24.12.2016



Zeugen der jüngeren Vergangenheit



7.000 Jahre VOR Christus



Landschaften am Paso Roballos



Die karge Landschaft erinnert uns an Tibet, man könnte hier aber genauso gut Western drehen, mit weiten Grasflächen und bunten Tafelbergen. Es fehlen bloß Pferde. Stattdessen gibt es Schafe. Kurz vor dem Pass blicken wir auf das weiß gesprenkelte Weideland einer Estancia. Hunderte, nein tausende Tiere haben sich hier um ein mäandrierendes Flüsschen versammelt. Der Sturm trägt Fetzen ihres erregten Blökens zu uns herauf. Hunde umkreisen die Herde und ziehen die unsichtbare Schlinge enger. Viehtransporter warten in der Zufahrt zur Farm. Wir sind stehen geblieben und ausgestiegen, um besser beobachten zu können. Aber der Wind schleudert uns Sand von der Straßenböschung ins Gesicht und wir flüchten wieder hinter die Scheiben.

Die Estancia ist hinter einer dichten Reihe von schräg stehenden Pappeln verborgen. Alle Bäume sind gleich stark nach Osten geneigt. Parallele Schiefe. Es sieht falsch aus. Unsere Augen sind die Windzeichen noch immer nicht gewohnt.

Einen Kilometer weiter finden wir am Fuß einer kleinen Felswand Schutz vor dem Sturm. Er heult über den Camper hinweg und lässt kleine Steinchen auf unser Dach fallen. Der Platz ist ideal für ein Nachtlager. Neben der Straße liegt ein Teppich aus dichtem Gras, genährt von einem Bächlein, das sich tief in den Humus gegraben hat. Man könnte darin baden, wenn es nicht so kalt wäre. Hasen hoppeln herum und halten bei unserem Anblick nur kurz inne, bevor sie weiter fressen. In einer Lagune hinter unserem Windschutz entdecken wir Flamingos, aber die rosa Vögel flattern erschreckt hoch, als Markus die Kamera hervorholt.

Es ist schon fast 20:00 Uhr und die Sonnenstrahlen tauchen die Landschaft in samtiges, warmes Licht. Doch der Sturm ist so unerbittlich, dass wir uns rasch wieder in den Camper zurück ziehen.

Wegen der Einfuhrbeschränkung von tierischen Produkten müssen wir heute, noch vor der Grenze unseren restlichen Käse und sechs Eier futtern. Davor gibt's Tomatensuppe, danach eine Tasse Getreidekaffee. Wir gönnen uns auch eine heiße Dusche in unserem Bad. Nach dem Staub der Schotterstraße eine Wohltat.

26. DEZEMBER 2016 PASO ROBALLOS

Sonnenstrahlen wecken uns, der Wind schläft weiter. Wir können beim Frühstück die Türe offen lassen und den Hasen zuschauen.

Danach verstecke ich unseren Nussvorrat in Socken und Hosenbeinen in meinem Wäschesack. Aber das klebrige Honigglas mit dem undichten Deckel bleibt in der Kühlshranktüre, wo es neben der Bodylotion klemmt.

In sechs Kilometern wartet die Zollinspektion. Die Eier haben wir gestern alle gefuttern, die Schalen sind jetzt im Müllsack bei den Resten der ebenso verbotenen Bananen. Müll wurde seltsamerweise noch nie beanstandet oder gar beschlagnahmt. Leider. Wir wissen nicht wohin damit. Der Sack ist bald zu groß für unsere Mikrowelle.

Auf halbem Weg zur Grenze quert die Straße einen See. An einer seichten Stelle wurde dafür ein genügend Schotter geschüttet, sodass man knapp über der Wasserstandslinie fährt. Wind peitscht silbrige Muster auf die Oberfläche des Sees, die in der noch tief stehenden Sonne fast blauschwarz wirkt. Wie eine Armada rosa Schiffchen trotzen Flamingos dem Sturm, stoisch, den gefiederten Körper parallel zur Windrichtung, die Füße fest im Schlamm verankert, den Kopf unter den Flügeln vergraben. Zwischen ihnen paddeln Enten herum, als wären die rosaroten Dinger Sicherheitsbojen, die ihnen Schutz bieten.

Ein paar Gänse queren vor uns den Schotterdamm, die langen Häse stolz und furchtlos erhoben, aber als Markus bremst und stehenbleibt, bekommen sie es doch mit der Angst zu tun und flattern die restlichen Meter ins Wasser hinein. Über die Störung verwundert, recken die Flamingos ihr Häupter und schauen. Wie auf ein geheimes Kommando hin, drehen alle gleichzeitig den Kopf nach links, nach rechts und stecken ihn dann ins Federkleid zurück. Hätte sie nach oben geblickt, hätten sie den Raubvogel gesehen, der über dem See seine Kreise zieht. Wenn er seine heiseren Schreie ausstößt, dann ducken sich die Hasen, die am Ufer herumwuseln, und halten eine Zeitlang bewegungslos inne. Von uns nimmt niemand Notiz. Im Schritttempo rollen wir staunend und fotografierend durch das Vogelparadies.

Hinter der Passhöhe liegt das kleine Haus des Grenzbeamten. Ein paar windschiefe Pappeln behüten eine parkähnliche Grünfläche, auf der ein Pferd gras. Weiß gestrichene Zäune halten das Ross vom kleinen Gemüsebeet mit zerzausten Salatköpfen ab. Die Hennen sind hingegen frei und können die Grenze hunderte Male am Tag passieren, mitsamt ihren Eiern!

Der Zöllner versteht meine Frage nicht, oder will sie nicht verstehen, als ich mich erkundige, ob er denn ein auf der chilenischen Seite der Grenze gelegtes Ei an sich nehmen und essen dürfe? Der Einsiedlerjob hier heroben hat ihn nicht gesprächig gemacht. Brummend schiebt er uns ein dickes Buch zu, in das wir unsere Daten eintragen müssen.

Dann stempelt er die Papiere, begleitet uns nach draußen, zieht den weißen Grenzbalken in die Höhe und winkt uns mit einer forschenden Handbewegung aus Argentinien hinaus.

Wir fahren durch Niemandsland. Auf der argentinischen Seite gab es hie und da eine Schaffarm, aber hier wurde bis auf die schmale Fahrbahn noch nie in die Landschaft eingegriffen. Am Fuß von rostroten, kegelförmigen Bergen, die teilweise Schneekappen tragen, breitet sich urwüchsige patagonische Flora aus. Es ist weder Steppe noch Buschland, sondern eine kissenartige Vegetation aus Polsterpflanzen, an deren Rändern Gräser mit türkisen Blättern oder kleine Gehölze wachsen. Die Polsterpflanzen bilden halbmeterhohe Kuppeln und stehen in voller Blüte. Millionen winziger, gelber Sternchen zieren die runden Formen und verströmen einen leicht harzigen Duft.

Die langen Gräser und wachholderartigen Gehölze, die aus den Vertiefungen am Rande der Kissen sprießen, bilden einen wunderschönen Kontrast zu den lieblichen Formen.

Markus hält an. „Weißt du an was mich die Landschaft erinnert?“

„Ja“, sage ich, weil mir eben derselbe Gedanke kam. „An ein Korallenriff.“

Dieser Farben- und Formenreichtum, der jeden Quadratmeter des Bodens bedeckt, ist uns auch unter Wasser begegnet. Statt Fische gibt es hier Hasen, Mäuse und anderes Kleinjetier, das sich unter den Polsterpflanzen verstecken kann, sollte ein Fuchs nahen. Oder ein Puma.

„Ein Kondor“, sagt Markus.

„Meinetwegen ein Kondor.“

Da hat Markus schon die Türe geöffnet und ist ausgestiegen. Mit der Kamera deutet er zum Himmel und versucht dann sich mit seltsam staksenden Schritten durch die Kissenlandschaft zu bewegen.

„Das Zeug sticht“, schimpft er.

Der weiche Eindruck der Polsterpflanzen täuscht wirklich. Alles was hier wächst ist hart und wehrhaft. Dornen, Stacheln und splitterndes Gehölz haben das Potential Schuhe und Hose zu zerfetzen. Doch Markus hat einen Kondor erspäht, der an der Hügelkante soart, und ist fest entschlossen, dort hinauf zu steigen. Koste es blutende Beine.

Ich begnüge mich mit dem Fernglas und bleibe auf der schmalen Fahrbahn. Die Polsterpflanzen haben sich einen großen Teil der Schotterpiste bereits zurückerobert. Von beiden Seiten her schieben sie ihre Ableger über den rötlichen Kies. Käme ein Auto entgegen, müsste man sie überfahren.

Markus gewinnt erstaunlich rasch an Höhe, aber der Kondor steigt schneller. Es ist ein riesiger Vogel, einer der größten Vögel der Welt, der nun über Markus' Kopf Acherschleifen fliegt und sich vielleicht wundert, was da unter ihm so gelb ist und knattert. Weil Markus mit beiden Händen die Kamera hält, hat der Sturm leichtes Spiel mit dem offenen Anorak. Es fehlt wohl nicht viel und Markus könnte ebenfalls fliegen.

Der Kondor hat inzwischen genügend Höhe an der Hügelkante gewonnen und zieht zu schneebedeckten Bergen hinüber. Markus betrachtet seine Fotoausbeute und ist enttäuscht, lauter verschwommene große braune Flecken, und einmal ein halber Flügel vor einer dreistöckigen Linsenwolke.

Zum Trost zeige ich ihm mein Display: Kissenlandschaft, mittendrin Markus, über ihm der Kondor. Nur alles in ziemlicher Entfernung.

Langsam fahren wir weiter, Markus' Augen scannen den Himmel nach Kondoren und versuchen gleichzeitig, Schlaglöcher rechtzeitig zu erkennen. Es funktioniert nicht. Er sieht weder noch.

Wir kommen zu einem See, der nur mehr in seiner Mitte flüssig ist. Die breiten, sehr seichten Uferregionen bestehen aus weißlichem Schlick, der mit einem wirren Muster aus Wildspuren überzogen ist. Wie eine Schnittzeichnung für eine Bluse mit unterschiedlichen Linientypen, getupft, gestrichelt, gesternelt.

Hinter dem Schlick beginnen die Farben. Auf einen hellblauen Streifen folgt ein sattgrünes Band, wahrscheinlich Algen, vermuten wir. Ans Grün schließt Gelb an, das allmählich in Ocker übergeht, bevor ein kakaobrauner Wust den See vom rostroten Ufer abgrenzt. Dahinter polstern die blühenden Kissen den Boden.

„Kitschig schön“, sage ich beeindruckt. „Fehlen bloß noch Flamingos.“

„Wieso fehlen?“, fragt Markus und reicht mir das Fernglas.

Tatsächlich, die Natur ist perfekt. Die rosa Körper zieren das sattgrüne Band.

„Wenn das so weitergeht, erreichen wir den chilenischen Zoll erst zu Mittag“, sagt Markus und dann fahren wir an Bergen, die aussehen wie rostige Alteisenhaufen und ihren Nachbarn, den jadefarbenen Felsen, vorbei ohne ein weiteres Mal anzuhalten.

Nach elf Kilometern sind wir in Chile. Mein Honig blieb im Haus des Grenzbeamten zurück. Immerhin hat er sich für die Beschlagnahme entschuldigt. Die Eier- und Bananenschalen im Müllsack scherten ihn indes nicht. Mit denen hätte er sich die einsamen Weihnachten hier heroben nicht versüßen können.

Je weiter wir nach Chile vordringen, desto üppiger und grüner wird die Landschaft. Es gibt Sümpfe und Büsche, die mitunter baumähnliche Größe erreichen. Den gelb blühenden Kissen bleiben die steilen Böschungen oder die dem ewigen Wind ausgesetzten Hügelkuppen. Ein einziges Mal kommt uns ein Fahrzeug entgegen. Just in dem Moment, da Markus für eine Toilettenpause anhält. Mitten auf der Brücke über einen kleinen Fluss. Dass ausgerechnet in diesen zehn Minuten jemand vorbeifahren muss, konnte man nicht ahnen. Ich setze mich zum ersten Mal hinters Steuer. Es ist hier

eng und ich bin froh, dass das andere Auto nur ein schmaler Campingbus ist, einer mit bunter Wicked-Bemalung.

Als wir aneinander vorbei sind, steigen wir aus und reden miteinander, besser gesagt, wir brüllen gegen den Sturm an. Was Markus, der unter der Brücke beim Fluss hockt, von dem plötzlichen Geschrei hält, würde ich gerne wissen.

Die beiden Insassen des Wicked-Busses, ein älteres Ehepaar, wundern sich, dass ich alleine in diesem Niemandsland unterwegs bin. Ich lasse sie in ihrem Glauben und wünsche ihnen eine gute Weiterfahrt. Als ich ihnen nachblicke, sehe ich, dass ihre Heckklappe offen steht. Schreiend renne ich ihnen nach, hole das Auto ein und klopfe mit der Hand aus Blech. Bestürzt stehen sie danach am Heck und schieben die herabhängende Herdplatte wieder ins Holzregal zurück und schauen nach, was fehlt. Sie befürchten, schon länger so gefahren zu sein.

„Der Besen!“, ruft die Frau.

Dann sagt sie zu mir, wenn ich eine kleine Kehrschaufel mit Besen auf der Straße fände, dürfe ich sie als Andenken an sie behalten.

Markus wartet bereits beim Camper.

„Menschen?“, fragt er ganz entgeistert.

„Sogar Deutsche“, antworte ich. „Wer auch sonst.“

Markus sagt, er habe gedacht, ich hätte ihm die Begegnung und den Lärm nur vorgespielt um ihn zu ärgern.

„Solche Ideen traust du mir zu?“

„Schien mir plausibler als der zeitliche Zufall.“

„Aber das haben wir doch schon öfters auf dieser Reise erlebt.“

„Eben. Einen Lottosechser hat man ja auch nicht dreimal hintereinander.“

Einen halben Kilometer weiter liegt etwas Pinkes auf der Schotter.

„Was ist das?“, fragt Markus.

„Eine Kehrschaufel mit Besen“, sage ich, „Halt an, die gehört uns.“

Immer wieder passieren wir Seen, die malerisch in die hügelige Landschaft eingebettet sind. Manchmal ist ihr Wasser grünlich gelb, dann wiederum orange oder seltsam türkis, blau ist es nie. Vielleicht sind es nur seichte Gewässer, die die Farben ihres Untergrunds durchscheinen lassen, oder sie enthalten hohe Konzentrationen von Salzen oder Mineralien. Flamingos staksen in allen herum. Mittlerweile haben wir uns an ihren Anblick gewöhnt und reagieren nicht mehr mit dem Griff-zur-Kamera-Reflex.

Auch wenn, wie gerade jetzt wieder, vermehrt Guanakos am Wegrand stehen und sich fotogen gegen den Himmel abheben, können wir sie einfach

entspannt betrachten. Wir haben bereits tolle Guanako-Fotos. Markus bremst und hält an. „Eine Mutter, die ihr Kleines säugt, auch?“ Verschämt holt er den Fotoapparat und schießt das hundertste Guanakobild. Ich seufze beim Gedanken an das Aussortieren zuhause. Den Jungen mit ihrem flauschigen Pelz, den überlangen Beinen und den interessierten Augen kann aber auch ich nicht widerstehen. Knips. Knips. Ein großer Hengst schaut fast zum Fenster herein. Markus drückt auf den Auslöser. Grinsend zeigt er mir das Ergebnis. In der Pupille des Guanakos spiegelt sich unser Camper. So ein Foto aus Sicht des Tieres hatten wir tatsächlich noch nicht.

Es ist bereits halb eins vorbei, als wir das Restaurant Rincon Gaucho erreichen. Es ist das Herzstück einer parkähnlichen Wildnis. Als habe man eine Kulisse für Abenteuersuchende gebaut. Während Markus überzeugt ist, in einem Jagdherrensitz der Kolonialzeit zu speisen, kommt mir alles irgendwie unwirklich vor. Ich entlocke der Kellnerin das Alter des rustikalen Gebäudes.

„Only few years“, sagt sie und zerstört Markus' historisches Gefühl.

Dennoch, das gediegene Ambiente gefällt uns. Wir speisen unter einer verwegenen Dachkonstruktion aus dunklem Edelholz (Markus will sich nicht auf Teak oder Mahagoni festlegen) und blicken aus den von schweren Brokatvorhängen gesäumten Fenstern hinaus in die Wildnis.

„Was für eine Wildnis?“, frage ich erstaunt. „Das ist ein Flugplatz!“

Markus versteht nicht. Ich deute auf die in der Landekarte eingezeichneten Pisten, die sich dort draußen in der großen Ebene befinden müssen.

„Wo die Guanakos weiden?“

„Stimmt, die grasen die Landepiste ab.“

„Wildnis oder Flugplatz?“

Während wir noch überlegen, wer nun recht haben könnte, landet ein Karakara, der mächtige Raubvogel mit dem roten Schnabel und dem Piratenschopf, am Außensims des Fensters. Er pickt sich eine fette Raupe von der Rosenrabatte, stellt seinen gelben Haxen drauf um sie am Boden zu fixieren und reißt sie dann Biss für Biss in kleine Stücke. Direkt vor unseren Augen.

„Spricht für die Wildnis“, meint Markus.

„Oder ein Landeplatz für Karakaras.“

Ich habe nämlich durchs Fernglas einen Windsack entdeckt.

Die Kellnerin räumt die teuren Weingläser weg, bevor sie uns die Coladosen auf den Tisch stellt. Als sie die Suppe bringt und ich sie bereits um Nachschub im Brotkörbchen bitten muss, glaube ich einen Anflug von Verachtung in

ihren Augen zu erkennen. Aber wir haben nicht aus Knausrigkeit die Gemüsesuppe und den Vegiburger mit Pommes bestellt. Es gab sonst nichts Fleischloses auf der Karte und unser Hunger ist groß.

Als wir unser Auto starten ertönt ein Alarmsignal. „Service erforderlich“ lautet die Botschaft in der Anzeige und ein Schraubenschlüssel blinkt rot. Die Meldung sei vor ein paar Tagen schon gekommen, sagt Markus. Die gehe nach ein einigen Minuten wieder weg.

„Aber Timo hat uns doch versichert, dass das Auto eben erst im Service war!“, rege ich mich auf und krame in den Unterlagen nach den Verhaltensregeln. Hier stehe, lese ich Markus vor, dass im Falle eines notwendigen Services die vom Campervermieter ausgesuchte Werkstatt anzufahren sei. Ich versuche Timo anzurufen. Kein Netz. Mist.

„Hoffentlich beordern die uns nicht in eine größere Stadt“, denke ich laut.

„Aber nein“, beschwichtigt Markus, das sei sicher bloß Fehlalarm. Die Meldung käme seit wir die 10.000 Kilometermarke überschritten hätten. „Vielleicht haben die bloß den Zähler nicht zurückgestellt.“

Zwischenzeitlich sind wir an einer Kreuzung angelangt. Unsere Passstraße mündet hier in die Ruta Nr. 7, in die Carretera Austral ein. 1976 unter General Pinochet wurde mit dem Bau dieser rund 1.400 Kilometer langen Nord-Süd Verbindung zwischen Puerto Montt und Villa o Higgins begonnen. Zwanzig Jahre intensiver Bauzeit folgten, mitunter waren zehntausend Soldaten beschäftigt, aber fertig wurde die Straße bis heute nicht. Der Großteil ist nach wie vor eine unbefestigte, schlechte Piste. Weißer, grobkörniger Schotter unter puderfeinem Staub. Eine furchtbare Mischung. Der Staub hängt wie eine dichte Rauchwolke über der Fahrbahn, obwohl das Fahrzeug, das ihn aufgewirbelt hat, schon längst nicht mehr zu sehen ist. Wir sind gezwungen die Lüftungen zu schließen, damit wir nicht so bleich werden, wie die Pflanzen links und rechts der Piste.

Unterhalb der Straße, am Talboden, sehen wir ab und zu etwas Hellblaues aufblitzen. Es ist die Gletschermilch des Rio Baker, die sich ein tiefes Bett in das Gestein gegraben hat. An einer Stelle weitet sich die Schlucht zu einem V und das Wasser brodeln darin wie in einem Whirlpool. Aus dem westlichen Arm des V fließt das türkise Wasser mit dem Abrieb der Gletscher des nördlichen Inlandeisfeldes, aus dem östliche Arm des V strömt dunkelblaues Wasser in das Becken. Die beiden Farben mischen sich erstaunlicherweise nur sehr zögerlich, fließen nebeneinander her, bevor sie sich allmählich verhaken, eindrehen und verschlingen. Die Mischung danach wird von der

Landkarte als Rio Baker bezeichnet, die Namen der beiden Zuflüsse kann ich nirgends finden.

Beim Parkplatz zum Mirador Confluencia Baker halten wir an. Wanderwege führen bis zum Ufer hinab. Die Luft ist warm, 20 Grad und ohne den üblichen Sturm empfinde ich die Temperatur wie brütende Hitze. Die Brise am Ufer des donnernden Flusses ist eine Wohltat. Wir stehen am Seitenarm des blauen Wassers, das hier über etliche Felsstufen gischtet, sodass der Boden unter unseren Füßen vibriert. Ein herrlicher Anblick. Diese ungezähmte Gewalt, das Farbenspiel zwischen Licht und Blau und silbrigen Schaumkronen, der gläserne Sog, dort wo die Strömung nicht abreißt und die Becken, in den die Flüssigkeit von unten her aufwallt, als würde sie kochen.

Vom Sprühnebel angefeuchtet setzen wir die staubige Fahrt bis zur Ortschaft Puerto Bertrand fort und kommen dort wie paniert an. Sand knirscht zwischen den Zähnen, rieselt über die Landkarte, haftet wie magnetisch am Display des Tablets.

Puerto Bertrand ist, wie der Name sagt, ein Hafen am Ausläufer des Lago Bertrand. Der Übergang zwischen See und Fluss (von dem ich glaube, dass es der Rio Baker ist) ist im wahrsten Wortsinn fließend. Das Wasser mit der eigentümlich blauen Farbe nimmt einfach allmählich Fahrt auf, ohne Wellen zu schlagen oder zu rauschen. Nur wenn ein Ast im vermeintlichen See treibt, erkennt man die starke Strömung.

Eigentlich hatte ich vor im See zu schwimmen. In der Hitze des Autos, die Sonne heizte uns ständig auf den Bauch, schwor ich, bei der nächsten Gelegenheit in das blaue Wasser zu springen um mir Staub und Schweiß abzuwaschen.

„Was ist jetzt?“, fragt Markus, der im Anorak auf einer Parkbank im Hafen sitzt und mir zusieht, wie ich mit bloßen Füßen die Temperatur des Sees prüfe.

Schneewasser. Eiskalt.

Ich lasse meinen Bikini im mitgebrachten Handtuch eingewickelt.

Zu Markus sage ich, es habe für meinen Geschmack zu viele Zuschauer hier.

Er blickt sich erstaunt um. Da ist niemand.

„Vorher stand dort hinten ein alter Mann am Balkon und sah herunter“, sage ich, „und eine Frau ging vorbei.“

Ich schalte das Notfallhandy ein und gleich kommt eine SMS von Timo, dass er jetzt erreichbar sei. Was für ein Zufall! Endlich Empfang und Timo hat Zeit. Ich schildere ihm die Warnung mit dem Service, aber er beruhigt uns. Wir bräuchten in keine Werkstatt zu fahren, es sei so, wie Markus vermutet habe, bloß die Standardmeldung bei 10.000 Kilometer. Wir sollen sie einfach ignorieren.

Von Puerto Bertrand windet sich die Straße eine Anhöhe hinauf um später wieder auf Niveau des Seespiegels hinunter zu führen. Der kurze Abstecher in die Hügel vermittelt den Eindruck, man habe einen neuen See vor sich. Aber eigentlich hängt hier alles zusammen und bildet den Lago General Carrera, einen vielarmigen Kraken, dessen dicker Kopf in Argentinien liegt und dort Lago Buenos Aires heißt. Die Wasserfläche umfasst rund 2.000 km² und wir sehen nur die westlichsten Ausläufer davon.

Markus bleibt nochmals stehen.

„Hier bist du einsam“, sagt er und deutet auf den Kiesstrand, der von blühenden Heckenrosen gesäumt ist. Das glasklare Wasser schwappt in kleinen Wellen heran und lässt die Kiesel klackern. Ein Idyll, stimmt. Aber trotzdem zu kalt für ein Bad. Auf den Bergen ringsum liegt Schnee und ich warte lieber auf eine heiße Dusche heute Abend.

Die Strecke entlang des Ufers ist malerisch schön. Lupinen, weiß, gelb und violett wachsen direkt am staubigen Straßenrand, dahinter breiten sich Ginsterbüsche aus, deren dottergelbe Blüten süßen Duft verströmen und schließlich wuchern Heckenrosen ungehemmt in die Höhe, eine grüne Barriere mit rosa Blumen geschmückt.

Hinter der bunten Pracht leuchtet der See, in den seichten Lagunen mintgrün, in der Mitte blau wie der Himmel. Ab und zu schiebt ein Zufluss braunes Wasser weit in den See hinein, bis sich die Sedimente gesetzt haben. Es gibt sumpfige Uferbereiche mit hellgrünem Schilf und unzähligen weißen Vögeln, aber auch dunklen Schlamm, in dem Flamingos umherwaten. Am gegenüber liegenden Ufer erhebt sich eine mächtige Bergkette, bis zur halben Höhe hinauf bewaldet, darüber rötlich braunes Geröll, das oben von einer Eiskappe bedeckt ist. Der späte Nachmittagshimmel ist blassblau und mit Schäfchenwolken getupft.

Und als ob es nicht schon kitschig genug wäre, rollen wir auf eine marillenfarbene Hängebrücke zu, die sich über einen Seitenarm des Lago General spannt. Wer diese Bemalung gewählt hat, hat etwas von Farbharmonie verstanden, denke ich mir. Besser könnte die Brücke nicht zum Himmel, den Lupinen und dem Seeblau passen.

Es ist schon später Nachmittag und wir sind hungrig und müde. Am liebsten wäre uns einer der in der Karte eingezeichneten Campingplätze. Aber wir finden keinen. Zeigt das GPS an, dass wir uns in unmittelbarer Nähe befinden, schauen wir uns die Augen aus dem Kopf. Nichts. Staub und Wildnis. Kein Schild, kein Hinweis. Ganz zu schweigen von einem Restaurant oder einer Duschköglichkeit. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als bis zur nächsten Ortschaft Puerto Río Tranquilo zu fahren.

Es ist 19:00 Uhr, als wir dort ankommen. Nach einer sinnlosen Runde durch die engen Gassen, suchen wir in einer Touristeninfo um Hilfe.

„Wo gibt es hier einen Campingplatz mit heißer Dusche?“

Ratlose Gesichter.

Bis einer eine Idee hat. Hinter dem Friedhof, am Waldrand. Dort sei der einzige Campingplatz mit Dusche.

„Und ein Restaurant?“

Wieder betretenes Schweigen. Am Seeufer gäbe es abends gegrillten Fisch. Aber nur wenn das Wetter mitspiele.

Ich deutete auf ein Poster mit dem Bild der Marmorhöhlen. „Wie kommt da hin?“

Endlich habe ich das Richtige gefragt. Sie seien hier die erste Adresse für Kajaktouren zu den Höhlen, böten individuelle Paddelausflüge an, also nur für uns zwei und einem Guide.

„Morgen schon?“

„Kein Problem!“

Wir probieren Füßlinge, vereinbaren eine Uhrzeit, zahlen 70 US Dollar pro Person und fahren dann zum Campingplatz.

Die heiße Dusche ist ein Traum. Endlich wieder einmal Haare waschen! Wir bekommen sogar einen Stromanschluss und können unsere Elektronik im Auto laden. Wenn man die Mikrowelle, also unser Müllfach öffnet, geht automatisch das Licht an. Das ist Luxus. Mistkübelbeleuchtung.

Dafür ist das WLAN nicht zu gebrauchen und das angebotene Trinkwasser milchig trübe. Die anderen Touristen trinken es. Etwas Besseres gebe es hier nicht. Zum Glück haben wir noch unsere eiserne Reserve, doch morgen müssen wir unbedingt einkaufen.

Bis endlich alles erledigt ist – ich sichere die Bilder meiner Kamera auf einen USB Stick, da beim Kajakfahren ein Wasserschaden nicht auszuschließen ist – ist es fast Mitternacht. Das Abendessen bestand wieder einmal aus Nüssen, Keksen mit Butter, Schokolade und Getreidekaffee. Zunehmen werden wir in diesem Urlaub nicht.

CATEDRAL DE MÁRMOL

27. DEZEMBER 2016 MARMORHÖHLEN

Um neun Uhr finden wir uns am vereinbarten Treffpunkt ein. Unsere Schuhe und Schwimmwesten sind schon auf der Ladefläche eines Pickups verstaут. Wir brausen eine Viertelstunde über die Schotterpiste und steigen dann weiß gepudert aus. Unser Flehen, bitte die Fenster zu schließen, hatte der Fahrer ignoriert. Der Staub sei doch ohnehin schon überall, meinte er und klopfte mit der flachen Hand neben sich auf den Sitz. Eine graue Wolke in der Form eines Miniatompilzes stieg auf und gab ihm recht.

Wir waren skeptisch gewesen, ob der Ausflug heute überhaupt stattfinden würde. Denn in der Nacht hatten wir das Heulen eines Sturmes gehört, der über den See heranbrauste und an den Blechdächern von Puerto Río Tranquilo rüttelte. Von wegen Tranquilo.

Doch jetzt ist der See ruhig und glatt.

„Die Wolken werden sich noch lichten“, prophezeit unser Guide.

Am Kiesstrand liegen unsere Kajaks. Wir machen eine Sitzprobe und bekommen eine theoretische Einschulung, wie man einen Kajak steuern kann. Klingt einfach.

„Kann jeder“, sagt der Guide.

Dann schiebt er uns aufs Wasser hinaus. Im windgeschützten Bereich hinter einem kleinen Felsvorsprung sollten wir ein wenig üben, aber darauf achten, nicht über die gelbe Boje hinaus zu fahren. Dort gäbe es starke Strömungen.

Der Kajak fühlt sich furchtbar wackelig an.

„Die Knie nach außen pressen“, ruft der Guide.

Genau, das hilft, so kann ich mich im Kajak fixieren. Vorsichtig tauche ich das Paddel ein, links, rechts, und fahre Zickzack. Bis ich im gleichen Rhythmus mit den Füßen die kleinen Pedale antippe, die das Ruder hinten am Heck bewegen. Mit etwas Gefühl geht's dann schnur geradeaus.

Stolz blicke ich zu Markus hinüber. Wo ist er denn?

Hinter der gelben Boje und ruft verzweifelt, die Steuerung funktioniere bei ihm nicht. Der Guide dirigiert ihn geduldig zurück, prüft das Ruder und dann geht's los. Hinaus auf den See.

Kaum haben wir die schützende Bucht verlassen, bläst uns kräftiger Wind entgegen. Das Paddeln ist zwar mühsam, doch es ist ein herrliches Gefühl mit dem schlanken Kajak übers Wasser zu flitzen.

Der Guide lobt uns, gibt nur mehr die Richtung vor, dort zu jenem Felsinselchen, danach nahe ans Ufer und so weiter. Dann widmet er sich seinem Handy und bleibt weit zurück.

Markus und ich paddeln drauf los, die Sonne durchbricht die Wolken und unsere knallroten Kajaks gleiten über das leicht gerippte Blau dahin. Was für

ein Bild! Der Fotoapparat liegt in einem wasserdicht verschließbaren Beutel vor mir auf der Schürze, die gegen Spritzwasser schützt. Soll ich ihn jetzt schon auspacken? Lieber nicht.

Der Guide hatte gesagt, wir würden über eine halbe Stunde brauchen, bis wir die Marmorhöhlen erreichten. Ich kann es kaum fassen, dass ich bald mit eigenen Augen sehen werde, was uns 2011 unerreichbar schien. Damals, in einem Reisebüro in Puerto Natales, hing ein Foto von der Höhle und wir fragten, ob wir einen Ausflug dorthin buchen könnten.

Man lachte uns aus. Nannte uns die enorme Distanz und die schlechte Verkehrsanbindung. Mir ging das Bild seitdem nicht aus dem Kopf. Und nun bin ich bloß ein paar Paddelschläge weit davon entfernt. Die ungewohnte Bewegung brennt in meinen Oberarmmuskeln und der Gegenwind wird heftiger. Ich kämpfe mit vollem Einsatz um nicht hinter Markus zurückzufallen. Der Guide holt mich ein und fragt, wo ich das Kajakfahren gelernt habe. Er will nicht glauben, dass ich zum ersten Mal in so einem Ding sitze. Das freut mich. Intuitiv habe ich herausgefunden, wie man mit dem Körpergewicht den seitlichen Paddelimpuls abfängt, ohne dass man das Ruder betätigen muss. Denn das ist schwer zu dosieren und wenn man ein bisschen zuviel damit lenkt, bietet man dem Wind die Breitseite und mehr Angriffsfläche. Das kostet Kraft und die droht mir bald auszugehen.

Aber unser Ziel ist schon zu erkennen: eine in den See hinausragende Felsschulter, die vom Wasser derart unterspült ist, dass man meinen könnte sie stehe auf Stelzen.

Als wir ankommen, liegt alles noch im Schatten und ich bin fast ein wenig enttäuscht. Ein ausgewaschener Felsklotz, denke ich, nichts Besonderes. Bis wir unter ihn hineingleiten. Dann verschlägt es mir den Atem.

Die Felsdecke schwebt rund zwei Meter überm Wasser und sieht aus wie ein versteinertes Meer bei hohem Wellengang. Und das Erstaunlichste: die Wogen über unseren Köpfen sind blau! Spiegelt sich darin bloß die Farbe des Sees?

Ich paddle bis zu einer der Säulen, auf der der Felsklotz ruht. Hier ist das Gestein weiß und mit blauen Bändern marmoriert. Es glänzt wie feinstes Porzellan. Ich lege das Paddel auf meinen Kajak und fahre mit bloßem Finger über die Oberfläche. Sie ist nicht glatt, sondern besteht aus lauter kleinen Mulden, daumengroße Vertiefungen.

„Wie Hammerschlag“, sagt Markus beeindruckt und lässt seine Hand über den Marmor gleiten.

Die Sonnenstrahlen brechen durch die Wolkendecke und entzünden das Wasser. Unsere Kajaks gleiten auf türkischem Licht zwischen den Porzellanfelsen unter der blauen Gesteinsecke dahin. Ich habe noch nie etwas so Schönes und Außergewöhnliches gesehen.

Der Guide hat nur Augen für sein smartphone und lässt uns in Ruhe das Naturwunder erkunden.

Unter dem Felskopf auf Stelzen ist der See spiegelglatt und ich wage es die Kamera herauszunehmen. Markus' knallroter Kajak und seine gelbe Goretexjacke heben sich fotogen von diesen Blauschattierungen ab.

Das Wasser hat aus dem Felsen eine maximal vier Meter hohe Zone herausgewaschen, in der Mitte ist der Abstand zwischen Gesteinsdecke und Wasser etwas niedriger. Die Säulen, auf denen der Felskopf ruht, sehen aus, als wären sie von schwimmenden Bibern genagt worden. Die dünnste Stelle befindet sich auf Höhe des Wasserspiegels, nach oben und unten werden die Säulen dicker. Je weiter wir unter den ausgehöhlten Felsen hineinfahren, desto seichter wird das Wasser. Unter uns schimmert ebenfalls Marmor und wie in der Karibik über weißem Sandstrand ändert das Wasser seine Farbe vom Dunkelblau des unergründlichen Sees zum lichten Türkis. Durch Reflexionen an der porzellanartigen Oberfläche des Felsens entsteht der Eindruck, als wären unter Wasser Scheinwerfer installiert, die die Szenerie ausleuchten.

Der Guide winkt uns zu sich, sagt, wir sollten die Ruder hinten hochklappen, denn nun werde es eng und sehr seicht. Dann fährt er an den Säulen vorbei ins Innere der Marmorhöhlen. Ich bin erstaunt über das Labyrinth aus Nischen und Grotten, die so zusammenhängen, dass man unter dem gesamten Felskopf mit dem Kajak durchfahren kann.

Wir gleiten durch eine fantastische Märchenwelt wie in einer Jules Vernes Verfilmung. Der Querschnitt der Höhlen erinnert mich an Kirchturmzwiebeln. Über unseren Köpfen verengen sich die Wände zu einem dunkelblauen Spalt, während sie an der Seite etwas ausgebuchtet sind und gerade so viel Platz bieten, dass wir uns mit ausgestreckten Armen entlang hanteln können. Paddeln geht nicht mehr, außerdem ist das Wasser mitunter nur dreißig Zentimeter tief. Dann öffnet sich plötzlich eine große Halle, in der das Wasser mystisch leuchtet. An den Felswänden laufen kristalline Maserungen herab, als hätte man Farbkübel ausgegossen und die blauen, braunen und weißen Rinnsale wären zur Glasur erstarrt.

Immer wieder lockt uns der Guide zu neuen Abzweigungen und Verbindungen. Er kennt jeden Durchschlupf in diesem Labyrinth, das wesentlich geräumiger ist, als ich jemals gedacht hätte. Die Kamera habe ich inzwischen wieder wasserdicht verpackt. Vieles lässt sich gar nicht fotografisch einfangen. Der Blick nach draußen beispielsweise, wenn am Ende der Höhle das Wasser leuchtet, als würde man direkt auf den Himmel zusteuern. Oder die filigrane Marmorwand, die vom Wasser derart dünn geschliffen worden ist, dass das Licht durchscheinen kann – das ist nur etwas fürs Auge.

Nachdem wir kreuz und quer durch die Höhlen gefahren sind, kommen wir auf der Luvseite hinaus, wo der See schon lästige Wellen schlägt. Auch ein Besucherboot braust heran, bleibt in sicherer Entfernung stehen, sodass die Touristen an der Reling Fotos machen können, dann wendet es, damit auch die Personen von der anderen Seite knipsen können. Wir kehren rasch ins ruhigere Gewässer der Höhle zurück und ich spüre regelrecht, wie uns neidische Blicke verfolgen.

UNTERGANG

Als das Boot abdreht, wagen wir uns wieder aus der Deckung. Ich paddle ein Stückchen weit gegen die Strömung, weil ich aus der Distanz ein Übersichtsfoto machen möchte. Bei meiner Rückkehr sagt der Guide, er habe einen weiteren faszinierenden Duschschlupf für uns, den wir noch nicht kennen würden. Den letzten allerdings. Die Einfahrt in die Passage sei etwas knifflig, weil die Wellen seitlich gegen den Kajak schwappen würden. Ich konzentriere mich, beobachte den Guide vor mir und nach ein paar kräftigen Paddelschlägen habe ich die Schlüsselstelle gemeistert. Drinnen im ruhigen Gewässer, drehe ich mich zu Markus um, will schauen, wie es ihm ergeht.

Aber Markus ist verschwunden!

Mir stockt der Atem. Ich sehe nur den Kajak mit Kiel oben, von den Wellen gegen einen Felsen gepresst. Kein Markus, kein gelber Anorak, nichts. Ich schreie aus Leibeskräften, „Schaaatz!“ sicher zehnmal hintereinander, während sich mein Herz zusammenkrampft. Doch der Guide reagiert nicht gleich, weil das Wellengeplätscher und das Geheul des Windes meine Stimme verzerren. Als er endlich merkt, was los ist, dauert es eine gefühlte Ewigkeit, bis er rückwärts aus der engen Passage stoßen und zu Markus' Kajak paddeln kann. Es dauert viel zu lange. Ich schreie und schreie, weil ich genau weiß, wie kurz die Zeit ist, die man unter Wasser überleben kann. Ich schreie in Panik, weil ich Markus nicht sehe, sondern nur den umgekehrten Kajak und mit dem Schlimmsten rechne. Ich schreie, weil ich noch nie so einen Schmerz verspürt habe wie in diesen langen Minuten.

Endlich taucht Markus auf, sein Stirnband ist quer übers Gesicht gerutscht wie bei einem Piraten mit Augenbinde. Er prustet und hustet und hält sich am Felsen fest. Offenbar kann er dort stehen. Der Guide ist bei ihm, dreht den Kajak um und schöpft Wasser heraus.

Ich schnappe nach Luft und presse die Hände an mein Herz. Erst jetzt rinnen die Tränen. Vor Erleichterung oder als Nachwirkung vom Schock. Ich zittere am ganzen Körper, merke wie schwarze Punkte vor meinen Augen tanzen, sich verdichten wollen. Eine Ohnmacht droht. Alles ist gut, sage ich zu mir,

alles ist gut. Langsam atmen, ein, aus, alles ist gut. Ich rede mir zu, als wolle ich ein Kind beruhigen.

Zwischenzeitlich hat der Guide Markus wieder in den Kajak geholfen und die beiden kommen zu mir her. Ich bin froh, dass ich eine dunkle Sonnenbrille auf habe, die meine verheulten Augen verdeckt.

Denn Markus lacht, sagt, es sei doch gar nichts passiert, will amüsiert wissen, weshalb ich denn so geschrien hätte.

Für ihn war es nur ein nasses und kaltes Erlebnis gewesen. Er habe sich nach mir umdrehen wollen, dabei das Gleichgewicht verloren und schon sei der Kajak gekippt. Zuerst habe er eine Eskimorolle probieren wollen, aber da er nur theoretisch wisse, wie sie funktioniere, habe er gedacht, es sei wohl besser aus dem Kajak auszusteigen. Er sei höchstens ein paar Sekunden unter Wasser gewesen. Nicht einige Minuten, wie ich mit meinem Hang zur Dramatisierung behaupten würde.

Es waren Minuten gewesen. Aus meiner Perspektive. Denn Markus war hinter dem gekippten Kajak aufgetaucht und da konnte ich ihn naturgemäß nicht sehen. Erst als er sich am Felsen aufrichtete. Und bis dahin waren Minuten vergangen. Grauensvolle Minuten, die sich anfühlten, als würde man mir das Herz aus dem Leib reißen.

Dem Guide steht der Schrecken ebenfalls ins Gesicht geschrieben. So harmlos, wie Markus den Vorfall schildert, kam er ihm wohl auch nicht vor.

Was nun?

„Ist dir nicht kalt?“, frage ich Markus.

Nicht, wenn er sich bewege, sagt er und paddelt zur nächsten Höhle. Wir besichtigen einen weiteren ausgewaschenen Felsen, aber seine Schönheit berührt mich nicht mehr. Mein Verstand weiß zwar, dass nichts passiert ist, aber in meinem Herz klingt der Schmerz noch nach. Ich fühle mich inwendig wund und bin froh, als Markus sagt, er würde nun doch lieber umkehren, bevor er sich im stärker werdenden Wind erkälte.

Statt wie erhofft auf dem Rückweg vom Wind angeschoben zu werden, bläst er uns schon wieder entgegen. Meine verkrampften Muskeln schmerzen und ich bin ziemlich erschöpft, als wir endlich den Strand erreichen. Markus bibbert am ganzen Körper, zum Glück hat er trockene Sachen dabei.

Wir fahren direkt zum Campingplatz, damit Markus heiß duschen kann. Ich schrubbe und schwemme derweil seine Kleidung, obwohl ich die Arme vor Muskelkater kaum mehr bewegen kann.

GRÜEZI IM BEPPOMOBIL

Danach kaufen wir im Supermarkt Lebensmittel und Dinge ein, die schon lange auf unserer Wunschliste standen. Arbeitshandschuhe – man weiß ja nie, ob man mal einen Reifen wechseln oder einen leckenden Kanister anfassen muss. Auch einen Nagel und Klebeband bekommen wir hier, nützliche Utensilien, um Markus Brillenbügel zu reparieren, der beim Tauchgang abgebrochen ist.

Am Seestrand suchen wir uns ein schönes Plätzchen und spannen Gleitschirmleinen zwischen den Bäumen, damit Markus' Sachen trocknen können. Während sich Anorak, Hose und Pullover im Wind blähen, sitzen wir vor Tomatensuppe und heißem Tee und schauen die Fotobeute durch. Zum Glück hatte ich die Kamera!

Draußen dröhnt ein Ungetüm vorbei, das wie ein gepanzerter Lastwagen aussieht. Das Fahrzeug parkt direkt am Ufer, wo es keinerlei Deckung vor dem immer stärker werdenden Sturm hat.

„Das braucht es wohl nicht“, sagt Markus mit Blick aus dem Fenster.

„Was ist das?“, frage ich. „Militär?“

„Mit Schweizer Kennzeichen?“, lacht Markus.

Eine Tür geht auf, eine Treppe klappt herunter und ein riesiger, zotteliger Hund steigt aus, als wäre er ein Spähposten aus der Arche Noah. Nach Beschnüffelung des Kiesbodens blickt er zu uns herüber und trabt los. Aber nicht wir haben es ihm angetan, sondern die Bäume, um die wir die Wäscheleine gespannt haben. Erst als jeder markiert ist, trottet das Tier wieder zurück. Als ich hinausblicke, sehe ich angepinkelte Autoreifen. Wir gehören nun auch zu seinem Revier. Zum Glück hing die Wäsche hoch genug.

Markus legt sich zu einem Nickerchen hin und ich gehe die Nachbarn inspizieren. Zwischenzeitlich ist ein Mann ausgestiegen und aufs Dach seines Fahrzeugs geklettert, wo er versucht ein Windrad zu befestigen. Doch der Sturm reißt es ihm fast aus den Händen. Mein „Grüezi“ fliegt ungehört an dem Mann vorbei. Dafür legt mir der Riesenhund seine Vorderpfoten auf die Brust und wirft mich fast um.

Eine Frauenstimme rettet mich. Sie beordert den Hund in das Fahrzeug zurück, dann fragt sie mich auf Englisch, was ich wolle.

Ich antworte in breitem Vorarlberger Dialekt, worauf sie ins Spanisch wechselt.

Man rechnet hier nicht damit, Nachbarn zu treffen.

Erst beim zweiten Anlauf versteht sie mich: „Ah Österreicher, willkommen im Beppomobil“.

So nennt Renate den panzerähnlichen Lastwagen, den Bruno und sie zu einem Camper ausgebaut haben.

Es ist mühsam gegen den Sturm anschreiend ein Gespräch zu führen und weil auch noch erste Regentropfen fallen, verabschiede ich mich und renne zurück um die Wäsche ins Trockene zu retten.

Markus ist aufgewacht und späht schlaftrunken in den Regen hinaus.

„Wir haben Glück mit dem Wetter gehabt“, sagt er. „Wir hätten heute nass werden können.“

„Das hast du auch ohne Regen geschafft“, erinnere ich ihn.

„Ich bin wenigstens im See geschwommen, in dem du angeblich gerne baden wolltest, es aber nie getan hast!“

Es klopft an der Tür.

Renate steht mit windzerzaustem Haar draußen und lädt uns zum „Schnoddera“ ein. Zu was?

„Zum Plauschen“, lacht sie. „Kennt ihr den Ausdruck *Schnoddera* nicht? Egal, kommt einfach rüber zu uns.“

Wir betreten ihre Wohnburg und staunen. Da ist alles enthalten: Küche, Bad, Waschmaschine, richtige Möbel und Strom.

„Vom Windrad!“ sagt Bruno und liest an einer Anzeige ab, wie viel Watt es gerade liefert. Draußen heult der Sturm.

Renate stellt frische Karottensticks und einen Dip aus Topfencreme vor uns auf den Tisch. Bruno entkorkt eine Flasche Malbec und wir stoßen auf das Reisen an.

Die beiden sind seit 16 Jahren mit ihrem Beppomobil unterwegs. Damals gab es nur wenige Camper und so einen umgebauten Lastwagen, einen MAN, hatte noch nie jemand gesehen. Die Einheimischen waren misstrauisch. Die Schweizer wurden schon verdächtigt mit dem Riesending vorzufahren, um Rinder zu klauen. Aber die meisten Probleme machten stets die Zöllner, berichten sie. Wegen der Einfuhrbeschränkung von Lebensmitteln, an die sich Bruno aus Prinzip nicht halten will.

Während am Herd Kartoffel kochen, zeigt uns Bruno am Laptop Bilder und Videos von ihrem Abstecher in die Antarktis. Diese Schiffsreise zähle, obwohl sie wirklich viel von der Welt gesehen haben, zu ihrem schönsten Erlebnis, schwärmt Renate.

Ich berichte von der Marmorhöhle heute und bin erstaunt, dass die beiden noch nicht dort waren. Der Preis von 70 Dollar pro Person habe sie abgeschreckt, sagt Bruno. Sie müssten sparsam haushalten.

„Und wie viel Liter Diesel braucht der Lastwagen auf 100 Kilometer?“, fragt Markus provokant.

Bruno wechselt das Thema, erzählt verrückte Geschichten aus Nordamerika. Wo Kinder zwar Waffen aber keine Weinflasche sehen dürfen. So habe eine junge Kassiererin im Supermarkt den Alarmknopf gedrückt, als sein Bier am Förderband anrollte. Die Abrechnung musste eine ältere Kollegin vornehmen, erst danach durfte die erst Zwanzigjährige wieder an ihren Platz zurück. Ein anderes Mal habe er keine Spraydose kaufen dürfen, weil darin Alkohol enthalten sei und er keinen Ausweis vorzeigen konnte, um seine Volljährigkeit zu beweisen. Seine grauen Haare genühten nicht als Indiz.

Renate serviert die Schüssel mit dampfenden Pellkartoffeln. Dazu gibt es verschiedene Käsesorten und frischen Salat. Wir lassen uns nicht zweimal bitten. Was für eine Köstlichkeit nach all den Hungertagen und den wässrigen Pürees!

Wir sitzen noch lange bei „Rönat“ und Bruno und lassen uns Tipps zur Reiseroute geben. Den Gletscher im nahegelegenen Valle Exploradores könnten wir uns sparen, meinen sie. Aber sollten wir tatsächlich über den Paso de Agua Negra in Angriff nehmen, so könnten wir zuvor bei einem Bekannten von ihnen übernachten. Der habe sie damals in seinem Innenhof parken lassen und dafür habe Renate seiner Frau das Backen von frischem Zopf beigebracht.

Als wir uns spätabends verabschieden, habe ich sowohl den Namen dieser Bekannten als auch deren Wohnort vergessen. Hängengeblieben sind nur die Hundehaare.

Und unser Camper kommt mir auf einmal bedrückend klein vor. Wie er im Wind schwankt, oder ist es der Wein?

28. DEZEMBER 2016 CARRETERA AUSTRAL

Die Kaltfront zog in der Nacht über uns hinweg, jetzt, beim Frühstück, nieselt es nur mehr leicht. Überm See liegt die graue Wolkendecke derart tief, als wolle sie das Wasser für den nächsten Regen tanken.

Bei diesem Wetter fällt die Entscheidung zur Weiterfahrt leicht. Zumal der geplante Ausflug ins Valle Exploradores laut Renate die Mühsal auf der schlechten Straße nicht wert sei und ans Wandern nicht zu denken ist.

Die Carretera Austral folgt zunächst dem nördlichen Seitenarm des Lago General. Durch den Regen ist der weiße Schotter feucht und staubt nicht, auch die Blumen strahlen frisch gewaschen am Wegrand. Wir fahren durch ein Blühidyll. Als sich das Wetter etwas bessert und der See mintblau schimmert, muss Markus oft anhalten, damit ich die Blumenpracht am Ufer

fotografieren kann. Mal sind es Lupinen, die entweder gelbe oder dunkelviolette Gruppen bilden, dann wieder Heckenrosen, die sich mit Sträuchern blühender Fuchsien abwechseln. Wir durchfahren düstere Alleen aus riesigen Laubbäumen, die sich von beiden Seiten her der Fahrbahnmitte zuneigen und ein grünes Zeltdach formen, kurz darauf queren wir wiederum offenes Grasland, das bis auf Büschel langstieliger rosa Glockenblumen, die offenbar nicht gut schmecken, komplett abgeweidet ist. Rinder oder Schafe sehen wir keine, dafür jede Menge Vögel.

Markus rückt mit seiner Spiegelreflexkamera aus. Eine Gruppe Ibisse tummelt sich zwischen den Glockenblumen. Es sind prächtige Vögel auf roten Beinen, die mit ihrem sehr langen und nach unten gebogenen Schnabel dicke Würmer aus dem Boden ziehen. Ihr ockerfarbener Körper wird von grau-schwarzen Flügeln bedeckt und auf dem Kopf sitzt ein goldbrauner Schopf.

Neben den Ibissen watscheln Enten und Gänse über die Wiese, in schnatterndes Geschimpfe vertieft. Vielleicht beschweren sie sich über den wieder einsetzenden kräftigen Regen, der uns zurück ins Auto treibt.

Am Ende des Sees, der eigentlich ein Anfang ist, da hier der Fluss Rio Murta einmündet, folgt die Ruta Nr. 7 dem Flusstal durch Bambushaine und trockene Kieslandschaften, auf denen hohe Disteln und Königskerzen für Farbtupfer sorgen. Am eindrucklichsten ist jedoch die Nalca-Pflanze, die im Straßengraben wuchert. Ein rhabarberartiges Gewächs, mit Blättern größer als ein Regenschirm. Die *Gunnera tinctoria*, so die lateinische Bezeichnung, erinnert mich an überdimensionalen Huflattich, nur zackiger in der Form. Drei Meter Durchmesser können die Blätter erreichen. Ihre Stängel sind mit stacheligen Auswüchsen genoppt und die Blütendolden, die dem verholzten Schaft entspringen, sind dick wie ein Oberschenkel. Ich hocke mich unter das imposante Blattwerk und betrachte die Welt aus der Froschperspektive. Wie grün der Himmel leuchtet!

Die Fahrbahn ist inzwischen wieder trocken geworden und eine dichte Staubwolke, ärger als Nebel, liegt meterhoch über dem Boden. Kaum hat sie die Tendenz sich zu setzen, kommt das nächste Auto entgegen und wirbelt weiteren Dreck in die Luft.

Das Problem dabei sind nicht bloß die kratzigen Augen und Atemwege – wir sehen auch nicht weit. Und weil die Piste an den Rändern nur aus Schlaglöchern besteht, fahren wir am liebsten in der Mitte. Die anderen Lenker auch. Allerdings mit deutlich größerer Geschwindigkeit als wir.

Taucht plötzlich ein Fahrzeug in dem Nebel auf, muss erst „ausverhandelt“ werden, wer die stärkeren Nerven hat und sich durchsetzt. Meist sind wir es, die freiwillig auf das schadhafte Bankett ausweichen.

Einmal kommt uns in einer engen und unübersichtlichen Kurve ein LKW entgegen, der hinter sich an einer Abschleppstange einen Autobus nachzieht und somit die gesamte Fahrbahn beansprucht. Markus bleibt nichts anderes übrig, als in den Straßengraben, der an dieser Stelle ausnahmsweise nicht so tief wie sonst ist, auszuweichen.

„Uff, das war knapp!“, sagt Markus und lenkt den Camper vorsichtig wieder auf die Straße zurück. Ein seltsames Geräusch begleitet uns. Oder stammt es noch vom Lastwagen hinter uns?

Nein, es folgt uns.

Wir fahren hundert Meter weiter, dann bleiben wir stehen. Vielleicht hat sich ein Ast, der dieses schleifende Geräusch erzeugt, irgendwo verfangen?

Als ich aussteige und den luftleeren Hinterreifen sehe, entfährt mir ein lauter Fluch.

„Wir haben einen Platten“, rufe ich Markus zu, der mit einem entsetzten „Nein!“ antwortet.

Leugnen nützt nichts. Wir müssen den Reifen wechseln. Und zwar jetzt, hier am Rand der dreckigen Piste. Wie ich dieses im Hier-und-Jetzt-Sein Mantra der Halberleuchteten hasse. Ich wäre momentan viel lieber eine Stunde in der Zukunft!

HILFE AUS BRASILIAN

Der Camper lastet schwer auf der Felge, wir können keinen Meter weiter fahren. Zum Glück stehen wir auf einem geraden Streckenabschnitt, wo der Gegenverkehr mit etwas Geschick an uns vorbei kommen müsste.

Ich krame die gestern gekauften Arbeitshandschuhe hervor. Da hatte ich wohl eine Vorahnung? Und das Werkzeug? Liegt unter den verdammten Campingstühlen begraben, die wir aus der Dusche hinter die Autositze verbannt haben. Wir haben sie noch kein einziges Mal bisher gebraucht. Darüber stapeln sich unsere Trekkingrucksäcke, die wir wohl ebenso wenig benutzen werden. Jetzt müssen wir alles umladen.

Vor kurzem ist hier etwas Regen gefallen, der die oberste Staubschicht der Fahrbahn in klebrigen Schlamm verwandelt hat. Er haftet an den Schuhen wie Hundekacke. Man kann nichts auf den Boden legen.

Schon gar nicht Markus!

Ich zerre daher die Fußmatten heraus und platziere sie neben den Platten. Während ich weiter nach dem Werkzeug wühle, robbt Markus unter den Karren.

„Oje“, sagt er, und als er wieder hervorkommt: „Das wird schwierig werden.“ Ich habe inzwischen zwei Wagenheber gefunden. Timo hatte gesagt, den großen bräuchten wir nur, falls wir einmal viel Luft unterm Auto hätten.

Danach sieht es nicht aus. Zwischen Karosserie und Dreck ist nur ein schmaler Spalt.

Ein Tourbus hält an, der Fahrer fragt, ob wir Hilfe benötigten. Wir verneinen und die Gäste, die hinten drinnen sitzen, wirken erleichtert, dass ihre Reise ohne Unterbrechung weitergeht.

„Das war wohl eine Lüge“, sage ich zu Markus, der mir ziemlich ratlos vorkommt.

Er gibt zu, dass er nicht wisse, wo genau er den Wagenheber ansetzen müsse, der noch dazu viel zu klein sei.

Als er mit dem zweiten Wagenheber herumfuhrwerkelt, bleibt wieder ein Auto stehen. Der Fahrer, ein Brasilianer, steigt aus, besieht sich den Platten und sagt etwas zu uns. Wir verstehen kein Wort. Ich probiere es auf Spanisch und Englisch, nun ist er es, der nichts versteht.

Aber für den Mann ist die Situation ohnehin klar. Er öffnet seinen Kofferraum, holt eine Tasche voller Werkzeug hervor und schubst unsere Wagenheber mit einer lächerlichen Handbewegung beiseite. Kurz darauf liegt er unter unserem Auto im Dreck, bockt den Camper auf, verlangt mit Gesten nach dem Reserverad. Markus zeigt auf das, das unterm Auto befestigt ist. Der Brasilianer deutet auf das, das neben dem Campereingang montiert ist. Er bestimmt. Die Schutzhülle ist noch von dem ausgelaufenen Diesel und der darauf verkrusteten Staubschicht überzogen. Ich versuche das Ding in einer Wasserlacke zu reinigen.

Plötzlich steht ein Mädchen neben mir. Mit einem Fotoapparat. Sie kann ein paar Worte Englisch und stellt sich als Samsara vor. Sie sei die Tochter des Brasilianers und würde ihn gern bei der Arbeit fotografieren. Ob ich es erlauben würde?

Nur zu! Ich habe ohnehin ein furchtbar schlechtes Gewissen, weil ich bloß tatenlos zusehen kann, wie ein wildfremder Mensch für uns im Schlamm robbt und sich abschuftet.

Nebenbei zeigt er Markus genau, auf was er achten muss – das geht auch ohne gemeinsame Sprache. Schwierig wird es bloß, als er bittet, die Handbremse zu lösen. Da brauchen wir etwas länger, bis wir den Sinn seiner Aufforderung verstehen. Aber der Mann ist sehr geduldig mit uns – er sieht wohl, wie nötig wir seine Hilfe haben.

Dann ist das Reserverad montiert und der Brasilianer, der aussieht als hätte er eine Runde Schlammcatching hinter sich, will sich verabschieden. Die einzige Gegenleistung, die er annimmt, ist das frische Wasser aus unserem Trinkwassertank, um sich die Hände zu waschen. Geld lehnt er entrüstet ab. Da fällt mir etwas ein und ich hole rasch unseren Keks- und Schokoladevorrat und schenke ihn Samsara, die sich sehr darüber freut.

Nun steigt auch die Frau des Brasilianers aus, die die ganze Zeit im Auto verborgen war. Die Tochter übersetzt. Sie seien unterwegs zu einem Campingurlaub und es sei doch selbstverständlich, dass sich Reisende gegenseitig helfen.

Der Abschied ist so herzlich, als wären wir alte Freunde.

Dann stehen wir wieder allein in der Pampa und staunen immer noch. Wäre uns das in Vorarlberg auch passiert? Oder noch peinlicher: würden wir uns so ohne weiteres für einen anderen in den Dreck legen? Für einen komplett Unbekannten? Für einen feuchten Händedruck?

Darüber denken wir besser ein anderes Mal nach. Jetzt müssen wir das kaputte Rad auf die Halterung des Reserverades hieven. Wir setzen ein paar Mal an, doch irgendwas will nicht passen.

Das Loch in der Mitte der Felge ist ein paar Millimeter zu eng. Der Reifen kann nicht auf der Rückwand des Campers befestigt werden. Die „das darf doch nicht wahr sein?“ – Frage verschieben wir auch auf später. Was nun?

Es gibt nur eine Möglichkeit: der dreckige Reifen muss in den Camper hinein. Wir rollen das Ding in unsere gute Stube, packen die sinnlosen Campingstühle dazu und fahren vorsichtig weiter. Der Reifendruck des frisch montierten Reserverades passt nämlich nicht. Wir brauchen dringend eine Tankstelle. Die digitale Karte OSMAND kennt in der nächsten Ortschaft, im 45 Kilometer weit entfernten Cerro Castillo aber keine Tankstelle. Das ist nicht gut.

Wir können die schöne Landschaft ringsum kaum genießen. Die Wolken lichten sich, geben vergletscherte Berge frei, doch wir sind gedanklich nur beim Reifenschaden. Wir ärgern uns über Holiday Rent, die Camperverleihfirma. Dass man uns ein Reserverad mit zu geringem Luftdruck mitgeben hat und dass die Felge überdies nicht auf die Halterung passt. Ein Reifenschaden kann passieren, aber die anderen Probleme müssten nicht sein.

Cerro Castillo ist ein winziges Dorf. Kein Wunder, dass es keine Tankstelle gibt. Stattdessen finden wir ein Restaurant. Nach einer ersten generellen Ablehnung – es gibt nichts Fleischloses, Nada – ist die Köchin bereit, uns gekochten Reis mit Spuren von Gemüse und je zwei Spiegeleiern zu servieren. Als wir bezahlen, sagt sie, es gebe sehr wohl eine Tankstelle hier. Wir rumpeln daraufhin durch die drei Querstraßen des Dorfes und entdecken einen wunderschönen Campingplatz, wo ein Mann mit einem dicken Schlauch gerade Blumen trinkt.

Wir dürfen mitten auf der Wiese parken und unsere Wasservorräte auffüllen. Die trübe Suppe von Puerto Río Tranquilo lassen wir natürlich zuerst ab. Bald



Catedral de Mármol





Ibisse im Regen



Martina zwischen
Nalca-Blättern

Brasilianer am Boden



Chilene in der Werkstatt



breitet sich ein See um unser Auto aus. Gerne würden wir an Ort und Stelle auch den dreckigen Reifen und den Campergang waschen, aber das würde die Geduld des Campingplatzbesitzers wahrscheinlich übersteigen.

Wir verlassen Cerro Castillo über eine letzte unbekannte Seitenstraße in der Hoffnung, die geheime Tankstelle doch noch zu entdecken. Diesel gibt es nirgends, stattdessen eine Werkstatt. *Vulkanisation* steht auf einem Schild und zu beiden Seiten des großen Garagentores stapeln sich Reifen. Was für ein Glück, ein chilenischer Reifenprofi!

Spanischkenntnisse sind nicht nötig, wir deuten dem Mechaniker wo das Problem liegt. Er rollt den kaputten Reifen aus dem Camper, detektiert das Loch, steckt einen Nagel rein und lässt die Luft ab. Mit bloßen Händen tastet er nun innen nach dem Nagel, raut dort die Gummioberfläche auf und pickt einen Flicker darauf, als hätte er einen Fahrradschlauch repariert. Das war's. Als ich auf einem Zettel die notwendigen sieben PSI Reifendruck schreibe, schüttelt er entsetzt den Kopf. Höchstens fünf deutet er mit den ausgestreckten Fingern seiner Hand. Wir einigen uns auf sechs.

Der Mechaniker moniert den geflickten Reifen wieder auf die Hinterachse, füllt auch das Reserverad auf die gewünschten sechs PSI und bringt es an der Camperrückwand an. Als er statt der verlangten 12.000 Pesos 15.000 (entspricht 20 Euro) von mir bekommt, strahlt er glücklich und hilft, die zwischenzeitlich von mir geputzte Schutzhülle übers Reserverad zu stülpen. Er winkt uns nach, als wir wegfahren.

Es ist 15:30 Uhr. Der Platten hat uns einige Zeit gekostet. Sollen wir zum schönen Campingplatz zurückkehren oder uns unterwegs einen Stellplatz suchen? Wir fahren weiter.

Hinter Cerro Castillo beginnt Asphalt. Nein, es ist Beton! Egal, Hauptsache, der Schotter hat ein Ende. Über sanft ansteigende Hügel windet sich die Betonschlange einen Pass hinauf, bevor sie den Nationalpark Cerro Castillo quert. Wüste braune und graue Geröllberge tauchen überm Wald auf, werden zunehmend schroffer und felsiger. Wind fegt über die Landschaft und die Bäume biegen sich unter seiner Gewalt. Es gibt nirgends einen Stellplatz für den Camper. Der Wegweiser mit Zeltsymbol führt uns zu einem düsteren, morastigen Forstweg, auf dem wir beinahe verhängen, eine andere Abzweigung bringt uns auf eine Hochebene, die uns zeigt, wie schön das Rinderleben sein kann. Aber die sehr schmale Schotterpiste, die wir wegen der „Plätzlesuche“ gegen den Asphalt eingetauscht haben, wartet nur mit wellblechartigen Rippen und beidseitigem Stacheldraht auf. Keine Chance, irgendwo den Camper zu parken.

Kurz vor dem Dorf El Blanco erreichen wir endlich wieder die Hauptstraße. El Blanco besitzt zwei Brücken. Hinter einer können wir zum sandigen Ufer des Río Blanco hinabfahren. An sich ein schöner Platz, nur leider waren andere vor uns da. Abfall hängt im Gebüsch und hinter einem Steinwall hat sich Klopapier im Gestrüpp verfangen. Dennoch ist es der einzige Platz, der im Lee von mächtigen Weiden Schutz vor dem Sturm bietet und der nicht direkt neben der Straße liegt.

Während Markus sich eine Innendusche gönnt, schwemme ich die verstaubte Wäsche im Fluss. Wenn ich den Müll ausblende, finde ich den Platz sogar romantisch.

Die Camperdusche ist fein. Timos behauptete bei der Übergabe zwar, dass wir sie kaum jemals benützen würden. Wegen der Arbeit. Zuerst muss man sie komplett ausräumen (das Bad ist ja unsere Rumpelkammer und beherbergt die Chemietoilette, den Stielbesen mit Kehrschaufel, sämtliche Wasserkannister, die Bergschuhe, den Campingtisch und bis vor kurzem noch die Campingstühle und Rucksäcke. Mitunter natürlich auch die nasse Wäsche und unser Regenzeug), danach trocken wischen und alles wieder einräumen. Eine ziemliche Prozedur, um sich ein bisschen warmes Wasser über den Körper rinnen zu lassen. Timo schlug deshalb einen „Trick“ vor. Wir sollten den Brausekopf durchs Badfenster nach draußen halten und neben dem Camper im Freien duschen. Klang praktisch. Ist es aber nicht. Zumindest nicht im patagonischen Sturm, Dauerregen oder Schneetreiben. Hier am Fluss wäre es zwar nur der Wind, dafür könnten jederzeit Fußgänger vorbei spazieren. Also lieber geschützt innen in der kleinen Plastikkabine sitzen und die Mehrarbeit in Kauf nehmen.

Ich hatte mir auch nicht gedacht, dass wir abends immer „zu Hause“ essen würden. Aber unsere bisherigen Restaurantfahrten haben uns gelehrt, dass es kaum einen Unterschied macht, ob das Pfanni Kartoffelpüree im Gasthaus oder am eigenen Herd angerührt wird. Ich kann es allerdings mit Butter und Toastkäsescheiben im wahrsten Sinn des Wortes auffetten. Heute gibt es jedoch kalte Küche: Nüsse und Schokolade. Heiß sind nur der Tee und der Getreidekaffee.

29. DEZEMBER 2016 CARRETERA AUSTRAL

Auch der Wind hat in der Nacht geschlafen. Wir hörten bloß das Glucksen des Río Blanco und wurden am Morgen von Sonnenstrahlen geweckt. Beim Frühstück fallen sie durch die geöffnete Campertüre auf unsere Beine und wärmen die Waden. Ein herrlicher Tag unter wolkenlosem Himmel beginnt.

Gestern hatten wir bis spät abends die Reiseroute diskutiert. Sollten wir zurück nach Argentinien auf die Lee-Seite der Anden fahren um dort in der Wüste den versteinerten Wald bei Sarmiento zu besuchen? Es wäre eine Möglichkeit dem Regen zu entfliehen und die riesigen Baumstämme, die dort kreuz und quer in einer marsähnlichen Landschaft herumliegen und deren Wachstumsringe aus bunten Kristallen bestehen, mit eigenen Augen zu sehen. Der Ausflug nach Sarmiento betrüge 250 Kilometer in eine Richtung. Nach hiesigen Straßenverhältnissen eine strapaziöse Tagesreise. Blieben wir jedoch auf der chilenischen Seite der Anden, so kämen wir auf unserem Weg nach Norden zum Queulat Nationalpark mit Nebelwäldern und einem imposanten Hängegletscher.

Es war eine schwierige Entscheidung. Wüste oder Gletscher? Sonne oder Regen?

Wir haben uns schließlich für die nasse Andenseite entschieden und jetzt scheint die Sonne! Vielleicht hat sich die Wettersituation endlich geändert und das Tief dreht sich nun südlich von uns. Seit unserer Abreise aus El Chaltén hatten wir keinen Zugang zum Internet und daher auch keine aktuelle Prognose. In Coyhaique, der nächsten Stadt, hoffen wir auf ein gutes Restaurant mit WLAN.

Am Vormittag kurven wir durch hügeliges Farmland, das uns an den Bregenzerwald erinnert. Hinter den Graskuppen erheben sich unspektakuläre Berge, am Waldrand türmen sich die in Folie gewickelten Heuballen zu Plastikpyramiden. Wie bei uns zuhause.

Auf der asphaltierten Straße kommen wir gut voran und bald erreichen wir die ersten Häuser von Coyhaique. Es ist lange her, dass wir uns an Verkehrsschilder wie Einbahntafeln halten mussten. Und erst die Parkplatzsuche! Als wir endlich eine Lücke in der Nähe des Zentrums der Stadt, einer fünfeckigen Parkanlage, von der zehn Straße sternförmig ausgehen, gefunden haben, winkt uns ein Ladenbesitzer von dort energisch weg. Parken sei da nicht erlaubt, behauptet er und weist uns woanders ein.

„Hier ist es gut“, sagt der Mann schließlich und ich warte darauf, dass er Geld dafür will. Stattdessen sagt er, er werde ein Auge auf den Camper haben, wir bräuchten uns keine Sorgen zu machen.

Hätten wir uns denn welche machen sollen?

Timo hatte uns für Städte eine generelle Warnung mitgegeben. Die Schiebefenster seien nicht einbruchssicher, wir sollten daher nie Wertsachen im Camper zurücklassen. Tablet, Kamera, Geld und Pass schleppen wir ohnehin mit uns herum und die Schmutzwäsche wird uns wohl niemand klauen wollen. Jedenfalls wäre ich ohne diesen merkwürdigen Satz des Mannes gar nie auf die Idee gekommen, ich könnte mich unter potentiellen

Dieben bewegen. Im Gegenteil, die Menschen hier sind sehr offen, hilfsbereit und auf eine nette Art unverdorben. Sie wittern nicht hinter jedem Touristen einen Geldesel, den man melken muss.

Apropos Geld – wir brauchen dringend eine Bank mit Automat, um unseren Vorrat an Pesos aufzustocken, obwohl in Chile selbst eine Tasse Kaffee mit Kreditkarte bezahlt werden kann. Vielleicht käme man bargeldlos durch, aber ich möchte es nicht darauf ankommen lassen.

Mit prallen Geldtaschen setzen wir uns dann in ein Restaurant mit WIFI und trinken lokale Säfte. Ich probiere einen Sirup aus den Riesenblättern der Nalca-Pflanze, Markus nippt an gepressten Calafatebeeren. Der Inhalt meines Glases ist grasgrün, Markus' blau, schmecken tut beides gleich. Klebrig süß.

Die Wetterprognose sieht eigentlich unverändert schlecht aus. Den blauen Himmel über uns dürfte es eigentlich gar nicht geben.

„Vergiss es“, sagt Markus mit weiser Stimme, „es kommt sowieso wie's kommt.“

„Ja, es ist wie es ist“, antworte ich ebenso abgeklärt, „außer in den Bergen, denn dort -“

„- kann das Wetter innerhalb kürzester Zeit umschlagen!“ fällt mir Markus lachend ins Wort.

Hinter Coyhaique ist die Landschaft abwechslungsreich: imposante Felswände, dichte Wälder und am Straßenrand eine Vielzahl bunter Blumen. Nur wenige davon kenne ich mit Namen, Lupinen und Ginster, Glockenblumen, Eisenhut. Der Rest ist „sonstiges Blühkraut“, wie Markus es nennt. „Oder nein“, korrigiert er sich, „schreib, es seien exotische Dotterblumen!“

Dotterblumen sind nämlich die einzigen Blumen, die Markus namentlich kennt. Glaubt er zumindest. In Wirklichkeit hält er Trollblumen wegen ihrer kugeligen Blütenköpfe dafür.

Mama, die botanisch sehr bewandert ist und für jedes Pflänzchen den richtigen Namen weiß, zeigte sich anfangs schockiert über Markus' Blumenignoranz, wenn er jede Blüte als „Dotterblume“ bezeichnete. Ungläubig deutete sie einmal auf ihre blutroten Geranien am Fenster und fragte ihn, ob er ernsthaft meinen könnte, dass dies Dotterblumen seien.

„Natürlich“, antwortete er im Brustton der Überzeugung, „das sind rote Dotterblumen.“

Da erst merkte Mama, dass Markus sich über ihren Benennungszwang lustig machte, der sich nicht nur auf Blumen erstreckte, sondern auch auf Berggipfel. Die nannte er allesamt „Hügel“ um sie zu ärgern.

Ich bin in Gedanken immer noch bei Mama, der ich zuvor Mails von der Reise geschickt habe, als Markus in einem kleinen Kaff anhält. Vor einer kleinen Bude mit Wellblechdach steht eine Pappfigur. Sie zeigt einen Koch, der ein Grillhuhn serviert. Das Gebäude ist mit blau-roten Pepsi-Cola-Fahnen dekoriert und auf der Menütafel kann ich Papas Fritas entziffern.

„Sollen wir?“, fragt Markus.

Es ist Mittag und der Magen knurrt.

Bevor wir eintreten linsen wir durch die Fenster. Gedeckte Tische mit roten Tischdecken, weißen Servietten, Gläsern und Besteck. Es sieht sauber und einladend aus. Doch die Türe ist versperrt, obwohl hinter der Scheibe ein Schild mit der Aufschrift „abierto“ baumelt.

„Das gibt es doch nicht“, denke ich mir und rüttle an der Klinke, weil ich vermute, dass die Türe bloß klemmt.

„Lass mich mal“, sagt Markus und ist ebenso erfolglos.

Da entdecke ich einen Klingelknopf und läute. Drinnen schrillt eine Glocke und ein Mann kommt aus der Küche, putzt sich die Hände an einem Geschirrtuch ab und sperrt die Türe auf.

„Hola?“

Wir fragen, ob das Restaurant geöffnet sei.

„Natürlich“, sagt der Mann und fragt, während er aufs Schild deutet, ob wir nicht lesen könnten.

„Kommt rein!“

Sobald wir den Windfang durchschritten haben, sperrt der Mann hinter uns die Türe wieder ab. Zweimal dreht er den Schlüssel herum. Seltsam.

Als wir uns gesetzt haben, zählt uns der Wirt seine Menüvorschläge auf, bis wir ihn unterbrechen.

„Wir sind Vegetarier.“

Das tue ihm Leid, bekommen wir zur Antwort als hätten wir ihm vom Magenkrebs berichtet. Da könne er nichts machen, sagt er und räumt kurzerhand das Besteck weg.

„Halt! Warten Sie bitte“, flehe ich. „Sie haben doch sicher Pommes Frites?“

„Ja?“, sagt der Wirt zögerlich, als müsse er überlegen, welche Konsequenzen das haben könnte.

„Und Eier?“

„Auch Eier.“

„Na wunderbar“, sage ich, „dann bringen Sie uns bitte einen Teller Pommes Frites und je zwei Spiegeleier.“

Der Wirt mustert uns als wären wir Außerirdische und ich werde das Gefühl nicht los, dass er bereut, uns aufgesperrt zu haben. Dann – endlich - legt er Gabel und Messer wieder hin.

In Chile ist es üblich, vor der Hauptspeise Brot und Butter zu servieren. Das bringt ein wenig Abwechslung in unseren Speiseplan. Denn es gibt mehr Brot- als Pommes-Varianten.

Während wir unsere Pommes futtern, klingelt mehrmals die Türglocke. Der Wirt öffnet stets persönlich und sperrt hinter jedem Gast wieder geflissentlich ab. Einer vergisst seine Geldtasche und muss zurück zum Auto – schon ist die Türe hinter ihm zu und er muss erneut klingeln. Das nervt – vor allem den Wirt, der eigentlich in der Küche zu tun hätte. Jetzt bringt er das Menü für die Arbeiter. Monströse Brocken Fleisch türmen sich auf den Tellern, garniert mit zwei Kartoffelhälften. Gemüse? Fehlanzeige.

Wir sind mit dem Essen fertig und bestellen einen Kaffee.

Das dauere noch etwas, brummt der Wirt und zeigt zur Theke. Dort tröpfelt eine Maschine heißes Wasser in einen Filter mit Kaffeepulver. Das hellbraune, und bis es zu uns kommt, lauwarmer Gebräu schmeckt nur entfernt nach Kaffee. Selber Schuld. Hierzulande trinkt man Mate-Tee.

Wir fahren weiter auf der asphaltierten, teilweise sogar gepflasterten Straßen Westen, die Sonne scheint uns auf den Bauch und draußen hat es angenehme 23 Grad. Das Tal wird enger, schluchtiger und ehe wir uns versehen, haben wir die Abzweigung nach Norden erreicht. Eigentlich ist es keine Abzweigung, denn die Carretera Austral mit der Nr. 7 setzt ihren Weg einfach in anderer Richtung fort. Nur leider ohne Belag. Die gut ausgebaute Straße geht noch ein paar Kilometer weiter geradeaus zu den Hafenstädten Puerto Aysén und Puerto Chacabuco, wo sie am Meer endet.

Wir atmen indes wieder Staub, obwohl wir die Lüftung komplett zudreuen. Aber der weiße Nebel, der über der Schotterstraße wabert, dringt trotzdem ins Auto herein.

Es geht durch alpine Landschaften, mit Nadelwäldern und einem Wildbach, der durch ein steinernes Flussbett tost. Wir überholen Radfahrer, die komplett grau sind vor Staub und die sich einen Mundschutz vors Gesicht gebunden haben. Der Zustand der Straße ist ein Zustand! Grober Schotter mit faustgroßen, scharfkantigen Steinen machen Markus zu schaffen. Wie muss das erst mit einem Fahrrad sein?

Immer wieder halten wir an und werfen besorgte Blicke auf unsere Reifen. Aber sie sind prall vor Luft und allmählich kehrt unsere Zuversicht zurück. Jeder kann mal Pech haben und über einen Nagel oder ein spitzes Metallteil fahren, sagen wir.

Im Auto ist es ohne Lüftung bald stickig heiß und der Staub kratzt in Hals und Augen. Als ich einen Wegweiser zu einem Wasserfall entdecke, muss ich raus. Während ich mich im Gischtnebel des herabstürzenden Wassers kühle, wartet Markus beim Camper. Herrlich erfrischt kehre ich zurück, Haare und Kleidung noch feucht. Keine fünf Minuten später fühle ich mich wie mit Staub paniert.

„Ich wusste, dass es nichts bringt“, stellt Markus lakonisch fest.

„Ich hab dafür den Wasserfall gesehen!“, rechtfertige ich meinen Ausflug.

„Ich auch“, sagt Markus. „Durchs Fernglas.“

DER VERWUNSCHENE WALD

Knapp unterhalb eines Passes, bereits im Queulat Nationalpark, gibt es einen Wanderweg, der zweihundert Höhenmeter durch einen verwunschenen Wald zu einem Gletschersee hinauf führt. Es ist bereits vier Uhr, als wir dort ankommen. Der Campingplatz, unser heutiges Tagesziel, liegt jedoch hinter dem Pass tief unten im Tal. Die Fahrbahn ist in einem derart desolaten Zustand, dass wir die 33 Kilometer lange Strecke kein zweites Mal fahren wollen. Das bedeutet, entweder auf die Wanderung gänzlich zu verzichten, oder sie jetzt sofort zu unternehmen.

Wir entscheiden uns fürs Jetzt.

Macht ja nichts, wenn wir erst abends ankommen, sagen wir uns, der Campingplatz soll mit Restaurant und Duschen ausgestattet sein, sodass wir uns um nichts würden kümmern brauchen.

Am Eingang zum „Sendero del Bosque Encantada“ müssen wir nebst einigen Pesos auch unsere Passnummern abgeben und erhalten im Gegenzug dafür die Gruppennummer 27.

„Wofür?“, fragen wir belustigt.

Der Park schließe in zwei Stunden um 18:00 Uhr, erklärt man uns, und da müsse man wissen, ob noch Wanderer ausständig seien. Der Weg sei weit und beschwerlich und immer wieder kämen Personen aus Leichtsinn davon ab oder verletzten sich. Eine schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe für die Kontrollposten.

Kontrollposten? Wo sind wir denn da gelandet?

Der Parkwächter führt uns zu einer Schautafel, auf der der Wegverlauf eingezeichnet ist. Zweihundert Höhenmeter bis hinauf zum Gletschersee – aber so weit würden wir heute nicht mehr kommen, denn in zwei Stunden müssten wir schließlich wieder zurück sein, ermahnt uns der Mann.

„Das schaffen wir locker in einer Stunde“, raune ich Markus zu und verspreche dem Mann pünktlich zu sein.

Nach den ersten hundert Metern bin ich mir nicht mehr so sicher. Wir befinden uns in einer völlig anderen Welt, die uns augenblicklich absorbiert. Dass sich hinter uns Lastwagen den Pass hinauf quälen und Dieselmotoren schwarzen Qualm in den Straßenstaub husten, ist plötzlich unvorstellbar. Der Wald lässt weder Lärm noch Dreck in seine grüne Lunge eindringen. Menschen hätten ohne Werkzeug auch keine Chance gegen dieses pflanzliche Bollwerk. Nur Dank der Parkranger, die mit Motorsägen und Macheten einen Weg ins Dickicht gebahnt und Stege und Brücken angelegt haben, können wir uns hier bewegen.

Es ist ein kalter Urwald. Düster, grün und feucht. Jeder Zentimeter ist bewachsen, egal ob Totholz oder noch lebender Baum. Die Grenze ist mitunter nicht zu erkennen. Moose, Flechten und Schlingpflanzen wuchern auf den Stämmen zu dicken Teppichen, die in langen Fransen von den Zweigen herabhängen. Äste brechen unter dem Gewicht der auf ihnen wachsenden Pflanzen, stecken wie Geisterbäume im moorweichen Boden, während das Leben auf ihnen und im Boden ringsum weitergeht. Dieses ungezügelte Wachstum von Schmarotzerpflanzen auf den Bäumen lässt den Wald auf den ersten Blick gespenstisch erscheinen, man könnte hier einen Horrorfilm drehen – Invasion der Killermoose – oder man sieht genauer hin und entdeckt, dass das vermeintliche Chaos gar keines ist, sondern der ganze Wald in seiner Vielfalt wie ein einziger, perfekter Organismus funktioniert.

Die abgebrochenen Äste und umgefallenen Bäume reißen Lichtschneisen in das Dickicht und die wenigen Sonnenstrahlen reichen aus, um Blumen hervorzulocken. In auffälliger Farbe, einer Mischung aus rot und violett - wahrscheinlich müsste man es magenta nennen, leuchten die Blüten einer Kletterpflanze überall dort, wo die Sonne hinkommt.

Aber es sind nur kleine Lichtinseln im ansonsten dunklen Märchenwald. Als sich unsere Augen besser an die Finsternis gewöhnt haben, können wir die verschiedenen Grüntöne der Pflanzen unterscheiden. Auch die Blätter sind sehr differenziert und reichen vom zarten Fächer eines Minifarns, über das samtige Rund der Kleepflanzen, bis zu dicken, fleischigen Lanzen oder hartleibigen Ovalen, die an Lorbeer erinnern.

Der verwunschene Wald hat uns verzaubert, wir schlendern staunend herum und kommen nicht vom Fleck.

Neben dem Wanderweg gluckst das Wasser eines Baches, der allerdings nur selten zu sehen ist. Er fließt durch einen grünen Pflanzentunnel und staut sich hier und da an einem umgefallenen Baumstamm zu einem kleinen, schwarzen Teich.

Wenn wir den Weg für eine andere Fotoperspektive verlassen, brechen unsere Schuhe ins modrige Unterholz ein oder versinken knotzend im Moos. Es ist nicht möglich, sich abseits des Pfades zu bewegen. Was sagte der

Ranger? Es sei schwierig, wenn man sich verlaufe? Das kann ich mir gut vorstellen. Allerdings frage ich mich, wie man überhaupt vom Weg abkommen kann?

„Mit viel Mühe“, antwortet Markus, der seine Fotosafari beendet hat und sich vom Bachufer wieder zurück kämpft.

Wir sehen auf die Uhr. Es ist eine halbe Stunde vergangen und wir sind immer noch im ersten Flachstück des Waldes. Vor lauter Schauen und Fotografieren haben wir die Zeit vergessen.

Wir beeilen uns mit dem Aufstieg. Das ist leichter gesagt als getan. Der Weg führt über glitschige Felsbrocken und Wurzelstöcke. Man muss wirklich höllisch aufpassen, um nicht auszurutschen, oder sich den Fuß zu verknacksen. Ich bin froh, dass wir die festen Bergschuhe angezogen haben. Je höher wir am Hang hinauf steigen, desto lichter wird der Wald. Wir sehen zum ersten Mal in die Baumkronen hinein, die mit hellgrauen Flechten wie mit Lametta behängt sind. Um ihre Stämme winden sich Efeuranken, übersät mit roten Blüten. Ein weihnachtliches Ensemble.

Dann sind wir über der Waldgrenze auf einem Geröllfeld, das nur sporadisch mit verkrüppelten Birken, wacholderartigen Büschen und Fuchsien, die hier richtige Bäumchen bilden, bewachsen ist. Hoch über uns gleißt Gletschereis. Es liegt in dicken Wülsten auf einer felsigen Barriere, die in einem Halbrund das Tal abschließt. Am unteren Rand des Eises quellen Schmelzwasserbäche hervor und stürzen in Kaskaden über die Felswand herab. Diese mehrstufigen, imposanten Wasserfälle enden alle in einem See, der *Laguna los Gnomos*. Kobolde sehen wir keine, aber auf dem türkisen Wasser tanzen Glitzerfunken, als hätte man schwimmende Diamanten ausgestreut. Das grelle Licht schmerzt in unseren Augen, die den Kontrast zum Nebelwald noch nicht ertragen.

Uns ist beim See nur eine kurze Rast gegönnt, schon kommt ein Parkwächter mit Funkgerät und deutet auf seine Uhr. Beim Abstieg füllen wir unterhalb eines Wasserfalles unsere Trinkflaschen. Der Geschmack nach Eis und Stein löst die gewohnte Plastiknote ab, dem Wasser aus den PET-Kanistern stets anhängt.

Der Parkranger am Ausgang sieht ebenfalls auf die Uhr, als wir uns abmelden. Es ist 18:00 Uhr. Wir sind die letzten Besucher, aber pünktlich, wie versprochen.

Genau in dem Moment, wo wir aus dem Wald auf die Straße treten, braust ein Lastwagen mit Anhänger vorbei. Am liebsten würden wir zurück in den Schutz der Vegetation fliehen, doch das Tor hinter uns ist bereits versperrt.

Also ziehen wir uns das T-Shirt über Mund und Nase hoch und gehen, flach atmend, durch die Staubwolke zu unserem Auto.

Als wir losfahren und ich mir am Tablet den weiteren Straßenverlauf ansehe, rutscht mir ein „Oje“ heraus.

„Was gibt’s?“

Ich zeige Markus das Display. In über 20 Serpentinaugenwindungen windet sich die Carretera Austral ins nächste Tal hinunter. Es sieht aus, als würden dem Berg die Darmschlingen aus dem Unterbauch quellen.

Roh und grob ist auch der Zustand der Piste. Kantige Felsstücke, Überbleibsel von Sprengungen, teilweise groß wie Pflastersteine lauern unter der dicken Staubschicht. Markus muss Schritttempo fahren und mehr als einmal in den Straßengraben ausweichen, weil uns Lastwagen entgegenkommen. Die Piste macht einen Buckel. In der Mitte, also an der höchsten Stelle, liegen nur kleine Steine und jeder würde am liebsten dort fahren. Da aber verdammt viel Verkehr herrscht, kann niemand dort fahren. Höchstens ein paar Hundert Meter weit und dann bloß mit einer Reifenseite. Unser Platten war rechts hinten. Aufgrund der Fahrbahnkrümmung steht der Camper immer schräg und das meiste Gewicht lastet auf dem geflickten Reifen. Und genau in seiner Spur liegen die schlimmsten Steine.

„Hoffentlich hält er das durch“, denken wir.

Immer wieder treffen wir auf Radfahrer, die ihr Fahrzeug abwärts lieber schieben, als einen Sturz zu riskieren. Man erkennt sie kaum. Sie sind über und über mit Staub bedeckt wie die Pflanzen am Wegrand. Der ganze Abhang ist grau.

Als wir endlich den Talboden erreicht haben, sieht der Berg im Rückspiegel seltsam aus. Als würde er sich selbst mit Asche beschneien.

In der Ebene kommen wir rascher voran. Wir sind fast so schnell wie der Fluss neben uns, der jedoch früher an seinem Ziel ankommt. Er fließt ins Meer.

„Meer?“, fragt Markus erstaunt.

Es passt sogar nicht in diese Landschaft mit dem tief eingeschnittenen Tal und den bewaldeten Hängen.

Aber es kann nichts anderes sein. Das GPS zeigt eine Höhe von null Metern an. Wir fahren der Pazifikküste entlang, obwohl wir uns optisch mitten in den Bergen befinden. Die Anden sind hier ein ertrunkenes Gebirge. Der Blick auf die Landkarte zeigt die vom Meer gefluteten Täler, ein Labyrinth aus verästelten Fjorden, in denen Berginseln aufragen, die zum Teil Gletscherhauben tragen.

Es ist sieben Uhr Abends und es wird allmählich düster. Dicke Wolken haben sich über den Himmel geschoben und verheißen nichts Gutes. Unser Wunsch nach einer ausgiebigen Dusche und warmen Mahlzeit wird immer größer.

Als sich die Carretera vom Meerufer weg nach Nordosten wendet, blicken wir geradewegs auf eine hellblaue Gletscherzunge, die aus der Wolkendecke zu kommen scheint. Das muss der Hängegletscher *Ventisquero Colgante* sein, die Hauptattraktion des Queulat Nationalparks. Wir halten an und machen rasch ein Foto. Bei dieser Wetterentwicklung muss man den Augenblick nutzen.

Kurz darauf sind Berge und Gletscher von den Wolken verschluckt und erste, schwere Tropfen fallen. Sie schlagen kleine Krater in die Staubschicht der Straße und springen dann, eingehüllt in weißes Mehl, als milchige Perlen zurück. Ein paar Minuten später ist die Fahrbahn mit schmierigem Schlamm bedeckt.

Wir fahren an der Abzweigung zum Campingplatz, der rund zwei Kilometer innerhalb des Nationalparks liegt, vorüber. Unabsichtlich und obwohl wir Ausschau gehalten hatten. Aber das GPS lügt nicht. Wir kehren um und stehen an der GPS-Soll-Position vor einer riesigen Pfütze, die das Ausmaß eines Schwimmteiches hat. An ihrem hinteren Ende kommt ein Forstweg aus dem Wasser und führt in den Wald hinein. Das muss die Zufahrt sein.

Das Wasser in der Pfütze ist undurchsichtig hellbraun. Tief kann es nicht sein, vermutet Markus und fährt hinein. Unwillkürlich hebe ich die Füße an, während ich gebannt auf die Bugwelle blicke, die wir verursachen. Der Camper schwankt, offenbar verbergen sich unterm Wasser Schlaglöcher, und ich befürchte, dass wir hängen bleiben könnten. Aber Markus gibt Gas und wir sind durch. Doch damit sind die Probleme nicht ausgestanden. Auch der Forstweg entpuppt sich als Herausforderung. Er führt buchstäblich über Stock und Stein, Lehm und Waldboden. Die Äste hängen so tief, dass ich ein paar Mal aussteigen muss, um zu prüfen, ob wir mit dem Camper überhaupt unten durch passen. Gleichzeitig raspeln die Büsche seitlich unserem Fahrzeug entlang und hinterlassen Kratzspuren im Dreck.

Würde das GPS die Route nicht bestätigen, hätten wir massive Zweifel, dass wir hier zu einem Restaurant und einem komfortabel eingerichteten Campingplatz kämen.

Tun wir auch nicht. Aber daran ist nicht das GPS schuld, sondern eine Schranke, die uns nach zwei Kilometern Waldweg den Zugang zum Nationalpark versperrt. Wir sind zu spät. Ein- und Auslass sind nur bis 18:00 Uhr erlaubt.

Es ist 20:00 Uhr.

Was nun?

Ich erinnere mich an ein Schild auf dem Gebäude neben der riesigen Wasserlacke. CAMPING stand darauf, und es warb mit 24 h heißer Dusche.

„Wir könnten auch hierbleiben“, sagt Markus.

Aber unsere Tankinfo zeigt nur mehr 1/3 Wassermenge. Das reichte bloß für eine Katzenwäsche.

Wortlos treten wir den Rückweg an. Jetzt ist uns der Forstweg ja vertraut und Markus kennt die Schlüsselstellen. Beim Durchpflügen der finalen Wasserlacke grinst er sogar spitzbübisch.

Wir halten vor dem Schild und sehen uns um. Wo soll dieser Campingplatz bloß sein?

Ein Mann kommt aus dem Gebäude. Als wir nach den heißen Duschen fragen, zeigt er auf einen Anbau, den wir gleich inspizieren. Ein Blick genügt. Jemand ist mit dreckigen Bergschuhen durch die Duschtassen getrampelt, Lehm pickt an den Wänden, die Türe hängt schief in den Angeln und ich kann mir nicht vorstellen, dass aus der rostigen Brause jemals wieder heißes Wasser fließen wird. Das angrenzende Klo ist mit Fäkalien verstopft.

Nein danke.

Aus reiner Neugier frage ich, wo man denn hier zelten könnte. Der Mann deutet auf ein frisch gerodetes Stück Wald neben der Carretera. Zwischen Asthaufen, Wurzelstöcken, Wasserlacken und Bergen von Schüttmaterial gibt es ein paar ebene Flecken auf grobem Schotter.

Nein Danke.

Markus setzt das aussichtslose Fragespiel fort, zeigt auf das Restaurant-Schild und will wissen, ob es etwas zu essen gebe.

„Bier könnt ihr haben, und Wurst.“

„Wir brauchen Wasser“, sage ich, „sonst nichts.“

Der Mann zieht einen unterarmdicken Schlauch über die betonierte Terrasse und meint, wir sollten uns selbst bedienen. Es sei gutes Trinkwasser.

Für mich sieht es so aus, als käme der trübe Strahl direkt aus dem Fluss. Egal, zum Duschen reicht es uns und ein weiteres Nein Danke hätte der Mann nicht verkraftet.

Er sieht so traurig drein, als verstünde er beim besten Willen nicht, weshalb sein Camping-Geschäft nicht läuft.

Danach rumpeln wir wieder in den Wald hinein und parken in der Nähe der Schranke auf einem moosbedeckten kleinen Platz. Als Markus den Motor abstellt, umfängt uns wohltuende Stille, die nur von fremd klingenden Vogelrufen unterbrochen wird.

Die Luft fühlt sich weich an und riecht nach Harz und Kräutern. Es hat aufgehört zu regnen. Nur wenn ein Windstoß in die Baumkronen fährt, fallen glitzernde Perlen herab.

Wir räumen unser Bad aus und duschen unseren Tank fast leer. Zum Glück sind wir autark. Und das Essen wäre im Gasthaus wahrscheinlich auch nicht anders ausgefallen. Es gibt Kartoffelpüree mit Spiegeleiern....

30. DEZEMBER 2016 QUEULAT NATIONALPARK

Am Morgen regnet es. Die Wolken kriechen über die Baumwipfel und sinken zwischen den Ästen fast bis auf den Boden herab. Aus dem strukturlosen Grau des Nebels ertönen seltsame Vogelrufe. Eine mystische Stimmung liegt über unserem Platz.

Nach dem Frühstück fahren wir zum Parkeingang, lösen ein Ticket und der Ranger reicht uns einen Plan, wo der gratis Stellplatz für Camper eingezeichnet ist. Wir finden dort einen stark abfallenden Schotterparkplatz vor, den auch Tagesbesucher nutzen. Keine ebene Fläche, kein Sichtschutz, keine Privatsphäre, keine Option für uns. Im Nieselregen erkunden wir das Parkgelände zu Fuß. Es gibt ein verwahtes Infozentrum, mit Lampen ohne Birnen und einem WC aus dem scharfer Uringestank dringt. Kein Schalter funktioniert, der Strom ist abgestellt. Alles wirkt verlassen.

Wir entdecken einen Container mit Toiletten und Duschen, aber nirgends kommt ein Tropfen Wasser. Auch die Sanitäreanlagen an anderen Stellen im Park sind trocken. Ein Parkmitarbeiter mit Funk und Installateurwerkzeug sagt, es gebe Probleme mit einer Wasserpumpe. Wir sollten uns noch eine Stunde gedulden.

Das Campingareal ist sehr weitläufig und die Zeltplätze so weit voneinander entfernt, dass man den Nachbarn weder sehen noch hören kann. Es gibt jeweils einen gekiesten Abstellplatz fürs Fahrzeug und eine weiche, moosige Fläche zum Zelten. Dazwischen steht ein überdachter Holztisch mit zwei Sitzbänken und einer gemauerten Feuerstelle. Über dem verrosteten Stein hängt ein Schild, auf dem steht, dass Feuermachen strikt untersagt ist. Nicht einmal Zigarettenrauchen ist erlaubt. Ironie?

Am Hangfuß, direkt neben dem dschungelartigen Urwald, finden wir das abgelegene Plätzchen, die Nr 7. Hierher wollen wir umsiedeln. Plötzlich dringen Stimmen aus dem Bambusgestrüpp am Bachrand. Installateure turnen an einem Seil, das wie eine Liane aus dem steilen Urwald herabhängt, herum. Dort oben liege die Wasserpumpe, erfahren wir, und die Probleme.

Wir gehen zur Campingverwaltung und melden uns für die Nr. 7 an. Das sei nicht möglich, erklärt man uns, dort gebe es derzeit kein Wasser. Weil Probleme - .

- Mit Pumpe, ergänzen wir den Satz.

Schlussendlich landen wir auf Nr. 4. Das in der Nähe befindliche desolate Gebäude mit Toiletten und Duschen sieht nicht einladend aus. Aber die Nr. 4 hat einen eigenen Wasseranschluss. Ich hole ein Trinkglas zur Wasserprobe. Die erste Füllung ist gelblich und trüb, die zweite heller und die dritte so klar, dass ich einen Schluck probiere.

Markus steht skeptisch blickend neben mir, seinem Vorkoster.

„Und?“, fragt er.

Es schmeckt würzig und nach Waldboden. Jedenfalls besser als das Wasser, das wir irgendwo in unsere Kanister gefüllt haben und das nach Chlor stinkt. Meine Idee ist daher, das Chlorwasser auszuleeren und durch dieses hier zu ersetzen. Doch Markus hantiert bereits mit dem Schlauch und befüllt zuerst den Campertank. Plötzlich beginnt der Wasserhahn zu husten und zu spucken, als hätte er sich verschluckt. Das Wasser kommt nur mehr in kurzen Stößen und es dauert lange bis der Tank voll ist. Ich kippte derweil das chlorierte Trinkwasser aus und halte Markus den leeren Kanister hin. Er steckt den Schlauch rein und eine gelbe Brühe schäumt auf, Bläschen bilden sich und verdichten sich zu einem wabernden Schaum. Sieht aus wie Bier, riecht aber wie Moder.

Was ist das denn? Haben wir das Zeug nun im Tank? Ratlos blicken wir auf den Kanister. Zum Glück habe ich die anderen drei noch nicht ausgeleert, sonst stünden wir jetzt ohne Trinkwasser da.

Bei der Verwaltung will man nichts von einer Verschmutzung wissen. Alles habe Trinkwasserqualität.

In einer Regopause brechen wir zu einer Wanderung auf. Vom Campingplatz aus führen Wege zu Aussichtspunkten auf den Hängegletscher und die darunter liegende Lagune. Es geht steil durch den morastigen Wald hinauf. Alles trieft vor Nässe, die Moose sind wie aufgequollene Schwämme und aus meterhohen Riesenfarnen geht beim Anstreifen ein Sprühregen auf uns nieder. Auch hier sind die Baumstämme pelzig grün und die Blätter glänzen vor Feuchtigkeit wie frisch lackiert. Winzige Vögel flattern herum und veranstalten ein Heidenspektakel. Wir balancieren über angefaltete Baumstämme durch schwarzen Morast, queren auf wackligen Brücken tiefe Gräben, bahnen uns den Weg durch dichten Bambus. Ein selten begangener Pfad. Endlich erreichen wir den *Mirador*, einen Aussichtspunkt, der eigens mit einem Kamerasymbol gekennzeichnet ist.

Statt auf den Gletscher blicken wir auf Wolken. In einer Lücke erkennen wir blau schimmerndes Eis, weiter unten stürzt ein Wasserfall in eine Nebelbank. Markus glaubt, dass sich die Wolken zu lichten beginnen und will warten.

Mich zwickt etwas am Schuhrand in die Wade, wahrscheinlich ein stacheliger Grassamen. Als ich das braune Ding aus der Socke zupfen will, fühlt es sich nicht hart wie ein Holzstückchen an, sondern weich und glitschig wie eine Schnecke. Noch dazu kann ich es in die Länge dehnen wie ein Gummiband. Erschreckt lasse ich los und ziehe stattdessen den Sockenbund vom Bein weg. Das eklige Ding hat sich durch das Wollgewebe gebohrt und sich in meiner Haut festgebissen. Es spannt sich wie ein dünner Bändel zwischen Socken und Haut.

„Blutegel!“, kreische ich und sehe mit zunehmender Panik, wie sich ein zweiter Wurm durch die Maschen windet und sich gierig zu meinem Bein hin reckt. Mir graust unendlich vor diesen Viechern, die es auf mein Blut abgesehen haben.

Ich kann sie vor Ekel nicht selbst anfassen, Markus muss sie mir von den Socken zupfen. Dann renne ich schreiend los. Mir ist völlig egal, ob die Wolken schwinden oder nicht, ich will aus diesem verseuchten Wald hinaus auf die Straße. Was gäbe ich für eine staubige Schotterfläche, wo ich mich in Ruhe und gefahrlos auf weitere Egel hin untersuchen könnte! Ich bin überzeugt, dass noch mehr Blutsauger in den Socken versteckt sind oder durch die Ösen der Schuhbänder zu meinen Füßen hineingekrochen sind.

Ich gehe so schnell wie möglich – aber der Waldweg ist rutschig und voller Stolperfallen. Es wäre der reinste Horror, wenn ich in einer der Schlammpfützen landen würde! Wahrscheinlich wimmelt es dort vor Egel. Immer wieder lege ich auf einem Stein oder einem trockenen Vorsprung eine Pause ein und kontrolliere meine Schuhe und Socken. Tatsächlich, schon wieder krümmt sich ein Wurm auf dem Leder. Mit einem abgerissenen Blatt versuche ich ihn wegzuwischen, aber er hält sich derart fest, dass ich ihn halb zerquetsche, bevor er loslässt. Aber Markus, der keinen Grund zur Eile sah, ist weit hinter mir und kann mir nicht helfen. Endlich habe ich die Straße erreicht und schabe sogleich hektisch mit kantigen Steinen die Schuhe und Socken ab. Ein Parkranger kommt vorbei und beobachtet mich amüsiert.

„Egel!“, rufe ich und ahme mit dem Zeigefinger das Krümmen und Strecken ihrer Fortbewegung nach.

„Muy bien – toll“, sagt der Mann und gratuliert mir. Was für ein Glück ich doch habe, meint er ohne jeden Sarkasmus oder Ironie. Blutegel seien sehr gesund.

Ich bin sprachlos.

Da wir jetzt wahrscheinlich Dreckwasser im Tank haben, ist es am besten, wir duschen es gleich wieder raus. Während ich mir die Haare wasche, schrubbt Markus das Auto mit Pril ab, um endlich den Dieselfilm des lecken Kanisters loszuwerden. Mit dem Staub zusammen hat sich daraus eine zähe braune Schmiere gebildet, die die Türe und die Fenster verklebt. Und weil wir grad am Reinigen sind, wische ich noch den ganzen Innenraum und im restlichen Warmwasser weiche ich unsere Schmutzwäsche ein.

Eine Stunde später ist alles sauber und meine Hände mit weißen Runzeln übersät. Die feuchte Wäsche hängt im Freien unterm Vordach. Es hat wieder zu regnen begonnen.

Unsere Vorräte schrumpfen dahin. Im ganzen Campingareal gibt es weder ein Restaurant noch einen Kiosk um etwas zu kaufen. Ich staple alles Essbare auf den Tisch: 1 letzte Packung Knorr Kartoffelpüree, ein Drittel Butterklotz, 6 Scheiben Toastkäse, der wie Plastik schmeckt, und der Rest eines Brotlaibes. Ich hab keine Ahnung, wie alt der schon ist. Die Konsistenz dieses Brotes ist immer gleich, es wird nie hart, nur irgendwann schimmelig. Vielleicht wenn die Halbwertszeit der beigefügten Chemie erreicht ist.

Und dann hab ich noch die Fertigsuppe mit Tomatengeschmack von zuhause. Einmal werden wir damit wohl noch satt.

Ich probiere eine Variante unseres Menüs. Ins Püree rühre ich Milchpulver hinein, damit es fester wird. Den Käse gebe ich in kleinen Stückchen als Geschmacksverstärker (haha – das ist ein Witz) hinzu. Dann schmelze ich die gesamte Butter in der Pfanne und versuche Häppchen der Püreemasse anzubraten. Es misslingt. Alles mischt sich zu einem klebrigen Brei, der Fäden zieht, optisch passend zur Tomatensuppe, in der das eingeweichte Brot quillt und die wie schon einmal gegessen aussieht.

Leider haben wir keine Schokolade mehr. Die letzten Tafeln schenken wir der Tochter des Reifenwechslers.

Für morgen ist noch ein bisschen Brot übrig und eine winzige Dose mit irgendeinem Gemüseaufstrich. Zum Überleben reicht's. Richtig satt werden wir unterm tags schon lange nicht mehr. Das Frühstücksmüsli mit Haferflocken, Milchpulver und Nüssen ist unsere wichtigste Mahlzeit geworden.

HEIß UND KALT AM PAZIFIK

31. DEZEMBER 2016 PUYUHUAPI AM PAZIFIK

Die ganze Nacht lang trommelte der Regen aufs Dach. Unsere geplante Wanderung zum Hängegletscher können wir vergessen. Obwohl wir lange in den Betten bleiben, uns mit dem Frühstück Zeit lassen um dem Wetter noch eine Chance einzuräumen: es hört nicht auf zu schütten. Ich hole die unverändert nasse Wäsche von der Leine und hänge sie ins Bad, dann fahren wir ab.

Die Wasserlacke am Ende des Forstweges ist über die Ufer getreten und hat Teile des „Campingplatzes“ im Holzschlag geflutet. Wir sind froh wieder auf der Carretera zu sein, die wenigstens nicht mehr staubt.

Nach rund 15 Kilometern beginnt eine lange Baustelle. Ein Streckenposten mit Funk hält uns an. Es herrscht Einbahnregelung und wir warten lange, bis er uns den Weg frei gibt. Kaum sind wir auf der Piste, als wir an einer Thermalquelle vorbei kommen. Markus hält an, während ich protestiere.

„Wieso?“

Mir tut der Streckenposten leid, der seinem Gegenüber gefunkt hat, es käme ein Camper, der nun nicht kommt.

„Darüber machst du dir Gedanken?“, fragt Markus fassungslos.

„Ja, irgendwie habe ich ein schlechtes Gewissen.“

Markus schüttelt den Kopf, steigt aus und sieht nach, ob das Thermalbad geöffnet ist.

Der Eintritt ist mit 18.000 Pesos pro Person relativ hoch. Aber im Preis ist ein großes Badetuch und die Benutzung der Duschen inkludiert. Wir sind die ersten Gäste heute. Es kostet einige Überwindung nur im Badezeug in der zehn Grad kalten Regenluft durch den Garten zu den Becken zu laufen, die ein paar Meter über dem Meeresufer, einem groben Kiesstrand, angelegt sind.

Aber schon der erste Pool mit badewannenwarmem Wasser entschädigt für den Kälteschock. Wir tauchen bis zum Kinn in das Quellwasser, das zum Glück nicht schwefelig riecht, ein und betrachten die Umgebung. Vor uns ein Meeresarm des Pazifik, stählern grau unter tiefem grauem Himmel. Aus den bewaldeten Hängen, die den Fjord eingrenzen, steigen weißliche Nebelfetzen wie Rauchsäulen auf. Hinter uns ein üppiger Garten mit tropisch anmutender Vegetation, enormen roten Blumen und exotischem Vogelgezwitscher. Der Regen ist in leichtes Nieseln übergegangen und während wir ins nächst wärmere Becken wechseln, hebt sich die Wolkendecke ein bisschen. Schnee kommt dahinter zum Vorschein.

Im dritten Becken, das eine Temperatur von über 40 Grad erreichen würde, wenn nicht ein Bademeister ständig kaltes Wasser einleiten würde, beginne ich zu schwitzen. In mir reift ein Plan.

Mittlerweile sind weitere Gäste eingetroffen und bevölkern das erste Becken.

Ich klettere aus dem Pool und sprinte mit dampfender Haut an den erstaunten Menschen vorbei zur Treppe, die zum Meer hinab führt. Das Wasser ist eisig und das Ufer leider sehr flach, sodass ich ziemlich weit hinaus waten muss, ehe ich zur Gänze untertauchen kann. Ich hab im Pazifik gebadet! Dafür ernte ich Applaus aller Zuseher.

Als nächstes ist Markus dran. Das Meer ist nun spiegelglatt und von eigentümlicher Farbe, als ob ein Widerschein des Tannengrüns ringsum an seinem Grund leuchten würde. Am gegenüberliegenden Ufer quellen immer mehr weißliche Nebel aus den Hängen hervor und kriechen die Berge hinauf. Alles sieht kalt und düster aus. Und im Vordergrund ein Mensch in Badehose, der ins Meer hinaus wadet, als wäre das die normalste Sache der Welt.

Nach der Dusche gönnen wir uns im angeschlossenen Cafe ein Stück Kuchen und eine Kanne Tee, bevor wir weiterfahren. Die Therme ist mittlerweile gerammelt voll und die Gäste müssen warten, bis ein Platz in einem der drei Becken frei wird.

„Der arme Streckenposten“, zieht mich Markus auf, „dem sind heute viele Fahrzeuge abhanden gekommen.“

Im Regen fahren wir weiter und ich muss die Heizung aufdrehen. Das nächste Dorf heißt Puyuhuapi und es sollte hier gute Restaurants geben. Das Cafe Rossbach beispielsweise oder der Gasthof Otto Übel. Allerdings stehen wir beide Male vor verschlossenen Türen. Bei den Übels bekommen wir immerhin einen Tipp, wo es etwas zu essen geben könnte. Mit nur geringer Hoffnung treten wir dort ein. Als wir der Köchin gestehen, dass wir Vegetarier sind, lacht sie. Sie kenne unsere Probleme in diesem Land, meint sie. Sie esse auch kein Fleisch.

Dann kocht sie für uns schmackhafte Falafel mit Senfsoße auf warmen Karottensalat. Das erste richtige vegetarische Essen seit langem.

Puyuhuapi liegt am Ende des Meeresarmes in dem wir zuvor gebadet haben. Da wir an der Mole neben einem haushohen Christbaum parken, können wir vom Auto aus den Blick aufs Meer genießen. Er ist eigenartig. Er widerspricht dem inneren Meeresbild mit weitem Horizont und warmem Sandstrand. Das bleigraue schmale Band, das hier zwischen bewaldeten Hügeln klemmt, ist für unsere Augen ein typischer See in den Alpen. Wäre da nicht direkt neben



„Plätzle“ am Fluss

Im
verwunschenen
Wald





Queulat Nationalpark

Hängebrücke und Hängegletscher im Regen



Erfrischendes Bad im Pazifik

dem Christbaum das Tsunami-Warnschild, das die Fluchtrichtung anzeigt, sollte der Alarm losgehen.

„Kommen wir nochmals ans Meer?“, fragt Markus.

„Vielleicht, wenn wir über den 5000 Meter hohen Pass im Norden von Santiago de Chile fahren und dann die Küstenstraße wählen.“

Aber da wir schon fast die halbe Urlaubszeit aufgebraucht und nicht annähernd die Hälfte der Strecke zurückgelegt haben, hege ich diesbezüglich Zweifel.

In einem Minisupermarkt stocke ich unsere Vorräte auf. Drei Schachteln Knorr-Püree, Butter, Eier und Joghurt. Dabei vergesse ich ganz auf den Umstand, dass wir morgen eventuell bereits wieder nach Argentinien wechseln und bis auf das Püree nichts davon über die Grenze nehmen dürfen.

Dann fehlt uns nur noch Trinkwasser. Doch überall werden unsere Bitten abgelehnt. Sehr entschieden sogar, fast unhöflich wird mit einem knapp „No“ geantwortet. Das verstehen wir nicht. Es ist eine der wasserreichsten Gegenden, durch die wir bislang gekommen sind. Überall tosen Wasserfälle und Flüsse herab. Aber nicht einmal auf der Tankstelle erhalten wir Wasser. Müssen wir uns selbst bedienen?

ROTER TEPPICH AM WASSERFALL

Ich halte Ausschau nach einem geeigneten Bach, neben dem wir parken könnten. Ein wunderschöner Wasserfall sticht mir ins Auge. Auf der Karte ist sogar ein Weg dorthin angedeutet. Der Zugang ist allerdings durch ein massives Tor abgesperrt. Wir klettern drüber und kommen an einer Art Klärwerk vorbei. Seltsam. Mitten in der einsamen Gegend. Am Ende der Zufahrt steht ein Gebäude, das wie eine Industrieanlage aussieht. Plötzlich preschen drei große Hunde auf uns zu, umringen uns kläffend und lassen uns nicht weiter gehen. Einer springt sogar an mir hoch, ein anderer bohrt seine Schnauze zwischen meine Beine. Ich kann mich kaum erwehren.

Endlich kommt uns ein alter Chilene zu Hilfe. Er hat nur mehr wenige Zähne, dafür umso mehr Körpergeruch. Er pfeift die Hunde zurück.

Wir versuchen zu erklären, dass uns der Wasserfall angelockt habe, der Chilene nickt und führt uns zu großen Becken, in den Fische gezüchtet werden. Unser Interesse hält sich in Grenzen und als der Chilene etwas von Bier faselt und wir eine Einladung vermuten, lehnen wir dankend ab. Weder Fisch noch Bier wollen wir.

Aber der alte Mann nimmt Markus einfach am Ärmel und schiebt ihn durch die Tür jenes Gebäudes, das von außen wie eine desolate Lagerhalle aussah.

Innen ist jedoch alles blitz blank sauber. Wir blicken auf eine Förderanlage, Kessel aus Edelstahl, Etikettiermaschinen und reihenweise leere Flaschen. In der Luft liegt Hopfengeruch. Jetzt verstehen wir. Hier wird Bier gebraut. Mit dem Wasser des Wasserfalls.

Stolz führt uns der Chilene herum und erklärt die Maschinen und die einzelnen Schritte zur Biererzeugung. Leider verstehen wir nur Spanisch. Er öffnet die Reifekammer für uns. Rotes Licht und Wärme schlägt uns entgegen. Drinnen stapeln sich volle Flaschen. Auf dem Etikett steht „Roter Teppich“ oder „Goldene Jahre“ von Helmut Hopperdietzel. Deutsches Bier! Leider ist keines davon fertig gereift, sodass wir nichts probieren können.

Bei der Verabschiedung frage ich den alten Mann, ob wir bei ihm nicht unsere Trinkwasserkanister füllen könnten. Natürlich dürfen wir und wir fahren mit zwanzig Liter Brauereiwasser weiter. Seltsamerweise hat auch dieses Wasser einen Gelbstich und wir trauen der Sache nicht ganz. Wer weiß, ob das deutsche Reinheitsgebot hier so genau befolgt wird.

Im nächsten Kaff halten wir bei einer Tankstelle und fragen nach Wasser für den Campertank. Man zeigt uns den Wasserhahn. Ich probiere zuerst ein Glas. Es schmeckt irgendwie streng, ist aber klar. Das gelbliche Brauereiwasser kippen wir in den Gully. Mir ist die durchsichtige Optik wichtiger als der Geschmack.

Das einzige, was uns jetzt noch fehlt ist ein Platz für die Nacht, die letzte Nacht des Jahres. Die Sucherei gestaltet sich wie immer schwierig. Einmal folgen wir einer Nebenstraße der Carretera bis weit in den Wald hinein, aber nirgends ist es möglich eben zu parken. Es gäbe schon nette Plätze etwas abseits der Straße, aber die Zufahrten sind stets mit hohen Zäunen und Schranken versperrt.

Schwere Gliederketten liegen um die Pfosten eines Tores, ein Vorhangschloss baumelt daran. Schade, es wäre der perfekte Nachtplatz gewesen. Doch etwas irritierte mich.

„Halt an!“, rufe ich.

Markus legt eine Vollbremsung hin, weil er fürchtet etwas auf der Fahrbahn übersehen zu haben.

„Tschuldige“, sage ich, „aber ich glaube das Schloss war offen.“

„Welches Schloss?“, fragt Markus. „Von was redest du überhaupt?“

Statt zu antworten steige ich aus und laufe rasch die paar Meter zurück. Tatsächlich, die schwere Kette hält zwar die Torpfosten beisammen, ist aber nicht abgesperrt. Das Vorhängeschloss ist nämlich nur durch ein Glied gefädelt.

Sollen wir es wagen? Das Grundstück ist eindeutig Privatbesitz. Ein Weg führt in einer Serpentine zu einer Blumenwiese hinab, in der die Fahrspuren verschwinden. Hinter einer Gruppe von Bäumen strömt das Wasser eines großen Flusses vorbei. Der einzige Nachteil – abgesehen von der Eigentumsverletzung – ist, dass man den Camper von der Carretera aus sehen kann. Würde uns jemand anzeigen, oder dem Grundbesitzer Meldung erstatten? Heute, zu Silvester? Es ist bereits 19:00 Uhr Abends und kaum mehr Verkehr auf der Straße.

Wir entschließen uns zu bleiben. Sorgfältig versperre ich hinter uns das Gatter wieder mit der Eisenkette und gehe dann vor dem Auto her und räume Eisenteile, Nägel und Stacheldrahtstücke beiseite. Ich will heuer keinen Platten mehr riskieren. Man würde gar nicht glauben, wie viel Altmetall in einer Wiese herumliegt.

Dann parken wir mitten im Idyll. Vögel zwitschern, der Fluss rauscht und am Ufer gibt es eine große Sandbank aus gepresstem Steinmehl. Leider beginnt es wieder zu regnen und wir verbringen den Silvesterabend im Camper bei Getreidekaffee, Trauben, Nüssen und Joghurt.

1. JÄNNER 2017 FUTALEUFÚ

Statt Raketengeknall hörten wir die ganze Nacht nur das monotone Prasseln der Tropfen. Morgens mischt sich ein anderes Geräusch in das ewige Tip Tip Tip. Es klingt wie ein anklagendes Geheul – und ich bin fast versucht miteinzustimmen.

Von der Camperdecke über mir regnet es Kondenswasser. Das Handtuch, mit dem ich mehrmals in der Nacht die Decke und die Fensterscheibe abwische, ist zum Auswringen nass. Mein Kopfkissen stinkt nach Moder und der Schimmel in den Matratzenecken kann sich ungehemmt ausbreiten.

Das seltsame Heulen kommt näher. Ich muss trotzdem raus auf die Toilette. Als ich den Kopf zur Türe hinausstrecke sehe ich bloß Nebel über der Blumenwiese. Die Wolken sind so dicht, dass nicht einmal die Bäume dahinter zu erkennen sind. Ich gehe nur ein paar Schritte vom Auto weg hinter ein Gebüsch, als plötzlich der Boden erzittert. Etwas kolossal Schweres muss sich in meiner Nähe befinden. Erschreckt sprintet ein Hase davon. Der kann es jedenfalls nicht gewesen sein, denke ich mit einer Art Galgenhumor und ziehe mir die Hose hinauf. Vorsichtig bewege ich mich aus dem Sichtschutz des Strauchwerkes auf die Wiese und halte staunende inne. Direkt vor mir steht ein ausgewachsenes Rind und schaut mich ebenso erstaunt an. Gegenseitiges Anglotzen. Verwunderung. Ich habe den Verdacht, dass wir beide dasselbe denken: „Wo kommt die denn auf einmal her?“

Das Vieh streckt seinen riesigen Grind nach vorne, verdreht ein wenig die Augen, öffnet das Maul und stößt ein gequält klingendes Muuuuuööh aus. „Finde ich auch“, sage ich und nutze den Augenblick, an dem Tier vorbei zum Camper zu sausen. Hinter der großen Kuh steht nämlich ein Kalb, und man weiß nie, zu welchen Maßnahmen eine verängstigte Mutter fähig ist, um ihren Spross zu verteidigen. Zuhause habe ich diesbezüglich schlechte Erfahrungen gesammelt.

Während ich Markus von der Begegnung im Nebel erzähle, stelle ich das Teewasser auf. Das Gas faucht kurz auf, dann geht die Flamme aus. Die Flasche ist leer. Ausgerechnet jetzt. Markus zieht sich den wasserdichten Anorak über und geht nach draußen, um die Flaschen zu wechseln.

Die Erinnerung an Puerto Natales verursacht ein mulmiges Gefühl. Was tun wir, wenn die Reserveflasche nicht funktioniert? Ich höre Markus hantieren, fluchen und dann rufen: „Probier mal!“

Ich halte das Feuerzeug an den Brenner. Wusch! Blaue Flammen züngeln sternförmig nach allen Seiten und mir fällt ein Stein vom Herzen. Ohne Heizung oder ohne heißes Wasser für Tee und Haferflocken ließe sich das Wetter kaum ertragen.

Die Stimmung ist trotzdem getrübt. Als würden auch innerhalb des Campers die Nebel herumwabern. Die Matratzen, die Decken, die Kleidung, alles fühlt sich klamm an. Es ist ungemütlich. Da nützt auch die schönste Blumenwiese nichts, wenn man sich in ihr bloß nasse Füße holt.

Wir fahren weiter, denn am besten ist es, vorne zu sitzen und sich von der Heizung die Schuhe, Socken und Hosenbeine trocken blasen zu lassen.

Die Straße durchschneidet dichten Urwald und quert offene Rodungsflächen, wo Rinder zwischen verkohlten Baumstrünken stehen und missmutig dreinschauen. Ihr nasses Fell ist zu dunklen Strähnen verklumpt und trieft. Sie tun mir leid. Es gibt keinen Unterstand, keinen Schutz vor der Witterung. Die Bäume sind gefällt worden und das wertlose Holz zu riesigen Haufen getürmt. Dazwischen hat der kalte Wind freies Spiel. Auf den neuen Weideflächen konnten sich dafür zahlreiche Blumen ansiedeln. Überall leuchten lila, rosa und weiße Farbtupfer neben den angesengten Wurzelstöcken. Für uns schön anzusehen, aber den Rindern sind sie kein Trost. Würden sie gut schmecken, gäbe es wohl nicht so viele.

Laut Landkarte fahren wir durch eine imposante, zum Teil vergletscherte Bergwelt. Aber die Wolken hängen derart tief, dass wir nichts davon mitbekommen. Bei der Kreuzung Villa Santa Lucía zweigen wir auf die Ruta Nr. 231 ab, die nach Futaleufú hinaufführt. Der Ort ist weltberühmt für seine

Raftingbedingungen am gleichnamigen Fluss. Uns lockt hingegen der Grenzübergang nach Argentinien, der bei Futaleufú erlaubt ist. Wir haben die Nase voll von der nassen Luvseite der Anden und sehnen uns nach Wüstenklima.

Kurz nach der Abzweigung fahren wir am Ufer eines ausgedehnten Sees entlang. Oder ist es wieder ein Meeresarm? Das Gewässer entpuppt sich als der Lago Yelcho, der fast 30 Kilometer lang ist und ein ganzes Tal ausfüllt. Kleine Hügel ragen als Waldinseln empor. Wir nützen eine Regenspause und steigen aus, um ein paar Fotos zu machen. Rasch knüpfe ich ein paar Bänder um die seit Tagen nasse Wäsche in den Wind zu hängen. Doch ich habe die Leinen noch nicht fertig gespannt, als es schon wieder zu schütten beginnt. Eigentlich hatten wir vor eine Wanderung zu einem der Gletscher hinauf zu machen. Ausgangspunkt wäre ein kleiner Pass, der momentan aber in dichten Wolken steckt. Als uns auf der Fahrbahn das Regenwasser in kleinen Bächen entgegen strömt, kehren wir um. Es bringt nichts und wir können das Wetterglück nicht erzwingen.

Die Straße nach Futaleufú ist in sehr schlechtem Zustand, der eine Höchstgeschwindigkeit von 40 km/h erlaubt. Wir fahren an malerischen Seen und Flüssen vorbei, von den Berghängen stürzen unzählige Wasserfälle, ein jeder ein kleines Naturjuwel. Mal verengt sich das Tal und die bewaldeten Flanken rücken nah zusammen, dann wieder öffnen sich Grasflächen, die an alpine Almien erinnern. Mitten in dieser Einsamkeit (wir bezeichnen es als Arsch der Welt) steht ein Schild, das eine urbane Zone ankündigt und daher eine Drosselung der Geschwindigkeit einmahnt. Erstaunt sehen wir uns um. Wir entdecken nicht einmal Ansätze einer Bebauung, geschweige denn einer Besiedelung. Die Rindviecher stehen ohne Schutz im Regen. Erst nach zehn Kilometern passieren wir ein Dorf mit wenigen Häusern.

Urbane Zone. Das Schild hat entweder ein Witzbold aufgestellt, oder jemand, der zukunftsweisend agiert. Denn je näher wir Futaleufú kommen, desto öfters begegnen wir Pickups, auf denen Schlauchboote gestapelt sind und Kleinbusse voller Menschen in Neoprenanzügen. Hinweisschilder kündigen Raftingunternehmen und Campingplätze an, was unsere Hoffnung auf eine gute Infrastruktur nährt. In einem Eldorado für Wassersportler wird es wohl heiße Duschen und Restaurants geben.

Kurz bevor sich die Straße zu einem kleinen Pass emporschwingt, hinter dem Futaleufú liegt, zweigt ein Weg zu einem Kiesstrand am Ufer eines großen Flusses ab. Die Fahrspuren verlieren sich in einer großen ebenen Kiesfläche, auf der ein paar zerzauste Weiden wachsen. Ein idealer Nächtigungsplatz.

Typischerweise entdecken wir so einen immer nur vormittags, oder wenn wir ohnehin auf einem offiziellen Platz campieren wollen.

Futaleufú ist ein kleines Dorf, in dem es wahrscheinlich mehr Schlauchboote als Häuser gibt. Zudem ist heute Neujahr und alle Geschäfte haben geschlossen. Um eine neue Gasflasche zu kaufen, müssen wir bis morgen warten, denn argentinische Modelle passen nicht zum Camperventil.

Wir parken in einer Straße, auf der man schon fast mit dem Boot fahren könnte. Nur der Buckel in der Fahrbahnmittte ragt aus den beiden Seestreifen, die sich am jeweiligen Gehsteig stauen. Mit einem großen Sprung rette ich mich auf festen Boden und lande vor einem Fenster, hinter dem Flammen lodern. Ein Gasthof mit offenem Feuer! Die Tische und Stühle ringsum sind mit roten Stoffen mit Weihnachtsdekor überzogen. Die Stuhllehnen tragen rote Westen mit Knopfleisten, die aussehen, als hätte Santa Claus sein Obergewand darüber gehängt. Topfpflanzen mit roten Weihnachtssternen runden das Bild ab.

„Felize Navidad“, sage ich beim Eintreten zum Kellner.

Er grinst breit und führt uns zu einem Tisch nah beim Feuer. Wir eröffnen ihm unseren Spezialwunsch und er sagt, er müsse in der Küche nachfragen, ob der Koch dem zustimmen könne. Auf halbem Weg besinnt er sich, kehrt zu uns zurück und wiederholt unsere Bestellung. Er zweifelt offenbar daran, unser Spanisch richtig verstanden zu haben.

Bald darauf steht eine dampfende Kasserolle vor uns, in dem gekochte Kartoffel in reichlich brauner Butter schwimmen und die mit Käse überbacken sind. Ein Festmahl! Der Kellner beobachtet uns verstohlen beim Essen, als wären wir seltsame Wesen von einem anderen Stern.

Danach nutzen wir den freien Internetzugang. Ich schreibe Mails während Markus die Wetterbericht durchklickt. Alle bringen Regen. Der Niederschlag schwappt sogar auf Argentinien über. In den drei Wochen, in denen wir nun unterwegs sind, hatten wir bloß 3 oder 4 Tage ohne Regen. Dabei sollte jetzt die beste Reisezeit sein. Hochsommer und üblicherweise wochenlang nur Sonnenschein, so wie in den letzten drei Jahren.

Unsere Reisepläne mit den vielen Wanderungen gehen allesamt den Bach hinunter, wir bekommen ja nicht einmal unsere Wäsche trocken. Das Geschirrtuch stinkt wie kurz vor dem Verschimmeln.

Als wir dem Kellner in einer schwachen Minute unser Leid klagen, sagt er, es gebe eine Wäscherei gleich ums Eck. Die habe heute sogar offen.

In zwei großen Mallsäcken transportieren wir sowohl die Schmutzwäsche, als auch meine sauberen, aber immer noch nassen Sachen zur Wäscherei. Es wird nicht gerade billig werden, weil sich der Preis nach Gewicht richtet, aber

man versichert uns, dass wir alles morgen Nachmittag trocken abholen können.

Nachdem wir am angeblich besten Campingplatz weder einen Manager noch eine Duschköglichkeit finden können, fahren wir die sieben Kilometer zum Flussufer zurück. Ein Regenbogen spannt sich über die Büsche am anderen Ufer und wir stellen die schimmelnden Matratzen an die frische Luft. Es hört zwar nie ganz zu regnen auf, aber eine Zeitlang ist die Sonne stärker und trocknet die Nieselfeuchte vornezu weg. Jedenfalls können wir zum ersten Mal seit langem den Camper ordentlich lüften und in einem Anfall von Optimismus stelle ich sogar einen der sinnlosen Campingstühle auf und setze mich entspannt hin, um Urlaubsgefühle zu simulieren. Eine Viertel Stunde später scheucht mich näher kommendes Prasseln auf und ich schaffe es gerade noch, die Matratzen und Schlafsäcke rechtzeitig ins Trockene zu bringen. Im depperten Campingstuhl bildet sich derweil ein kleiner See in der Sitzmulde.

Den Einheimischen macht das Wetter nichts aus. Für sie ist Hochsommer! Familienausflug zum Fluss. Die Eltern, eingehüllt in leichte Daunenjacken und Anoraks, spazieren mit ihrem Nachwuchs zu einem stillen Seitenarm des Flusses, der zwischen Kiesbank und Ufer einen tiefen Tümpel bildet, und lassen die Kinder dort baden. Ja baden! Im eiskalten Wasser. Bei einer Lufttemperatur von 12 Grad. Ohne Neopren, in ganz normalen Badehosen und Bikinis. Mir schaudert beim Zusehen. Auch manchen Erwachsenen wird es zuviel. Die kehren dann ins Auto zurück, drehen Motor und Heizung auf und warten, bis die Kinder mit vor Kälte blauen Lippen endlich genug haben.

Nachdem wir unsere Putz- und Lüftaktion beendet haben, würde Markus gerne duschen. Aber der Boiler heizt nicht. Ich drehe den Herd auf. Es kommt nur zu Beginn Gas, die Flamme erstirbt sofort. Liegt es an der neuen Flasche? Markus fummelt am Ventil herum. Gas strömt, zwei, drei, vier Sekunden lang, dann geht es wieder aus. Es ist zum Verzweifeln. Ich weiß nicht, wie oft Markus die Flasche neu angeschlossen hat, jedenfalls dauert es lange, bis wir nur ein bisschen Wasser fürs Abendessen erhitzen können. Wenn er mit ganzer Kraft das Ventil auf die Flasche presst, fließt Gas. Aber nur dann. Da er nicht immer draußen stehen und das Ventil runter drücken kann, klemmt er ein Holzstück dazwischen, das diese Funktion übernimmt.

Ich bin von der Lösung begeistert, aber Markus' Miene bleibt besorgt.

„Wir überlisten mit dem brachialen Eingriff den Sicherheitsstopp“, gibt er zu bedenken.

Zu welch furchtbaren Explosionen ein schleichender Gasaustritt führen kann, muss er mir nicht schildern. Das kennen wir beide aus den Nachrichten.

In gedrückter Stimmung legen wir uns auf die provisorischen Leintücher. Werden wir morgen passende Gasflaschen finden? Wird damit das Problem behoben sein, oder liegt es womöglich am Ventil des Anschlussstutzens am Camper? Es kann doch nicht sein, dass jede zweite Gasflasche einen Defekt aufweist!

Regen trommelt ohne Unterbrechung die ganze Nacht aufs Dach. Und ich ertappe mich bei dem Gedanken: „Nur mehr drei Wochen. Dann ist das alles vorbei.“

2. JÄNNER 2017 FUTALEUFÚ NACH ESQUEL

Beim Frühstück gestehen wir uns, schlecht geschlafen zu haben. Markus hegt die Hoffnung, einen Mechaniker aufzutreiben, der sich die Gas-Ventile ansieht und sie eventuell reparieren kann. Die Stäbchen-Methode ist keine Dauerlösung.

In Futaleufú haben alle Geschäfte geschlossen. Angeblich, weil heute Feiertag sei. Aber der war doch gestern? Müssen wir noch einen Tag in diesem verregneten Kaff verschwenden? Mein Frustpegel ist knapp an der Schmerzgrenze. Wir parken dieses Mal in einer Nebenstraße, die noch nicht wie die Hauptstraße zur Gänze geflutet ist. Ich versuche übers Tablet herauszufinden, wo sich die nächste Tankstelle befindet. Die Scheiben laufen an und ich bin auch nicht weit von den Tränen entfernt. Markus ist ausgestiegen und klopft an die Tür des geschlossenen Supermarktes. Als ich nach draußen schaue, nehme ich verschwommen eine orange Gasflasche wahr. Direkt vor meiner Nase. Auf einer Werbetafel für Flüssiggas. Es ist genau die Marke, die wir benötigen.

Markus hat inzwischen eine Türglocke gefunden, an der er Sturm läutet, bis eine alte Frau heranschlurft und aufsperrt. Gerne öffnet sie für uns den Laden und verkauft uns zwei Gasflaschen. Die volle, die uns Probleme macht, nimmt sie mit wegwerfender Handbewegung an sich. Als wolle sie sagen, kaputte Ventile wären etwas Alltägliches.

Wir sollen die Flaschen vor Bezahlung erst ausprobieren – sie warte solange. Markus erkennt sofort die neue Schwierigkeit: die Gasflaschen sind einen Zentimeter höher und die Schraubhalterung greift nur mehr in die letzten Gewinderillen. Nach dem xten Versuch ist er nahe dran aufzugeben, aber dann ist der Einbau geschafft und das Gas strömt.

Ich suche die alte Frau im Supermarkt um zu bezahlen. Sie hat in der Zwischenzeit überall Licht gemacht und die Abdeckungen von den Waren

genommen. Es ist wie Weihnachten! Nektarinen und Trauben liegen da vor mir, reif und süß. Wie lange ist es her, seit ich das letzte Mal frisches Obst gegessen habe? Ohne an den bevorstehenden Grenzübertritt zu denken, kaufe ich die Vitaminbomben.

Als ich mich verabschiede und die Türe hinter mir schließe, baumelt ein Täfelchen gegen die Scheibe. Abierto – geöffnet steht nun drauf.

In der Laundry bittet man uns um Geduld, unsere Wäsche sei noch nicht trocken und wir kehren nochmals ins Restaurant zum offenen Feuer ein. Im Internet finden wir eine webcam, die Bludenz in strahlendem Sonnenschein zeigt. Mama schwärmt per Email vom ewig andauernden Hochdruckgebiet und einer dünnen, aber ausreichenden Schicht Pulverschnee.

Endlich können wir die Wäsche abholen, das Auto auftanken, die Lebensmittel vor dem Zoll verstecken und abfahren. Trauben und Nektarinen füttern wir auf dem Weg zur Grenze. Der Grenzübertritt ist wider Erwarten völlig harmlos. Vielleicht liegt es daran, dass es wie aus Kübeln schüttet. Da mag keiner der Beamten ins Freie, um den Camper zu inspizieren.

KEINE SONNE IN DER WÜSTE KEIN GELD IN DER BANK DAFÜR NEUE PROBLEME

Die Straße nach Esquel, der nächsten größeren Ortschaft in Argentinien, ist ein Albtraum. Grober Schotter, zu wellblechartigen Rippen aufgeworfen, deren Vertiefungen mit Regenwasser gefüllt sind. Eine wassergestreifte Fahrbahn, auf der man nur langsam vorankommt. Argentinier sehen das anders. Sie preschen mit mörderischem Tempo an uns vorbei und schleudern braune, mit Schlamm und Steinen durchmischte Drecksfontänen auf uns. Mich wundert, dass die Windschutzscheibe dem Gepressel stand hält. Markus zieht jedes Mal unwillkürlich den Kopf ein, bevor er dem Fahrer ein „Arschloch“ hinterherbrüllt. Dem Gegenverkehr kann man mitunter etwas ausweichen, aber den Überholmanövern sind wir schutzlos ausgesetzt.

Das Landschaftsbild hat sich wie erwartet stark verändert. Neben der Fahrbahn erstreckt sich flaches Buschland, zwischen den immergrünen stacheligen Kuppeln steht verdorrtes Gras, von vereinzelt Disteln violett getupft. Das Wetter hingegen hält sich nicht an Scheide von Luv und Lee der Anden. Dem Regen ist es einerlei, ob er auf ein Sumpfgelände oder eine Halbwüste prasselt. Der Tiefdruckwirbel muss so gewaltig sein, dass er den

Niederschlag bis weit hinaus in die Pampa verfrachten kann. Der Vegetation nach zu urteilen, kommt dies nicht oft vor. Auch die Pferde auf der Weide wirken verunsichert. Sie fressen nicht, sondern schauen nur. Markus meint dazu: „Die wundern sich, dass das Zeug, das sie sonst aus Brunnen saufen, nun plötzlich von oben herab fällt.“

Wir hatten uns nicht nur auf besseres Wetter gefreut, sondern auch auf die offene patagonische Steppe, die unserem Lagerkoller wegen der Enge des Campers entgegen wirken würde. Aber der Regen zieht derart dicke graue Striche vom Himmel auf die Erde herab, dass hinter dieser Schraffur alle Farben und Konturen ausradiert sind. Nach wenigen Kilometern Sicht ersäuft alles im Einheitsgrau.

Die erste Stadt in Argentinien ist Trevelin. Da wir keine argentinischen Pesos mehr besitzen, halten wir bei einer Bank. Aber der Bankomat verweigert eine Auszahlung mit dem Argument „invalid amount“. Mit dem Blechtrottel zu diskutieren, bringt uns nicht weiter. Zudem ist die Provinzhauptstadt Esquel nur 21 Kilometer weit entfernt. Dort steuern wir gleich die Nationalbank an. In deren Foyer stehen zwei Geldautomaten, aber beide sind sich einig: „invalid amount.“ Die Höchstsumme, die wir beheben dürften, läge ohnehin nur bei 2.000 Pesos, also umgerechnet rund 60 €, aber nicht einmal die erhalten wir. Ungültiger Betrag, so ein Blödsinn. Da die Bank nur vormittags geöffnet hat, können wir nirgends nachfragen.

Wir erinnern uns an Renate und Bruno, die beiden Schweizer, die uns einen Tipp für so eine Situation mitgegeben haben. In großen Supermärkten, die hier anonymos heißen, könne man mit VISA bezahlen. Man solle eine Kleinigkeit kaufen, eine große Summe eintippen und sich das Restgeld in bar auszahlen lassen. Man spare sich damit sogar die Bankspesen.

Vis-a-vis der Nationalbank ist ein solcher anonymos. Mit einem Päckchen Erdnüsse um 26 Pesos bitte ich die Kassiererin den Betrag von 2.026 auf die Rechnung zu setzen und mir 2.000 Pesos auszuhändigen. Sie ruft sofort den Chef, als hätte ich einen Überfall begangen. Ich erkläre dem Chef unser Bargeldproblem, er nickt verständnisvoll, sagt aber, unser Begehrt sei gegen die Vorschrift. Die Erdnüsse darf ich trotzdem nicht zurücklegen, sondern muss sie mit VISA bezahlen. Das ist die sinnloseste Kreditkartentransaktion, die ich je getätigt habe. Und die teuersten Erdnüsse dazu.

Was nun?

Mitten im Zentrum von Esquel steht ein großes Hotel mit prächtiger Eingangshalle. Esquel ist der letzte urbane Vorposten vor den Schigebieten im Hinterland. Tourismus ist hier kein Fremdwort. Also treten wir ein und fragen an der Rezeption, ob jemand Englisch spreche.

„No“, lautet die knappe aber eindeutige Antwort. Mir bleibt vor Erstaunen der Mund offen stehen.

„Wirklich niemand?“, frage ich nach.

„No. Nada.“

Verzweifelt irren wir durch Esquels Straßen und probieren an jedem Geldautomaten, den wir finden können unsere Karten. Aber sowohl die maestro-Karten, als auch die VISA-Karte werden abgelehnt. Einmal gibt es einen kleinen Hoffnungsschimmer: der modernste Geldautomat bislang erkennt sogar die V-Pay Funktion meiner Karte, um meinen Wunsch nach Bargeld trotzdem mit „invalid amount“ abzulehnen. Es ist also unmöglich für uns, an das eigene Geld heranzukommen. Der Grund dafür ist mir rätselhaft. Hat es mit dem Jahreswechsel zu tun? Ich hatte vor der Abreise Chile und Argentinien frei schalten lassen müssen. Wurde die Sperre durch das neue Jahr plötzlich wieder aktiv?

Zum Glück haben wir noch Euronoten und Dollarscheine dabei. Morgen, oder spätestens übermorgen in Bariloche werden wir das Problem wohl lösen (müssen). Immer wenn wir glauben, alles im Griff zu haben, tauchen neue Überraschungen auf.

Manchmal sind sie auch positiv: Ab Esquel fahren wir wieder auf Asphalt.

Abends stoppen wir an einem Flösschen, irgendwo zwischen Esquel und El Bolson. Bei nur 8 Grad Außentemperatur werfen wir die Heizung an. Das Gas funktioniert! Entspannt lehnen wir uns zurück. Markus stellt Teewasser auf und braut einen Getreidekaffee. Doch schon beim ersten Schluck spucken wir das Zeug ins Waschbecken. Das vermeintliche Trinkwasser, das wir heute getankt haben, schmeckt grauslich. Zum Glück haben wir noch etwas „altes“ Wasser in Kanistern, das genießbar sein dürfte. Wie gesagt, immer wenn wir glauben, alles sei auf Schiene, tauchen neue Probleme auf.

3. JÄNNER 2017 ESQUEL NACH BARILOCHE

Am Morgen wird es still. Das permanente Trommeln der Regentropfen klingt ab. Auf der einen Fensterseite zeigt sich sogar ein bisschen blauer Himmel, auf der anderen Seite ist jedoch nur eine dunkle Wolkenwand zu sehen, vor der sich ein flacher Regenbogen spannt.

Wir fahren eine Zeitlang neben dem Regenbogen her, doch dann schwappt das schlechte Wetter von den Bergen bis weit in die Pampa hinein und der Scheibenwischer kann der Wassermassen trotz höchster Frequenz kaum

Herr werden. Am Straßenrand tauchen Nadelbäume auf, Föhren stehen in Reih und Glied, offenbar werden sie hier in Monokulturen gezüchtet.

In El Bolson ist das Wetter richtig unangenehm. Kalter Wind peitscht den Schneeregen durch die Straßen, als wir zur dortigen Nationalbank eilen. Wir kommen vor lauter Menschen kaum zur Türe hinein, denn im Foyer werden zwei Bankomaten von Wartenden umringt. Macht nichts, denken wir, wir möchten ohnehin zu einem Schalter. Doch so einfach geht das hier nicht. Wir müssen ein Ticket lösen. Nur welches? Die Menüführung am Ticketautomaten ist auf Spanisch gehalten. Soll ich die Buchstaben A, V, S oder B wählen? Ein Security hilft mir. Das heißt, er zuckt mit den Achseln und drückt irgendwo drauf. Ich erhalte die Nummer C068.

In der Schalterhalle sind Stühle aufgereiht wie im Wartesaal einer Ambulanz. Nur wenige Plätze sind frei. Alle Menschen starren auf einen Bildschirm, der an der Decke befestigt ist und fünf Nummern gleichzeitig anzeigt. Eine neue Nummer wird von einem Piepton begleitet.

Es ist spannend wie beim Bingospiel. Denn wenn die eigene Nummer erscheint, hat man nur wenige Sekunden Zeit beim richtigen Schalter vorstellig zu werden, andernfalls rückt die nächste Nummer nach und man hat Pech gehabt und wird wieder irgendwo hinten eingereiht. Nach einer Dreiviertelstunde Wartezeit mit Genickstarre habe ich das System kapiert. Die Buchstaben vor den Zahlen decken sich mit verschiedenen Schaltern. Nur C liegt irgendwo im Verborgenen. Wenn jemand mit einer C-Nummer aufspringt, verschwindet er hinter einem Paravent und kommt nach einiger Zeit ganz woanders wieder hervor.

Piep – C068! Ich stürme hinters Paravent und wähle den ersten freien Schalter. Ich schiebe die VISA Karte der mürrisch dreinblickenden und nicht grüßenden Frau zu und sage auf Spanisch, dass ich gerne 6.000 Pesos beheben möchte.

„No!“, sagt sie.

Ich hatte eher mit „invalid amount“ gerechnet. Einfach „No“ ist enttäuschend.

„Porque?“

„No.“

Sie schiebt die Karte angewidert zurück und will schon die nächste Nummer aufrufen.

Da ereilt mich Panik und ich flehe sie an, mir zu helfen.

„Por favor! Gambio!“, rufe ich und reiche ihr 350 Euro in bar.

Die Frau befühlt die Scheine, als würde sie zum ersten Mal Bargeld zwischen Fingern spüren. Kopfschüttelnd berät sie sich mit einer Kollegin, die ebenfalls sachte mit den Fingerkuppen über die Euros streicht.

Bin ich im falschen Film? Auf dem Wechselkursrechner draußen an der Bankfassade standen alle Währungen, von Yen bis Schweizer Franken aufgelistet. Und jetzt tut man so, als hätte ich Marsgeld mitgebracht.

Die beiden ratlosen Frauen ziehen einen Kollegen ins Vertrauen. Nach langer Diskussion nickt er und schließlich fällt die Entscheidung.

Ausnahmsweise akzeptierten sie Euros. Man betont das Wort und erwartet offenbar Dankbarkeit meinerseits.

Dann aber geht das Prozedere (oder Schikane?) erst richtig los. Ich muss meinen Pass vorweisen, vier Unterschriften auf für mich unverständlichen Formularen leisten und sogar meine Emailadresse angeben, bevor sie mir die Pesos aushändigen. Zwanzig Minuten dauert der Vorgang und Markus fürchtete schon, man habe mich verhaftet. Er ist sichtlich erleichtert, als ich wieder in die Wartehalle zurückkehre. Eineinhalb Stunden haben für das Wechseln von Bargeld verplempert! Das geht in jedem Drittweltland schneller.

Mittlerweile muss ich dringend aufs Klo. Wir finden ein Cafe mit WiFi, aber fürs WC muss ich den passenden Türgriff an der Bar abholen. Ohne ihn lässt sich die Türe weder öffnen noch schließen. Wenn man hier nicht Spanisch sprechen würde, hätte ich in den Eindruck in Indien zu sein.

„Indien ist fortschrittlicher“, meint Markus.

Rund um El Bolson gäbe es interessante Wandermöglichkeiten, aber angesichts des Wetters beschließen wir, weiter nach Norden zu fahren, in der Hoffnung, irgendwann dem Wirkungsbereich des Tiefs im Süden Südamerikas zu entrinnen. Auf dem Niederschlagsradar im Internet sah es so aus, als würde der Regen höchstens bis Bariloche reichen.

Von der schönen Landschaft zwischen Esquel und Bariloche, die von zahlreichen Nationalparks (Los Alerces, Lago Pueblo und Nahuel Huapi) geschützt wird, sehen wir leider gar nichts. Die Wolken köpfen die Berge knapp an der Schneegrenze und die liegt derzeit ein paar hundert Meter überm Bodenniveau. Das Außenthermometer des Campers zeigt 7 Grad.

Bariloche klebt am Uferhang eines gewaltigen Sees, dem Lago Nahuel Huapi. Da wir aus dem Hinterland kommen, fahren wir von oben in die Stadt hinein. Die Straße windet sich zweihundert Höhenmeter durch Häuserschluchten zum See hinab. Bariloche ist sehr touristisch, oftmals wird es die Schweiz Südamerikas genannt. Die Landschaft hat tatsächlich alpinen Charakter, nur ist alles in der Dimension viel größer und weiter als in der Schweiz. Vielleicht betrifft die Vergleichbarkeit das Preisniveau.

Wir parken an der Uferpromenade und wollen uns in ein stimmungsvolles Cafe oder Restaurant setzen, mit Blick auf den sturmgepeitschten See, der unter Getöse Wellen gegen die Mole wirft. Beim Aussteigen reißt es mir die Türe aus der Hand und der Sturm wirft mich fast um. Mit dieser Gewalt hatte ich nicht gerechnet. Es ist kaum möglich, sich aufrecht zu halten. Die Suche nach dem idealen Restaurant wird augenblicklich auf das nächstgelegene reduziert. Unterhalb der Strandpromenade sind im Stadtplan Liegestühle eingezeichnet, daneben ein Pool und ein Restaurant. Wir kämpfen uns gegen den Wind und die Gischt des Seewassers zu dem Gebäude vor. Es ist ein vieleckiger Bau, der das Zeug zu einer tollen Panoramabar hätte. Aber erstens sind alle Eingangstüren versperrt und zweitens hat sich darin eine seltsame Gesellschaft verbarrikadiert. Eigenartig gekleidete Menschen erinnern an eine Sekte beim gemeinsamen Gebet. Oder ist es eine Turnstunde für Synchronstehen? Wir schauen durch die Fenster und werden nicht schlau. Sicher ist nur, dass wir hier weder etwas zu essen noch zu trinken bekommen.

„Fahren wir weiter“, sagt Markus.

Ich hab auch keine Lust im eisigen Sturm länger als notwendig draußen zu sein. Bevor wir auf die Landstraße einbiegen, zweigen wir zu einer Ferienhaussiedlung nahe am Ufer ab. Riesige Wellenbrecher rollen hier an den Kiesstrand und Möwen jagen knapp über der Gischkronen hin und her. Pappeln biegen sich im Sturm als wären sie aus Gummi und unser Camper schwankt wie ein Boot. Aber es scheint die Sonne! Winddicht verpackt steigen wir aus und blicken auf die tosenden Elemente. Der aufgewühlte See sieht fantastisch aus, das tiefblaue Wasser, aus dem sich meeresgrüne Wellen aufbäumen, die silbrig glitzernde Gischt, von der sich Schaumfetzen losreißen und im Hintergrund die Häuser der Stadt am dunklen Berghang. Am Horizont schneebedeckte Berge, über die sich eine schwarze Wolkenbank wälzt und die ihre nasse Fracht in die Täler ergießt. Blicken wir in die andere Richtung, nach Norden, sehen wir nur kleine Cumuluswolken auf stahlblauem Himmel, braune Hügel, die sich aus der flachen Pampa erheben, im Vordergrund der wütende See. Am Rand der bunten Uferkiesel blühen Ginster. Ihre Blüten zittern so sehr im Wind, dass das Auge aus dem verschwommenen Gelb eine Goldkrone formt, die auf den Büschen sitzt.

Schilfbüschel wedeln unablässig mit ihren langen silbrigen Federhalmen, während sich die Pappeln weiterhin wie unter Bauchschmerzen krümmen.

Es ist schön hier, aber ungemütlich. Selbst im Camper pfeift der Wind durch die Lüftungsschlitze der Heizung und der Tee schwappt aus der Tasse. Man wird seekrank hier drinnen.

Oder liegt mir das Mittagessen schwer im Magen?

Wir hatten in El Bolson „Zucchini Milanese Napoli“ bestellt. Weil wir großen Hunger hatten und kalorienarme Zucchini schnitzel auf Spaghetti mit Tomatensauce erwarteten, orderten wir noch Bratkartoffel dazu. Es kam ein Berg frittiertes Kartoffelschnitzel, aus denen das Öl troff. Danach erhielten wir einen Teller voll fettem Kürbispüree, auf dem in Backteig frittierte Zuchinischeiben lagen, die mit einer Schicht geschmolzenem Mozzarella belegt und überbacken waren.

Mein Magen signalisierte danach: „Tu das nie wieder!“ und stößt seitdem sauer auf.

Von Bariloche haben wir genug gesehen. Wir wollen uns ein ruhiges Plätzchen suchen und den Tag gemütlich ausklingen lassen. Beim Rio Limay fahren wir gut fünfzig Meter von der Landstraße ab und parken auf einem ebenen Sandplatz, der durch einen Hügel etwas vom Sturm geschützt ist. Alte Trauerweiden säumen das Ufer und lassen ihre Äste ins glasklare Wasser hängen. Es ist ein idyllisches Plätzchen. Aber Markus steigt aus und sagt: „Oje.“

Ich hoffe auf einen Scherz.

„Fuck!“

Ich will es nicht wissen.

„Nicht schon wieder!“

Es nützt nichts. Ich muss mich stellen.

„Was gibt's Schatz?“

Wir haben wieder einen Platten. Zwar stehen wir noch nicht auf den Felgen, aber der Reifen ist bereits zur Hälfte leer. Weiterfahren können wir so auf keinen Fall.

Dieses Mal ist es das linke Hinterrad.

Ich möchte vor Frust laut aufschreien, begnüge mich aber mit ein paar stillen Tränen der Enttäuschung. Eben hatte ich mich über den schönen Platz gefreut, nun ist wieder die Kacke am Dampfen. Wie als höhnische Draufgabe fegt eine Windhose über den Sandplatz und nebelt uns komplett mit Staub ein. Ich hasse dieses Land in diesem Moment!

„Na, na“, sagt Markus beschwichtigend. „Setz dich rein und trink deinen grünen Tee. Ich mach das schon.“

Ich hege gewisse Zweifel, wenn ich daran denke, wie wir uns bei der letzten Panne angestellt haben. Heute ist kein Brasilianer zur Unterstützung da. Aber Markus hat damals gut aufgepasst. Im Nu ist der Reifen gewechselt.

„War keine große Affäre“, sagt er cool.

Lästig ist nur, dass wir morgen zurück nach Bariloche in eine Werkstatt müssen und bis dahin den kaputten Reifen – mangels nicht passender

Halterung – wieder im Camperinneren transportieren müssen. Über Nacht bleibt er jedoch draußen liegen.

Die Fußmatten, die verstaubte Schutzhülle des Reserverads, die Wischlappen, alles schwemmen wir im Flusswasser, das erstaunlich warm ist. Man könnte fast darin baden. Ich entscheide mich dennoch für unsere Dusche. Die Sauberkeit des eigenen Bades, die Thermoskanne voller Tee und die Schönheit der Landschaft versöhnen mich schließlich wieder mit Patagonien. Dass sich seit neuestem das Tablet nicht mehr über den Zigarettenanzünder laden lässt und der Türgriff am Camper klemmt, bringt mich nicht mehr aus der Fassung. Auch diese Probleme werden wir lösen.

4. JÄNNER 2017 BARILOCHE – VULKAN LANIN

„Das kommt davon, wenn man meint, Bariloche könne man links liegen lassen“, sage ich zu Markus als wir nach dem Frühstück wieder auf die Stadt zufahren. „Überheblichkeit rächt sich.“

Gleich beim Ortseingang finden wir einen Pirelli-Reifenhändler mit angeschlossener Werkstatt. Der Mechaniker besieht sich das Loch und schüttelt augenblicklich den Kopf, was bedeutet: „Der ist am Ende, da ist nichts mehr zu machen.“

Wir brauchen einen neuen Reifen.

So soll es sein, nicke ich zustimmend.

Doch die Managerin, die ausgezeichnet Englisch spricht, sagt, sie mache uns doch lieber zuerst eine Offerte.

Oh wie recht sie damit hat! Der Preis von 214 US Dollar für einen Reifen haut mich fast um!

Unterschiedliche Reifentypen auf einer Achse seien nicht gut, warnt der Mechaniker. Wir haben derzeit Bridgestone montiert.

„Akzeptieren Sie VISA Kreditkarten?“, frage ich vorsichtig.

„Leider nein“, lautet die Antwort.

Jetzt haben wir mehr als nur ein Problem.

Die Managerin ist äußerst zuvorkommend und verständnisvoll. Sie weist uns auf einen Bridgestone-Händler am Ende der Straße hin. „Dann hättet ihr wenigstens die gleiche Type. Aber billiger sind die nicht als Pirelli, im Gegenteil. Und Kreditkarte nimmt hier in der Gegend niemand an.“

Was tun?

Vielleicht hat Timo, unser Notfallansprechpartner eine Idee. Seine Rufnummer erscheint als *gesperrt*. Auch das Notfallhandy streikt. Gut, dass dies hier kein Notfall ist.

Zwischenzeitlich hat die Managerin im Internet den Hauptsitz von Holiday Rent ausfindig gemacht und ruft dort für mich an. Die Verbindung klappt zwar, aber sie ist dermaßen schlecht, dass ich die Frau am anderen Ende der Leitung nicht verstehe. Das einzige, was ich heraushören kann, ist, dass wir nur Bridgestone-Reifen kaufen dürften, falls wir jemals etwas vom Geld zurückhaben wollen. Danach nervt sie mich mit Fragen, ob wir mit dem Camper generell zufrieden seien.

„Nein!“, belle ich in den Hörer und beende das Gespräch.

Ich entschuldige mich bei der Managerin für meinen Tonfall. Sie hat natürlich alles mitgehört und schaut mich mitleidig an.

„Chile“, seufzt sie teilnahmsvoll.

Der Mechaniker hat inzwischen das Reserverad unterm Auto hervorgeholt, weil Markus gestern, als er unterm Auto gelegen ist, bemerkt hat, dass dort auch keine Luft mehr drinnen ist. Der Mechaniker präsentiert uns nun eine lange Metallschraube, die im Reifen steckte. Im Reserverad! Für das wir einen extra Aufpreis zahlen mussten.

Ich hole den Fotoapparat, knipse Loch und Schraube und würde am liebsten nochmals diese Frau von Holiday Rent anrufen. Wir sind NICHT zufrieden!

Der Mechaniker meint, das Reserverad ließe sich reparieren. Das Profil sei zwar ebenfalls abgefahren, aber eine Zeitlang würde der Reifen noch durchhalten. Es sei jedenfalls in besserem Zustand als das Reserverad, das wir gestern montiert haben. Dem gebe er nur eine sehr beschränkte Lebensdauer.

Das heißt, wir bekommen einen reparierten Reifen aufs linke Hinterrad. Auf der rechten Seite ist der geflickte Reifen von der ersten Panne. Das Reserverad ist nur für den Notfall und dann höchstens für eine kurze Strecke einsetzbar und einen komplett kaputten Reifen führen wir ab sofort spazieren. Tausende Kilometer liegen vor uns, darunter ein über 5.000 Meter hoher Pass mit schlechter Schotterpiste.

Es fällt schwer optimistisch zu bleiben.

Um die Reifen montieren zu können, muss der Mechaniker überall die Felgen wechseln. Als er den Platten von gestern begutachtet, zeigt er uns, dass innen bereits ein Handteller großer Flicker aufgebracht worden war, der sich jetzt gelöst hatte. Der Mechaniker schüttelt bedauernd den Kopf. Das Loch hätte nie geflickt werden dürfen, sagt er. „Das war ein Totalschaden“.

Meine Wut auf Holiday Rent und Timo wird immer größer.

Ich lasse mir von der Werkstatt schriftlich bestätigen, dass uns ein grob fahrlässig geflickter Reifen auf die Hinterachse montiert worden war und dass im Reserverad eine Schraube steckte und dieses unbrauchbar machte. Und das dies alles nicht unsere Schuld, sondern die unsere Vormieter ist. Stempel und Unterschrift der Managerin. Zusammen mit den Fotos und einem geharnischten Mail werde ich diese Bestätigung an Holiday Rent senden. Damit sind wir zwar den Frust los, aber das Reifenproblem bleibt uns trotzdem. Bei nächster Gelegenheit müssen wir einen Bridgestone-Händler finden, der unsere Kreditkarte akzeptiert.

Während der Mechaniker die Reifen ummontiert, serviert uns die Managerin Kaffee und Kekse zum Trost.

Markus resümiert: „Im Prinzip ist alles gleich wie vorher. Wir fühlten uns bloß sicher im irrigen Glauben, zwei Reserveräder zu besitzen. Dabei hatten wir nur eines. So wie jetzt.“

Der Mechaniker ist fertig, ich hole die Geldbörse. Unsere mühsam gewechselten Pesos werde ich jedoch nicht los. Die Managerin schüttelt den Kopf.

„Nein, bitte kein Geld.“

Auch der Verkaufschef lehnt jede Bezahlung ab.

Ich fasse es nicht. Jetzt haben wir die Werkstatt über eine Stunde lang beschäftigt und sie wollen nichts dafür annehmen?

„Wenigstens 50 Pesos für die Kaffeekasse? Bitte!“

Lächelnd reicht der Verkaufschef die Banknote an den Mechaniker weiter. Dann verabschieden sie uns herzlich und mit den besten Wünschen für die Weiterfahrt.

„Auf Wiedersehen und gute Reise“, sagt der Verkaufschef auf Deutsch und lächelt.

Wir rätseln noch lange über deren Motiv. War es reine Nächstenliebe? Oder wollten sie beweisen, dass Argentinier besser als Chilenen sind, die uns die kaputten Reifen untergejubelt hatten? Wie auch immer, die Crew dieser Werkstatt hat meinen Glauben an die Menschheit gerettet.

Das Mail, das ich aus der Lobby des Hotel Tyrol, wo man uns netterweise Zugang zum WLAN gewährt, an Holiday Rent schicke, ist dennoch von Wut und Empörung durchdrungen.

Es ist bereits nach Mittag, als wir an unserm Schlafplatz vorbei fahren. Einen halben Tag hat uns die Reifenaktion gekostet.

Die Straße ist gut, das Wetter schön, und die Landschaft im Flusstal des Rio Limay mitunter so außergewöhnlich lieblich, dass wir anhalten müssen. Wir spazieren an einem blumengesäumten Pfad zum Ufer des Flusses hinunter, stehen auf puderfeinem, weißen Sand und staunen über die märchenhafte Kulisse jenseits des Wassers. Es könnte ein Bühnenbild für einen Elfenfilm sein. Felstürmchen, bizarre Steinburgen, Höhlen und Vorsprünge, die wie Balkone aussehen. Eine Zwergenstadt aus rötlichem Gestein, gespickt mit Pappeln und hellgrünen Weiden. Nur alles leider am anderen Ufer. Der Rio Limay ist hier breit wie ein See und das Camp drüben, das wir durchs Fernglas sehen, ist wohl nur mit dem Boot erreichbar. Schade, eine Wanderung hätte uns gut getan. Die Wutenergie in den Boden zu stampfen ist beste Mittel sie loszuwerden. Doch auch die Schönheit dieses Platzes zeigt Wirkung.

In friedlicher Stimmung fahren wir weiter.

Der Rio Limay wird immer breiter und sein Wasser seltsam dunkelblau. Die Hügel an seinen Ufern sind braun, es gibt nicht einmal an der Berührungslinie einen grünen Streifen. Karg, wie das tibetische Hochland und ebenso menschenleer. Die Farbe des Wassers ändert sich ständig und der Wind wirft es zu Wellen mit Schaumkronen auf. Als wäre es wütend und kämpfe gegen die abweisenden Hügel an. Ich kann keine Fließrichtung mehr erkennen. Was ist das? Auf der digitalen Landkarte muss ich mich weit hinauszoomen, bis ich das Ende dieser fjordartigen Wasserfläche finde, ein abruptes Ende, eine Staumauer. Auf über 100 Kilometer Länge staut sich der Fluss und hat einige Täler unter Wasser gesetzt.

Über einen Seitenarm, gebildet vom *Rio Colon Cura*, wechselt die Straße über einen gewaltigen künstlichen Damm, unterbrochen von einer kleinen Brücke in der Mitte, ans andere Ufer und mündet dort in die Ruta Nacional 234, der wir nach Norden folgen, bis wir wieder auf die Cuarenta treffen.

Die 40er wäre von Bariloche aus durch die Berge, vorbei an vielen Seen und Nationalparks gegangen und die attraktivere Route gewesen – hätte das Wetter mitgespielt. So aber wählten wir die schnellere Verbindung durch die Pampa und genießen den Sonnenschein auf unseren Bäuchen. Nur der Wind ist eine Katastrophe. Er weht uns fast von der Fahrbahn. Einmal, als wir zufällig ein Stück weit in dieselbe Richtung fahren, beschleunigt Markus auf 90 km/h und ist damit genauso schnell wie der Wolkenschatten, der neben uns herrast. Meist haben wir den Wind jedoch von vorne und das kostet viel Sprit.

Die Landschaft besitzt ihren eigenen Charme. Sanft gewelltes Hügelland, spärliche Vegetation, hin und wieder ein Hain aus Pappeln, hinter dem sich eine Estancia vor dem Wind versteckt, ansonsten sieht alles unberührt aus.

Der träge dahin strömende Fluss kann in seinem breiten Kiesbett nach Herzenslust mäandrieren, Kies- und Sandbänke umlagern, oder ungestraft die Ufer unterhöhlen, bis die Trauerweiden ins Wasser kippen.

In *Junín de los Andes*, der letzten größeren Ortschaft vor dem Pass *Tromen o Mamuil Malal*, möchten wir unser Wasservorräte nachfüllen. An der Tankstelle werden wir abgewiesen, also irren wir auf der Suche nach einem Wasserhahn durch den Ort. Direkt vor der Polizeistation liegt ein Gartenschlauch in der Blumenrabatte, an der Hauswand ist ein Wasserhahn, daneben steht eine Frau in Uniform und raucht. Zuerst glaubt sie, wir wollten eine Zigarette absandeln, aber als sie versteht, dass wir es auf das Wasser abgesehen haben, muss sie ihren Chef um Erlaubnis fragen. Der schickt uns einen Polizisten, der uns den Hinterhof öffnet und uns anweist, dort hinein zu fahren. Er lässt es sich nicht nehmen, eigenhändig den Tank mit dem Schlauch zu füllen und auch noch die leeren Kanister. Ich versuche zu übersetzen, dass man bei uns zuhause die Polizei als „dein Freund und Helfer“ bezeichnet. Er glaubt mir nicht. Die Tafel Schokolade überzeugt ihn mehr.

Nachdem wir etwas Essen eingekauft und in einem Internetcafe ein paar Frustrmails mit Holiday Rent gewechselt haben – sie wollten Beweise für meine Behauptungen, ich schickte ihnen daher die Fotos – fahren wir weiter in Richtung des Passes am Fuß des Vulkans Lanin. Beim ersten brauchbaren Schlafplatz halten wir an, essen je drei Eier und trinken Getreidekaffee. Zu meiner Verwunderung lädt sich das Tablet am Zigarettenanzünder wieder auf. Es sieht so aus, als hätten wir im Moment keine Probleme. Das grenzt an Urlaub!

WUNDERSAME BEGEGNUNG AM LANIN

5. JÄNNER 2017 VULKAN LANIN

In der Nacht muss ich mal raus. Der Sternenhimmel erschlägt mich fast. Hier in der Pampa gibt es kein Fremdlicht, der Mond ist irgendwo weit unterm Horizont und das einzige Licht, das silbern auf den Gräsern liegt, kommt von den Sternen. Dass die Milchstraße so hell sein kann, haben wir Stadtbewohner längst vergessen. Ich stehe nur in der Unterwäsche in der eisigen Nacht, bibbere vor Kälte und kann mich doch kaum vom Anblick losreißen.

Bevor ich wieder in die Bettwärme verschwinde, drehe ich noch eine Runde ums Auto und prüfe die Reifen. Kein Platten.

Als ich zurückkehre wacht Markus auf.
„Ist was?“, fragt er alarmiert.
„Reifen okay“, sage ich.
Es wird unser neuer Gruß.

Um halb sieben ist noch immer keine Wolke am Himmel und ich stelle das Teewasser auf, um Markus zu wecken. Eine Wanderung zum Vulkan Lanin könnte sich ausgehen, wenn wir uns ein bisschen beeilen.

Ein paar Kilometer nach unserem Schlafplatz taucht der Berg am Horizont auf. Der Lanin ist ein formvollendeter Kegel, der sich 2.500 Meter aus der sanft gewellten Hügellandschaft erhebt. Ein dunkler Riesenspindel, der mit einem Gletscher gekrönt ist. Das Eis ist von der Asche schmutzig grau und der Übergang zum Gestein fließend wie in einem Aquarell ist. Als hätte ein Maler den Pinsel absichtlich nicht ausgewaschen, als er damit in den Schnee fuhr.

Je näher wir dem Vulkan kommen, desto öfter stehen seltsam bizarre Bäume in der Landschaft. Einzelwesen, mit ausladenden, fast waagrechten Ästen, als verhöhnten sie die Schwerkraft. An den äußersten Ast-Enden sprießt etwas Strubbeliges, das aus der Ferne an Quasten von Cheerleadern erinnert.

Beim ersten dieser solitären Bäume, der am Straßenrand wächst, halten wir an. Es ist eine Araukarie. Der Baum hat weder Nadeln noch Blätter, sondern eine Mischung aus beidem. Man stelle sich einen Tannenzapfen vor, dessen braune Schuppen fleischig und ein wenig nach außen gebogen abstehen. Die Schuppen der Araukarie sind allerdings grün, sehr hart und schmerzhaft spitz. Sie formen eine stachelige Wurst, die meterlang werden kann, bevor sie sich verzweigt. Ein gerader Wuchs ist selten, die grünen Würste sehen aus, als wären die Schuppen auf einen festen, aber biegsamen Draht gefädelt.

Der Hauptstamm wirft irgendwann seine Blattschuppen ab und verholzt. Er kann in seltenen Fällen bis zu 50 Metern in die Höhe wachsen. Die unteren Äste verkümmern, während die Baumkrone üppig und sehr ausladend sein kann. Wie gesagt, Schwerkraft, Schneedruck oder Wind scheinen die Araukarien nicht zu beeinflussen. Es sind Bäume mit speziellem Charakter, die allem trotzen. Irgendwie erinnern sie und an längst vergangene Zeiten. Dinosaurier würden gut zu ihnen passen.

Am Fuße des Vulkans beginnt der Wanderweg. Etliche Autos parken bereits auf dem erdigen Platz davor. Wir richten unsere Rucksäcke, ziehen die Bergschuhe an, da bemerke ich einen älteren Mann, der ständig um unseren

Camper schleicht. Ich frage ihn auf Englisch, ob er gerne einen Blick hinein werfen würde. Er fühlt sich ertappt, wird rot, nimmt mein Angebot aber dankend an. Erklärt irgendwas von Bekannten, die einen solchen Camper eventuell mieten wollten. Sein nicht gerade akzentfreies Englisch entlarvt ihn sofort als Schweizer.

Mir fallen Renate und Bruno ein und ich sage auf Deutsch, wir hätten vor kurzem im Süden unten Schweizer getroffen. Am Lago General Carreras. Mit einem Panzer als Wohnmobil.

Ja, Schweizer gäbe es hier überall, antwortet der Mann und macht Fotos von unserem Bett und Tisch.

Ich erzähle ihm, dass sie uns geraten hätten, bei einem Schweizer zu nächtigen, der irgendwo im Norden ein Haus mit einem Innenhof besitze. Aber ich hätte den Namen der Ortschaft vergessen. Schade, denn dessen Frau hätte uns eventuell einen Zopf gebacken.

„Warte mal“, unterbricht mich der Mann. „Ich hatte ein Haus mit Innenhof, aber das ist einige Jahre her. Ich habe es verkauft und wir wohnen woanders. Und meine Frau kann Zopfbrot backen.“

„Das mag schon sein“, sage ich, „aber das Ehepaar von dem ich spreche, wohnt fast 1000 Kilometer weiter nördlich von hier.“

„Wir auch“, sagt der Mann und wird ganz nervös. „Wir machen grad eine kleine Rundreise durch Argentinien.“

„Aber so einen Zufall gibt es doch gar nicht!“, rufe ich.

„Wie sagtest du hießen die beiden Schweizer, Renate und Bruno? Und ihren Hund nennen sie Beppo?“

„Renate und Bruno, ganz genau“, antworte ich baff. „Aber der Hund hieß anders. Doch – warte, ihren Camper nannten sie Beppomobil!“

Der Mann ist nun ganz aus dem Häuschen. Sie hätten Renate und Bruno vor vielen Jahren getroffen, damals noch mit dem Hund Beppo. Aber seit zwei Jahren sei der Kontakt abgebrochen und er habe sie weder über facebook, noch whats app finden können. Und die Telefonnummer stimme nicht mehr.

„Ich hab was“, sage ich und verschwinde kurz im Camper.

Mit der Visitenkarte der beiden Schweizer kehre ich zurück.

„Das sind sie, das sind sie!“, ruft der Mann und stampft vor Freude über die wiedergefundenen Freunde mit den Füßen auf den Boden. Wäre er jünger, würde er wohl Luftsprünge machen.

Dann – wie auf ein geheimes Kommando hin - halten wir beide in unserem Überschwang inne und schauen uns schweigend an als stünden wir vor einem Wunder. Beide denken wir dasselbe. Ist das noch Zufall oder schon Bestimmung?

Markus kommt hinzu und auch die Frau, die Zopfbrot backen kann. Beide wollen nicht glauben, was wir ihnen erzählen. Aber die Visitenkarte ist der

Beweis und die Geschichte mit dem Backkurs deckt sich mit Renates Schilderung. Vor uns steht das Ehepaar, das wir irgendwo im Norden Chiles hätten aufsuchen und ihnen schöne Grüße von Renate und Bruno Furer ausrichten sollen.

„Mission erfüllt“, lache ich und fühle mich seltsam beschenkt und glücklich. „Es kommt schließlich selten vor, dass man zur richtigen Zeit am richtigen Platz ist.“

„Und einen neugierigen Fremden bittet, die eigene Wohnung zu inspizieren“, ergänzt der Mann. Denn er hätte uns niemals angesprochen, gesteht er. Wir verabschieden uns herzlich wie alte Freunde und schultern unsere Rucksäcke. Das Ehepaar winkt und setzt seine Reise fort.

Der Wanderweg führt durch einen lichten Wald aus Scheinbuchen, von deren Zweigen lange Baumbärte hängen. Der Boden ist mit umgeknicktem Bambus bedeckt. Zwischen den verdorrten Stängeln leuchtet ein Blütenmeer aus orange-roten Lilien, die einen betörenden Duft verströmen.

Das zauberhafte Blumenwäldchen endet abrupt an einer Wüste aus Lavasand. Schwarz, heiß und staubig breitet sie sich vor uns aus. Man erkennt Fließspuren von Asche und Schlamm, ein paar Holzgerippe ragen wie Mahnmale aus dem verkohlten Boden.

Wir ziehen die dicken Jacken aus und stopfen sie zu Anorak und Daunenweste in unsere Rucksäcke. Mit diesen Temperaturen haben wir nicht gerechnet. Am frühen Morgen zeigte das Thermometer nur 5 Grad über Null.

„Im Sturm fühlt sich das noch viel kälter an“, dachten wir und sahen keine Veranlassung mehr als unser Gesicht mit Sonnencreme einzuschmieren.

Jetzt schwitzen wir im T-Shirt während wir über die versengte Landschaft wandern. Die Luft ist erfüllt vom feinen Staub des Bimssteins, der unter unseren Schritten zerrieben wird. Mich dürstet, jetzt schon, und ich habe bloß einen Liter Wasser im Rucksack dabei. Hier werden wir nirgends ein Bächlein finden, denn das Schmelzwasser des Gipfelgletschers wird vom porösen Lavaboden, der wie ein Löschpapier reagiert, sofort absorbiert.

Auf mich wirkt der erstarrte Lavastrom, über den wir bergwärts wandern, absolut lebensfeindlich. Die Pflanzen sehen das anders. Eine erstaunliche Vielfalt hat sich hier an gesiedelt. Manchen reicht eine kleine Sandmulde um sich wohl zu fühlen und dottergelbe Blüten hervorzubringen. Andere ducken sich hinter Lavabrocken in den Schatten und treiben lange Stiele aus, um ihre tulpenartigen Kelche ans Licht zu bringen. Wie purpurfarbene Fähnchen markieren sie unseren Weg. Es gibt Pflanzen mit fleischigen, dickleibigen Blättern, die sie sternförmig von sich strecken. Im Zentrum dieser Mandalas ruht eine grüne Kugel in der Größe eines Golfballes.

Es sind Lebewesen wie von einem anderen Stern. Ich hätte mir stacheliges, halbverdorrtes Gestrüpp erwartet, das sich nach einem Ausbruch als erstes ansiedelt. Aber diese Pionierpflanzen hier sehen gar nicht danach aus, als hätten sie mit den Umständen zu kämpfen. Im Gegenteil. Es fehlen die Fressfeinde und Dornen sind unnütz.

Die seltsamen Formen und Farben dienen entweder zur Wasserspeicherung oder um die Aufmerksamkeit von bestäubenden Insekten zu erregen.

Bodenbedecker bilden Blumenteppeiche, die wie kreisrunde gelbe Inseln im Lavasand schwimmen. Gleich daneben wächst ein dunkelgrünes Kraut, dessen Blüten wie weiße Turbinenräder geformt sind, in deren Mitte eine orange Nabe sitzt. Nicht weit davon entfernt eine Pflanze mit sternförmig gefalteten Blättern in mattem Türkis. In ihrer Mitte öffnet sich eine einzige lila Blüte zu einem großen Kelch.

Je höher wir steigen, desto haariger und pelziger werden die Pflanzen. Manche gruppieren die Blätter so dicht an die Stängel, dass sie wie klobige Würste erscheinen. Andere verstecken das frische Grün zwischen den fasrigen Resten abgestorbener Teile. Nur an den Blüten wird nie gespart.

Ich bin unentwegt am Fotografieren. Nie hätte ich in dieser Ödnis so viel Schönheit erwartet. Und keine dieser Pflanzen habe ich jemals zuvor gesehen.

Markus interessiert sich weniger für die Botanik – er entdeckt stattdessen ständig neue Vulkane am Horizont, Schneekegel, die sich weit über alle anderen Berge erheben.

Bemerkenswert ist auch der Blick auf die Wetterscheide, als habe man die Staatsgrenze farblich erkennbar gemacht: Argentinien ist vorwiegend braun, während in Chile sattes Grün vorherrscht. In der argentinischen Grassteppe gibt es nur vereinzelt ein paar Bäume, in Chile hingegen wird der flächendeckende Wald nur von Seen durchbrochen.

„Und die glitzernde Schlange dort unten“, sagt Markus, „was bedeutet sie?“

Ich vermute einen kilometerlangen Fahrzeugstau vor dem Grenzübergang.

„Sieht aus, als wollten alle nach Chile hinüber, denn auf der chilenischen Seite kann ich keine Kolonne erkennen.“

Auch am Berg ist viel los. Die meisten Wanderer sind uns jedoch weit voraus. Sie werden im Lager knapp unterhalb des Gletschers übernachten, um morgen dann eventuell den Gipfel zu erklimmen. Anfangs bereue ich, dass wir nicht auch an diese Option gedacht haben, wir hätten ja die nötige Ausrüstung dabei. Aber als wir dann im Lager Rifugio BIM Naranja auf 2.300 Metern Höhe eintreffen, dort die winzige Blechbaracke, eine Art Tunnel mit schmalen Pritschen, die Expeditionszelte auf abschüssigen Flächen und die vielen verschwitzten Menschen sehe, die sich heute Nacht hier



Regen, Regen, Regen – sogar in der ansonsten trockenen Steppe



Sturm in Bariloche, der See brodelt, im Hinterland gehen Schauer nieder





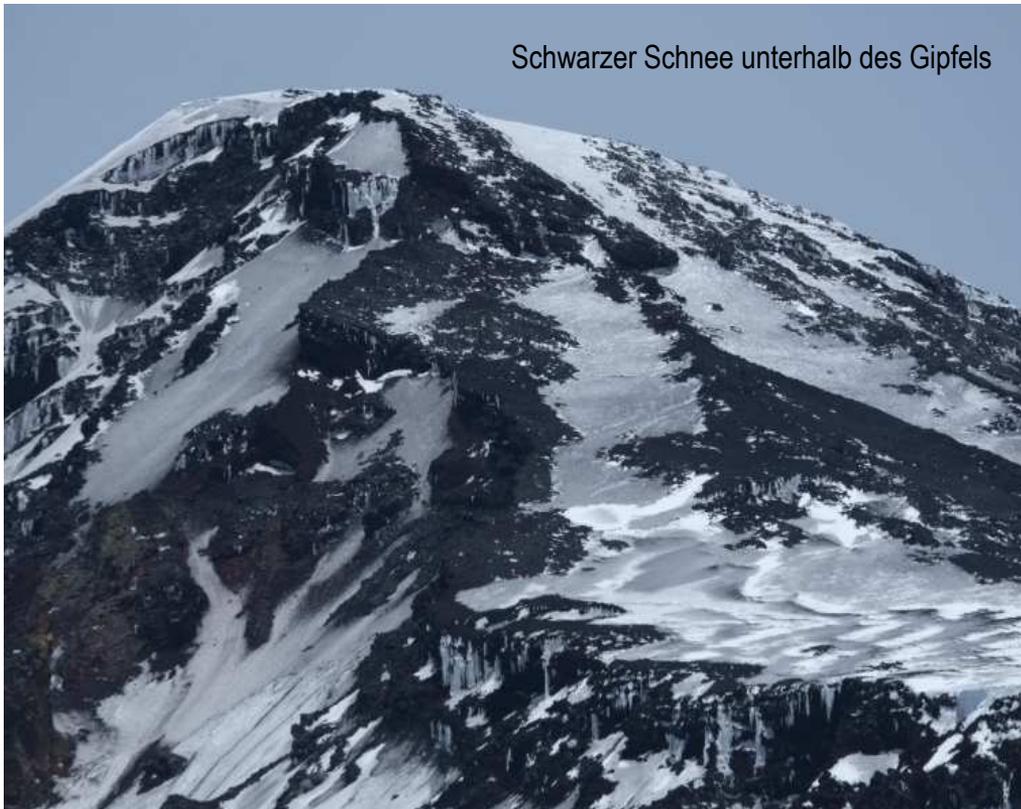
Blumenbad auf dem Weg
zum Vulkan Lanin



Bizarre Pflanzen, die die Lavawüste erobern

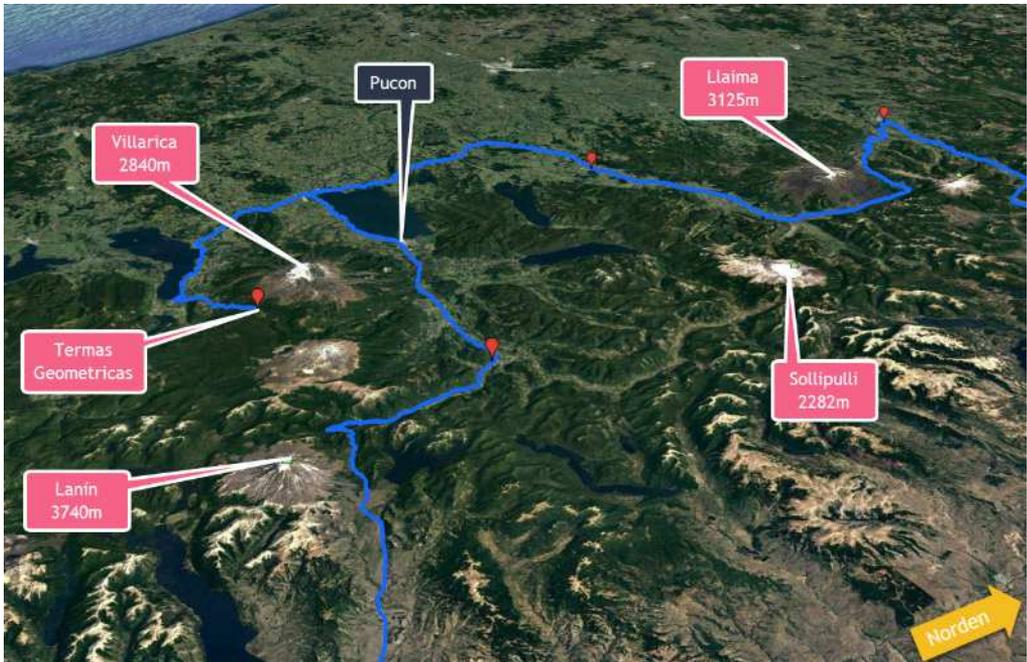


Schwarzer Schnee unterhalb des Gipfels



Markus steht mehr auf gelb....





Vom Lanin aus gesehen der nächste Vulkan



Bei uns kaum vorstellbar:

Straßenbau nimmt Rücksicht auf zwei Araukarien



zusammendrängen werden, bin ich froh, dass wir zum Camper und unserer Dusche zurückkehren können.

Wir wandern noch ein kleines Stück weiter über das Lager auf, bis wir einen ruhigen Rastplatz am Rand Gletschers finden. Der Himmel ist noch immer wolkenlos und die Fernsicht überwältigend. Die meisten Andengipfel liegen deutlich unter uns, eine schier unendliche Abfolge von Bergrücken und Tälern, wie ein zerknülltes und danach nur notdürftig entfaltetes Papier. Dazwischen ragen schneebedeckte Kegel über alle anderen Berge in die Höhe. Vulkane. Sie sind die Regenten in diesem Abschnitt der Anden.

Wir freuen uns darauf, demnächst zwischen diesen Riesen herumzufahren und den einen oder anderen ein Stück weit zu besteigen.

Für heute reicht es uns. Wir haben nichts mehr zu trinken, dafür einen Sonnenbrand und vom Gipfel trennen uns immer noch fast 1.500 Höhenmeter, obwohl er zum Greifen nahe aussieht. Bergsteiger kommen uns entgegen, sie haben sich Plastikteile umgebunden, auf denen sie am Hintern sitzend die Schneefelder vom Gipfel hinabrutschen konnten. Sie tragen Helme und Eispickel und sehen aus, als wären sie am Ende ihrer Kräfte. Dabei stehen ihnen noch 1.200 Höhenmeter Abstieg bevor!

Da wir keinem Bergführer folgen müssen, können wir eine verbotene Abkürzung durch loses Geröll nehmen und wirbeln ordentlich Staub auf. Ich sehne mich danach so sehr nach einem erfrischenden Bad, dass ich mich kurz vor dem Wanderparkplatz in das versteckte kleine Bächlein lege, das im Wald entspringt und so kalt ist, dass ich sofort Muskelkrämpfe bekomme. Aber der sonnenverbrannten Haut tut es gut.

Erst als ich wieder angezogen und ein Stück weiter gegangen bin, sehe ich, dass das Bächlein zu einem Reservoir umgeleitet wird. Ich habe im Trinkwasser der Militärstation gebadet!

Als wir später am gegenüberliegenden Campingplatz unseren Wassertank füllen und uns der Betreiber versichert, es handle sich dabei um frisches Quellwasser, bin ich nicht sicher, ob das eine gute Nachricht ist.

Leider können wir keinen der schönen Stellplätze am Campingplatz benutzen, da die Zufahrt unter den Bäumen hindurch zu niedrig für unseren Camper ist. Wir bleiben daher auf einem ziemlich schrägen Parkplatz stehen, dafür mit umwerfender Aussicht auf den Vulkan. In den Bäumen ringsum hocken Papageien und veranstalten einen Heidenlärm.

Ich koche Nudeln und kippe eine angewärmte Fertig-Tomatensauce darüber. Obenauf lege ich je eine Scheibe Plastik-Toastkäse. Es schmeckt graulich. Aber in einem Restaurant ist es selten besser. Und ich kann nasse Fetzen von der Küchenrolle auf die Arme zur Kühlung meines Sonnenbrandes pappen. Im Gasthaus ginge das nicht. „Es sieht aber auch für mich bescheuert aus“, bemerkt Markus.

GRENZERFAHRUNG

6. JÄNNER 2017 IM STAU

Die Nacht ist zum Glück wieder sternenklar und sehr kalt, was den Sonnenbrand erträglicher macht. Morgens lauere ich mit griffbereiter Kamera auf einen farbenprächtigen Sonnenaufgang am Vulkan. Doch der 3.747 m hohe Gipfel hat sich eine Wolkenhaube aufgesetzt, die wie eine Schirmkappe aussieht.

Ich denke an die Fahrzeugkolonne vor dem Grenzübergang und daran, dass wir uns am besten jetzt schon einreihen würden, aber Markus schläft so tief und fest, dass ich es nicht übers Herz bringe, ihn zu wecken.

Als wir nach dem Frühstück endlich weggekommen, auf die Hauptstraße einbiegen und gleich anhalten müssen, weil wir das Stauende bereits erreicht haben, wirft mir Markus meine Rücksichtnahme vor. Aber sein *hättest-mich-eben-wecken-müssen* kommt zu spät.

Ich versuche die Distanz zum Zollgebäude aus der Karte zu ermitteln. Ca ein halber Kilometer. Wir schätzen daher rund 60 wartende Autos vor uns. Würde die Abfertigung eines Wagens nur 1 Minute dauern, so stünden wir eine Stunde im Stau. Sind es aber jeweils 10 Minuten – dann lieber nicht weiterrechnen.

Es vergeht eine halbe Stunde bis die Lücke zur nächsten Stoßstange so groß ist, dass es sich rentiert den Camper zu starten um die paar Meter weiter zu fahren. Frust breitet sich aus.

Eine halbe Stunde für vier Meter!

Was sollen wir tun? Umkehren? In Argentinien bleiben und in der Nähe irgendwo wandern gehen? Dafür haben wir kaum Proviant mehr. Wegen des Grenzübertritts hatten wir ihn gestern großteils verputzt.

Also doch wie geplant versuchen, nach Chile zu kommen? Sollten wir es spätabends probieren? Doch was passiert, wenn die Grenze um 20:00 Uhr schließt?

Mist.

Es fällt uns nichts Vernünftiges ein.

Wir stehen in einem sinnlosen Stau wegen gegenseitiger Grenzschikanen zweier nicht befreundeter Staaten und das bei schönstem Wetter.

„So toll ist das Wetter auch wieder nicht“, sagt Markus, der den Vulkan durchs Fernglas beobachtet.

Die linsenförmig abgeschliffene Wolke am Gipfel hat sich zu einem vierstöckigen Monster entwickelt, heftiger Wind wirbelt schwarzen Staub auf, der den Schnee verdüstert. Durchs Fernglas sieht man Menschengruppen, die sich vor dem Sturm ducken, hinter Felsnasen Schutz suchen oder bereits den Rückzug angetreten haben. Eine Gipfelbesteigung ist heute unmöglich.

Während ich ihrem Scheitern aus der Ferne zusehe und mir vorstelle, wie sich das dort oben mit Aschestaub, Schneekristallen und eisigem Wind anfühlen muss, bin ich wieder ganz zufrieden mit der eigenen Situation. Wir können immerhin abwechslungsweise nach hinten in den Camper gehen, Tee trinken, etwas lesen, während der andere das Steuer übernimmt und ab und zu ein paar Meter weiter rollt.

Ärgerlich ist nur, wenn Reisebusse die Kolonne überholen und man damit rechnen muss, dass sich die eigene Wartezeit eben um eine weitere halbe Stunde verlängert hat.

Wir nutzen die Zeit, um die Reiseroute der nächsten Tage festzulegen, um den Camperboden aufzuwischen, die Kleiderschränke aufzuräumen und Emails aufzusetzen, die wir irgendwann einmal versenden werden.

Nach drei Stunden erreichen wir das Zollgebäude. Drinnen herrscht das gleiche Gedränge wie draußen auf der Straße. Nur dass man hier Hintern an Hintern statt Stoßstange an Stoßstange steht und sich in einer S-förmigen Schlange vor den Schaltern windet. Drei von vier sind besetzt, die Beamten tun ihren Dienst ohne die geringsten Anzeichen von Stress. Es ist ihnen völlig egal, wie viele entnervte Menschen auf die ersehnten Stempel in ihren Papieren warten. Vielleicht straft der Staat Argentinien seine ausreisewilligen Bürger auf diese Art.

Doch die Einreise in Chile ein paar hundert Meter weiter gestaltet sich ebenso schikanös. Ich besorge die Stempel für die Pässe und die Fahrzeugpapiere. Dann fehlen nur mehr die Zollformulare. Markus unterschreibt sie blanko, damit ich sie ausfüllen kann, während er im Camper auf den Beamten für die Fahrzeuginspektion wartet.

In der Hektik kreuze ich versehentlich bei mir „male“ und bei Markus „female“ an, was ich aber sogleich durchstreiche und ausbessere. Mit den Formularen muss ich bei einem anderen Schalter anstehen und mir dort eine Wartenummer abholen. Als ich die Zollformulare dem Beamten endlich vorlegen kann, schimpft er, ich solle sie gefälligst ordentlich ausfüllen.

„Aber das habe ich doch!“, antworte ich und verstehe nicht, worauf er anspielt.

Da zeigt er mit angeekelter Miene auf das durchgestrichene Kästchen mit der Geschlechtsangabe, bezeichnet es als Geschmiere und wiederholt seine Aufforderung, die Papiere ordentlich auszufüllen.

„Das ist ein Scherz, oder?“, wage ich aufzumucken.

Daraufhin nimmt der Beamte die Zollformulare nun doch an sich, aber nicht um sie weiterzuleiten, sondern um sie vor meinen Augen zu zerreißen. Mit sichtlichem Genuss.

Für mich bedeutet das: ich muss mich wieder bei Schalter 1 hinten anstellen um Formulare zu ergattern, ich muss damit zu Markus rennen für eine Unterschrift, ich muss dann erneut bei diesem präpotenten Herrn vorsprechen um eine Wartenummer zu erhalten! Zwei Schalter für eine Wartenummer!

Kafka könnte einen ganzen Roman darüber verfassen.

Ich verspüre Mordgelüste.

Endlich habe ich die Wartenummer, mit der ich zum Durchsuchungsbeamten muss. Der ist zum Glück sehr zuvorkommend und ich lasse ihn gerne überall in die Kästen und Schubladen hineinschauen. Er entdeckt weder den Käse im Hosenrohr der Trekkinghose im Wäschesack, noch den Honig in der Innentasche meines Rucksacks. Auch die Joghurtbecher in Markus Bergschuhen bleiben unentdeckt. Wo ich die Chiasamen und die Nüsse versteckt habe, weiß ich allerdings selbst nicht mehr. Aber sie tauchen sicher bald wieder auf.

Wir rollen wieder aus Asphalt dahin, auf Straßen mit Leitschienen und Bodenmarkierungen.

„Wie in Österreich“, sage ich und werde augenblicklich eines Besseren belehrt. Denn mitten in der Fahrbahn wachsen drei Bäume. Zu ihrer Sicherheit wurden Betonelemente aufgestellt, die eine Art Verkehrsinsel um die Bäume herum bauen, sogar die Sperrlinie in der Fahrbahnmitte gabelt sich und führt an den Bäumen vorbei. Chile liebt und schützt seine Araukarien. Dabei sind es nicht einmal besonders große oder alte Bäume, die hier so aufwändig umfahren werden.

Vielleicht ist es auch ein Werbegag für die Menschen, die eben aus Argentinien ausgereist sind und vom chilenischen Staat beeindruckt sein sollen, der Bäumen Priorität gegenüber einer Straße einräumt. Nach dem Motto: wir scheuen keine Kosten – wir haben es ja. Ätsch ihr Argentinier!

Kurz darauf halten wir an einem schönen See, dem Lago Quillehue, an dessen Ufer beeindruckend hohe Araukarien wachsen, aber auch junge

Emporkömmlinge, die sich perfekt als Christbaum eignen würden. Seit unserer ersten Bekanntschaft mit diesen Bäumen habe ich Wikipedia befragt. Das Gefühl, dass diese Gewächse zu Dinosauriern passen würden, täuschte uns nicht. Die ältesten fossilen Exemplare datieren bis zu einem Alter von 90 Millionen Jahren. Die Araukarien zählen somit zu den ältesten Baumarten der Welt.

Ihre seltsam schuppigen Astwürste haben zu Beinamen wie Schlangenbaum oder Schuppentanne geführt, wobei ich Affenschwanzbaum am treffendsten finde. Diese sehr biegsamen Äste stehen waagrecht vom Stamm ab und verzweigen sich nach außen hin mehrfach.

Da die Bäume sehr langsam wachsen, das heißt nicht mehr als 30 Zentimeter pro Jahr, können die großen Exemplare zwischen 1.300 und 2.000 Jahre alt sein. Nach den ersten paar hundert Jahren werfen sie die untersten Äste ab, sodass nur mehr die Krone beaset ist. Im Greisenalter stehen überhaupt nur mehr vereinzelt, seltsam verbogene Äste vom kahlen Stamm ab.

Wikipedia listet noch ein interessantes Detail auf: Die Rinde der alten Araukarien kann bis zu 14 Zentimeter stark sein und bietet somit guten Schutz vor dem Feuer und der Hitze heißer Asche bei Vulkanausbrüchen.

Die Araukarien am Ufer des Sees, wo wir für eine Rast angehalten haben, müssen uralt sein. Sie haben ihre maximale Wuchshöhe von 50 Metern fast erreicht und ihre mächtigen, bis weit hinauf astfreien Stämme, tragen einen Pelz aus hellgrünem Moos. Welche Dimensionen muss das Bewusstsein eines solchen Lebewesens haben? Ist die Berührung durch meine Hände auf der aufgesprungenen Borke nichts anderes, als der zufällige Flügelschlag einer Eintagsfliege auf meiner Haut?

Ich bilde mir jedenfalls ein, dass ich beim Anlehnen an den Stamm eine Ahnung der Ruhe und der Tiefe der Präsenz dieses Lebewesens erhasche. Das reicht, um mich den Konflikt mit dem Grenzbeamten vergessen zu lassen. Eigenartigerweise stimmt mich die Vorstellung friedlich, dass diese Bäume noch dastehen werden, wenn der Beamte und ich schon längst tot sind.

Schließlich treibt uns der Hunger weiter. In der nächsten kleinen Ortschaft bekommen wir um halb drei Uhr Nachmittags ein gutes Essen und können selbstverständlich mit Kreditkarte bezahlen. Chile ist deutlich problemloser zu bereisen, wenn man einmal drinnen ist.

Gleich hinter dem Dorf wirbt ein Schild mit den Thermalquellen von Curarrehue. Die Anlage besitzt bei weitem nicht das Flair der heißen Pools am Meer bei Puyuhuapi, aber wir können im warmen Wasser sitzen und den Vulkanstaub aus Haut und Haaren schwemmen.

In Pucón, dem touristischen Hauptort in dieser Provinz, besuchen wir ein Cafe mit WiFi und genügend Steckdosen um unser elektronisches Equipment wieder einmal aufzuladen. Holiday Rent hat auf meine wüsten Mails bezüglich der Reifen reagiert und wünscht einen Rückruf. Von Chile aus klappt die Verbindung einwandfrei – aber inhaltlich kommen wir uns trotzdem nicht näher. Sie zahlen nur – wenn überhaupt – bei Bridgestone Reifen etwas dazu und schlagen daher vor, auf das eine – inzwischen von uns geflickte Reserverad zu vertrauen.

In Pucón gibt es überall outdoor-Spezialisten und Trekkingagenturen. Es wird alles angeboten, was jungen Leuten „Spaß“ macht. Vom Bungee-Jumpen bis Raften, über Reitausflüge mit anschließendem Lagerfeuergrille bis hin zum Paragleiten. Die Stadt ist quirlig, vollgestopft mit Kneipen und Steakhäusern. Hier macht Urlaub, wer Party, sicheres „Abenteuer“ und Shopping liebt. Wir schauen, dass wir wegkommen.

Am Ufer des Lago Villarica ist es allerdings schwer einen Stellplatz für die Nacht zu finden. Alles ist verbaut, eingezäunt oder als privat gekennzeichnet. Da es ohnehin schon dunkel wird und die Aussicht kein Kriterium mehr darstellt, bleiben wir an einer Nebenstraße einfach direkt neben einer Furt, wo die Fahrbahn etwas breiter ist, stehen. Es ist kein romantischer Platz, aber dafür ruhig. Wir hören nur das Klappern der harten Blätter von Eukalyptusbäumen im Wind. Erst später gesellt sich das Prasseln von Regentropfen dazu.

VOM REGEN INS BAD

7. JÄNNER 2017 TERMAS GEOMÉTRICAS

Die ganze Nacht lang schüttet es wie aus Kübeln. Ich liege am Rücken, lausche dem verhassten Geräusch und versuche so stoisch und ruhig wie eine Araukarie zu sein. Ich bin aber kein Baum, sondern ein Mensch mit begrenzter Lebensspanne, der extra hierher gereist ist, um die schönen Vulkane zu sehen. Wut vertreibt den Schlaf, Müdigkeit die Worte. Zum Frühstück schweigen wir beide.

In der Stadt Villarica suchen wir ein Cafe mit WiFi und rufen den Wetterbericht ab. Er sieht schlecht aus. Das Tief, dem wir für zwei Tage durch die Fahrt nach Norden entkommen waren, hat uns eingeholt und nun vor, mindestens vier Tage hier zu bleiben.

Wir hingegen haben nur zwei Tage geplant.

Was nun?

Immer dieselbe Frage, die uns niemand beantworten kann.

Warten?

Wie wartet man, wenn man keinen Schritt hinaus ins Sauwetter tun mag?

Weiterfahren und auf die ganzen Sehenswürdigkeiten hier verzichten?

Ganz im Norden lockt nach wie vor der Paso Agua Negra und das Valle de la Luna. Die beiden Ziele gehen sich aber nur aus, wenn wir hier keine unnötige Zeit verlieren.

Auf eine Besteigung des Vulkans Villarica zu warten, ist Zeitverschwendung. Wir finden uns damit ab, ihn niemals zu Gesicht zu bekommen. Aber wir werden ihn umrunden. Mit dem Auto. Denn wir wollen zumindest die berühmteste Therme Chiles an seinen südlichen Hängen besuchen.

Bis Coñaripe ist die Straße gut, wenn auch mit viel Verkehr, was wir gar nicht mehr gewöhnt sind. Ab Coñaripe jedoch ist die Fahrbahn nur mehr eine Zumutung. Sie windet sich über steile Berghänge nach oben und besteht oftmals nur aus einer Abfolge von Schlaglöchern. Ab und zu gibt es kleine Siedlungen mit barackenähnlichen Hütten inmitten kleiner Felder. Dort warten Kinder mit Schaufeln am Straßenrand und schippen hastig Erdreich in die Schlaglöcher, wenn sich ein Auto nähert. Dann halten sie die Hand auf und, wenn man ihnen nichts zusteckt, blockieren sie die Fahrbahn. Ich werde den Verdacht nicht los, dass sie hinter uns den Dreck wieder aus den Löchern kratzen.

Markus will angesichts der miserablen Zufahrt nicht glauben, dass an ihrem Ende die schönste Therme Chiles liegen soll. Auch ich beginne zu zweifeln. Mittlerweile sind wir in Höhen vorgedrungen, in denen es nicht einmal mehr Felder gibt, sondern nur mehr kühle Nadelwälder, in denen sich die Wolken verfangen. Die Straße ist zum schmalen Forstweg geschrumpft, aus Gegenverkehr erwächst neben den Schlaglöchern ein neues Problem.

Dann, nach zwanzig Kilometern Allradstrecke, plötzlich ein riesiger Parkplatz. Gut zwei Drittel davon sind belegt. Wir schauen uns an und denken dasselbe: Wenn alle Besucher in einem Pool sitzen, dann gibt es darin kein Wasser mehr.

Beim Eingang müssen wir unsere Pässe abgeben, der Grund dafür wird uns nicht erklärt, aber es betrifft alle Besucher gleichermaßen, dann zahlen wir pro Person 25.000 Pesos und erhalten dafür je ein Vorhängeschloss und ein Handtuch.

Auf rot bemalten Holzstegen geht es neben einem dampfenden Bach durch einen Wald aus Mammutblättern und mannshohen Farnen in eine Schlucht hinein. Von steilen Felswänden hängen Lianen und Schlingpflanzen herab, herabgestürzte Baumriesen liegen kreuz und quer am Schluchtboden und modern vor sich hin, oder haben sich in einer Enge verkeilt, sodass man sich bücken muss, wenn man unter ihnen durch will. Alles ist feucht und tropft und Moospolster gedeihen üppig auf Felsvorsprüngen.

Wir folgen dem Holzsteg, der durch den Urwald leitet ohne ihn anzutasten, zu den Garderoben. Das sind kleine, verschließbare Holzboxen, in denen man sein Gewand verstaut. Eine Sichtschutztür ermöglicht das Umziehen im Freien. Es kostet einige Überwindung, sich in der kalten Luft auszuziehen und in das immer noch feuchte Badezeug von gestern zu schlüpfen.

Vor Kälte bibbernd dringen wir auf dem roten Holzsteg weiter in die Schlucht hinein. Nebel steigen von unten auf, wabern über das triefende Moos und schweben über den Köpfen von Badenden, die in einem der Pools sitzen. Es gibt insgesamt 17 Becken, die wie Vogelnester an die Schluchtenwände gemauert sind. Kleine Schilder zeigen die Wassertemperatur darin an. Sie reicht von 34 bis 44 Grad. Wir wählen das erstbeste Becken mit 38 Grad und tauchen in die herrliche Wärme ein.

Was für ein Ambiente!

Mit dem Rücken an die Schluchtwand gelehnt, spähen wir zwischen herabhängenden Farnblättern auf den Holzsteg, wo ein ständiges Kommen und Gehen herrscht. Aber die Besucher verteilen sich in der langen Schlucht so gut, dass sich nie mehr als fünf Personen im selben Pool aufhalten. Da das Wasser direkt aus heißen Quellen stammt, fließt es ständig durch die Becken hindurch und hält sie sauber.

Nachdem wir uns ordentlich aufgewärmt haben, wandern auch wir weiter in die Schlucht hinein. Am Ende des Steges prasselt ein Wasserfall aus großer Höhe herab. Ich bin erstaunt, als ich zu ihm will und durch kaltes Wasser wate, das mir Krämpfe in den Füßen verursacht. Das Schildchen mit der Aufschrift 5° Grad hatte ich übersehen. Ich kann mich nicht überwinden, mich unters eisige Wasser zu stellen, sondern husche rasch zurück in einen der Pools.

Die Schlucht ist wirklich etwas Besonderes. Überall quillt Wasser aus dem Berg, es dampft, tropft und nebelt. Nur selten riecht es leicht schwefelig. Über hölzerne Leitungen wird das siedend heiße Wasser zu den Becken geleitet, in denen es zusammen mit kaltem Wasser für die unterschiedlichen Temperaturen gemischt wird.

Direkt neben einem zweiten Wasserfall, der genauso kalt ist wie der am Ende der Schlucht, liegt das heißeste Becken. Es ist klein, wie ein Schwalbennest

klebt es an einer Wand, über die das Thermalwasser herab rinnt. Eine kleine Treppe führt zu ihm hinauf.

Diesen Pool haben wir uns für den Schluss aufgehoben. Die Hitze tut fast weh. Aber danach können wir uns problemlos in der kalten Luft bewegen, abtrocknen und umziehen.

Im Restaurant essen wir noch eine Pizza, bevor wir unsere Pässe abholen und die dampfende Schlucht verlassen. Trotz miserabler Straße hat sich die Fahrt zur Termas Geométricas gelohnt. Sie wird zu Recht als die schönste Anlage Chiles bezeichnet.

Es ist schon fast Abend, als wir wieder Villarica erreichen. Das Wetter hat sich nicht gebessert. Die Wolken hängen tief, meistens regnet es. Wir halten Ausschau nach einem Nachtplatz. Neben der Hauptstraße ist alles besiedelt, entlang der Nebenstraßen gibt es keine ebenen Flächen. Überall Zäune, Gatter oder derart abschüssige Ausweichen, dass wir aus den Betten kullern würden.

Nur ein einziges Mal entdecke ich hinter einem alten Stall eine ebene Wiese. Wir fahren die Zufahrt zu einem Hof hinein und biegen gleich in die Wiese ab. Es vergehen keine zwei Minuten, bis ein Mann mit erstaunt hochgezogenen Augenbrauen zu uns her kommt.

Ich bemühe mich um schönes und höfliches Spanisch und frage, ob wir hier eine Nacht lang stehen bleiben dürften.

„Natürlich“, sagt er, „kein Problem“. Hier seien wir sicher. Wir sollten nur auf seine Bienenvölker achten, die er unter dem blühenden Kastanienbaum postiert hat.

Die Blüten des Baumes verströmen einen bittersüßen Duft und die Luft ist erfüllt vom Summen der Insekten. Eine Frau nähert sich, als ich den Baum bewundere und winkt mir ihr zu folgen. Sie schreitet voran durch ein Labyrinth von Ställen und Gehegen, deren Gatter alle offen stehen. Die Schafe und Schweine laufen frei im Garten herum und streichen mir um die Beine. Hühner scharren zwischen Gemüsepflanzen und die Frau reicht mir Beeren und Früchte, die ich alle kosten muss. Sie hat sich hier ein kleines, aber fruchtbares Paradies geschaffen. Nach dem Rundgang bittet sie mich noch ins Haus hinein und ich setze mich auf eine mit Zeitungspapier belegte Holzbank. Auf dem Tisch vor mir liegt eine wasserfeste Plastikdecke mit kitschigem Blümchendekor. Ich blicke mich im Raum um. Es gibt einen Kühlschrank, auf dem ein Fernseher steht und der ein verrauschtes Bild ohne Ton zeigt. Auf schmalen, an der Wand befestigten Regalbrettern stapeln sich Einweckgläser mit und ohne Inhalt, Dosen und Büchsen. Am anderen Ende des länglichen Raumes befindet sich ein Herd, Pfannen und Töpfe hängen an

der Wand gegenüber. Die Spüle besteht nur aus einem Becken. Das Wasser muss vom Brunnen draußen hereingetragen werden. Bis auf das Herdfeuer gibt es keine Heizung und die Fensterscheiben sind bloß dünnes Glas. Eine nackte Glühbirne und der blaue Schein des Fernsehschirmes werfen flackerndes Licht auf die armselige Behausung. Doch die Frau präsentiert mir die Wohnung mit dem Stolz einer rechtschaffenen Hausbesitzerin und würde uns am liebsten zum Essen einladen. Nur mit Lügen und Ausreden kann ich mich ihrer großzügigen Gastfreundschaft erwehren. Ich behaupte, Markus fühle sich krank und nicht imstande sich vom Camper wegzubewegen.

Davon will sich die Frau selbst überzeugen und begleitet mich zum Auto zurück. Ich solle meinen Mann heraussuchen, bittet sie, sie wolle ihn persönlich begrüßen.

Wasser pritschelt unterm Camper raus und ich weiß, dass Markus gerade duscht. Ich kann also getrost laut seinen Namen rufen und dann unschuldig mit den Achseln zucken.

„Ich sagte doch, mein Mann hat sich bereits niedergelegt.“

Die Frau kehrt enttäuscht in ihr Haus zurück. Aber es ist besser so. Sie hätte womöglich noch eine ihrer Hennen für uns geköpft und gebraten.

DER UNSICHTBARE VULKAN

8. JÄNNER 2017 VULKAN LLAIMA

Mit einsetzender Dunkelheit beginnt es wieder zu regnen, um nicht mehr aufzuhören. Am Morgen, als wir den Camper wenden, knotzt die Wiese unter den Reifen und verwandelt sich in Schlamm. Die beiden Alten sind leider nicht zu sehen. Wir hätten uns gerne verabschiedet.

Auf Nebenstraßen, die dennoch asphaltiert sind, fahren wir Richtung Vulkan Llaima im Nationalpark Conguillío, in dessen Zentrum sich der 3.125 m hohe Bergkegel erhebt. Immer wieder öffnen sich Wolkenlücken und der Regen versiegt für kurze Zeit, aber beim Eingang zum Nationalpark, wo Wanderwege geologisch interessante Stationen erschließen, holt uns das schlechte Wetter wieder ein. Nicht einmal eine halbe Stunde ist uns vergönnt, um die Stromschnellen des Río Triful-Triful zu besichtigen. Dann wird aus dem leichten Nieselregen, den wir goretex-geschützt geduldig ertragen, ein Platzregen tropischen Ausmaßes, nur leider kalt, sodass wir eilig zum Camper zurück rennen. Dabei hätte die kurze Wanderung viel zu bieten gehabt. Sie führte an die Geländekante einer Schlucht, die der Río Triful-Triful in den letzten 13.000 Jahren gegraben hat. An der gegenüberliegenden Steilwand bilden die verschiedenen Sedimentschichten

einen horizontalen Strichcode, der für einen Geologen wie ein offenes Geschichtsbuch über die Entstehung der Landschaft zu lesen ist. Für Laien gibt es Schautafeln, die die einzelnen Ablagerungen in spanischer Sprache erläutern. Dummen Touristen, die weder Geologie studiert haben noch Spanisch beherrschen, bleibt nur das Raten und Spekulieren anhand einzelner Begriffe, die wie Eruption oder Explosion klingen. Die meisten Sedimentschichten bestehen aus braunen, rötlichen oder dunkelgrauen Ablagerungen und sind relativ dünn, also höchstens zehn bis zwanzig Zentimeter hoch. Dazwischen befindet sich jedoch eine fast zwei Meter mächtige hellgraue Schicht, die auf einem rund einen Meter hohen schneeweißen Band liegt. Es handelt sich um Asche, die nach einem gewaltigen Ausbruch des Vulkans vor ca 9.000 Jahren alles Leben ringsum erstickt hat. Die letzte Eruption wurde 1925 registriert. Die damals weit ins Tal hinunter fließenden Lavaströme sind noch immer gut erkennbar. Erst langsam beginnen Flechten und Moose das schwarze Gestein zu bewachsen. In geschützten Mulden, in denen sich Staub und Wasser sammeln können, blühen vereinzelt Blumen.

Wenn unser Blick den Lavaströmen folgt, können wir erahnen, wo sich der Vulkan in den Wolken versteckt. Ein vergilbtes Foto zeigt seinen vergletscherten Gipfel vor blitzblauem Himmel. Ich fotografiere die Schautafel, auf der Wassertropfen nasse Spuren ziehen.

Es wäre so schön hier, wenn das Wetter mitspielen würde.

Nachdem uns heftiger Regen zurück in den Camper getrieben hat, sehe ich meine Notizen durch. Wir befinden uns demnach am ersten Platz um die Aussicht auf den Gipfel zu genießen, der zweite liegt am Ufer der Laguna Verde. Doch vor dem Fenster draußen verschwindet die Landschaft im Nebelgrau. Der Regen hat die Wolkengrenze, die zuvor noch etwa zweihundert Meter über uns gelegen hatte, sinken lassen.

Um Zeit zu gewinnen, koche ich für uns. Ob wir das übliche Kartoffelpüree mit Spiegeleiern jetzt oder abends essen, ist auch schon egal. Es schmeckt ohnehin nie, sondern dient lediglich dazu den Magen zu füllen.

Es hört nicht auf zu regnen. Im Gegenteil. Der Niederschlag wird immer heftiger und wir entschließen uns weiterzufahren. Der Asphalt endete am Parkeingang, nun rollen wir über schwarzen Sand dahin. Aus dem Nebel kommend schieben sich Lavamassen an uns heran, türmen sich meterhoch auf und erstarren in bizarren Formen. Manchmal sieht es aus, als habe eine Geisterhand den todbringenden Strom gestoppt, um ein kleines Bäumchen zu verschonen. Da wächst es weiter, treibt grüne Blättchen, während ein Wust aus zackigem Gestein einen halben Meter hinter ihm zu Stillstand

gekommen ist. Mich wundert, dass die Hitze des Lavastromes das Bäumchen nicht versengt hat. Mitunter ist sogar ein ganzes Wäldchen verseht geblieben und bildet nun eine grüne Insel im wüsten Schwarz ringsum.

Über dünenartige Sandhügel aus zerbröseltem Bimsstein gelangen wir zur Laguna Verde, einem großen See, in den 1925 die glühende Lava geflossen ist. Was das genau für Folgen nach sich zog, kann man sich nur vorstellen. Vielleicht kochte das Wasser über, vielleicht wurde es giftig – jetzt ist es jedenfalls grasgrün und steht in wunderbarem Kontrast zum schwarzen Ufersand. Überhaupt dominieren hier bloß zwei Farben (vom Wolkenweiß abgesehen): schwarz und grün.

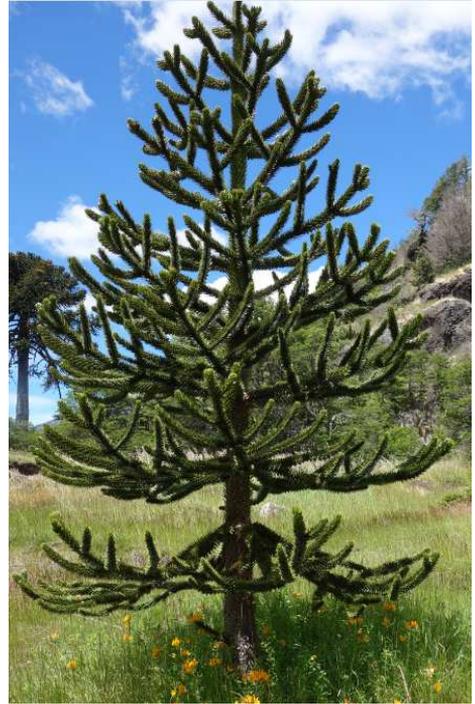
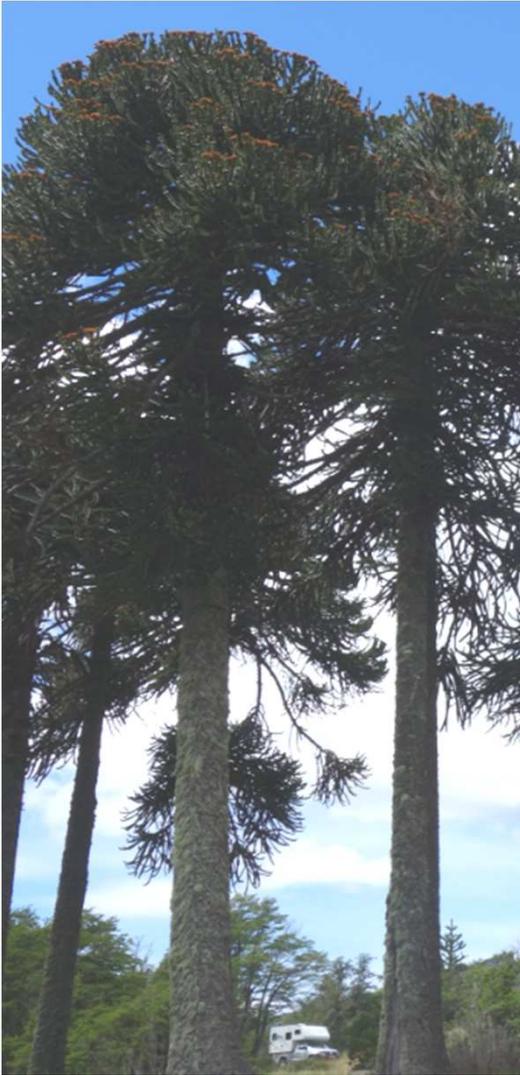
Wir stellen den Camper auf einem sandigen Plateau oberhalb der Lagune ab und schauen aus den beschlagenen Fenstern in den Regen hinaus. Manchmal muss der Sturm, der die Tropfen fast waagrecht vor sich hertreibt, hoch droben in den Wolken einen Spalt aufreißen und für ein paar Sekunden – länger ist es nie – fällt ein Sonnenstrahl herab und hüpft planlos über die Landschaft, hier einen verkohlten Baumstamm, dort das grüne Wasser beleuchtend. Ich ziehe das Regengewand an, schnappe mir die Kamera und gehe auf Fotopirsch, in der Hoffnung, einen dieser Lichtspots einfangen zu können.

Es ist kalt, der Regen läuft mir übers Gesicht, aber das Naturschauspiel ist einmalig. Die Lavafelsen glänzen wie schwarz lackiert, wenn sie sich zögernd aus den Nebeln schälen, der Sandboden ist von kleinen Einschlagkratern der Regentropfen übersät. Auf hellgrünen Polsterpflanzen, die sich in den Senken zwischen den Sanddünen sammeln als wären sie dort angeschwemmt worden, glitzern Tropfen wie Blumen aus Glas. Erst als ich genau hinsehe, erkenne ich, dass es tatsächlich winzige Blüten sind, weiß und durchscheinend wie das Wolkengespinst, das aus der Lagune aufsteigt.

Das Wasser der Lagune ändert seine Farbe je nach den Wellenmustern, die Sturmböen über seine Fläche jagen. Grün ist es immer – aber es changiert vom Gelbgrün einer unreifen Zitrone über moosig Grün bis hin zu türkis.

Immer wieder rast ein silbriger Streifen Licht über die Landschaft, als würde ein Laser die Oberfläche abtasten, aber nie gelingt es mir, das kurze Aufleuchten der Farben mit der Kamera einzufangen. Am Schluss ist alles nass, der Fotoapparat, meine Schuhe, in die das Wasser hinein rinnt, und ich. Auch Goretex hat seine Grenzen.

Markus kämpft im Camper ebenfalls mit dem Wasser. Der Sturm peitscht die Tropfen so sehr an die Scheiben, manchmal sogar schräg von unten, dass es hereinregnet. Mit Küchenrollenpapier versuchen wir zu dichten und die



Hier der Größenvergleich zu
den ältesten Baumriesen

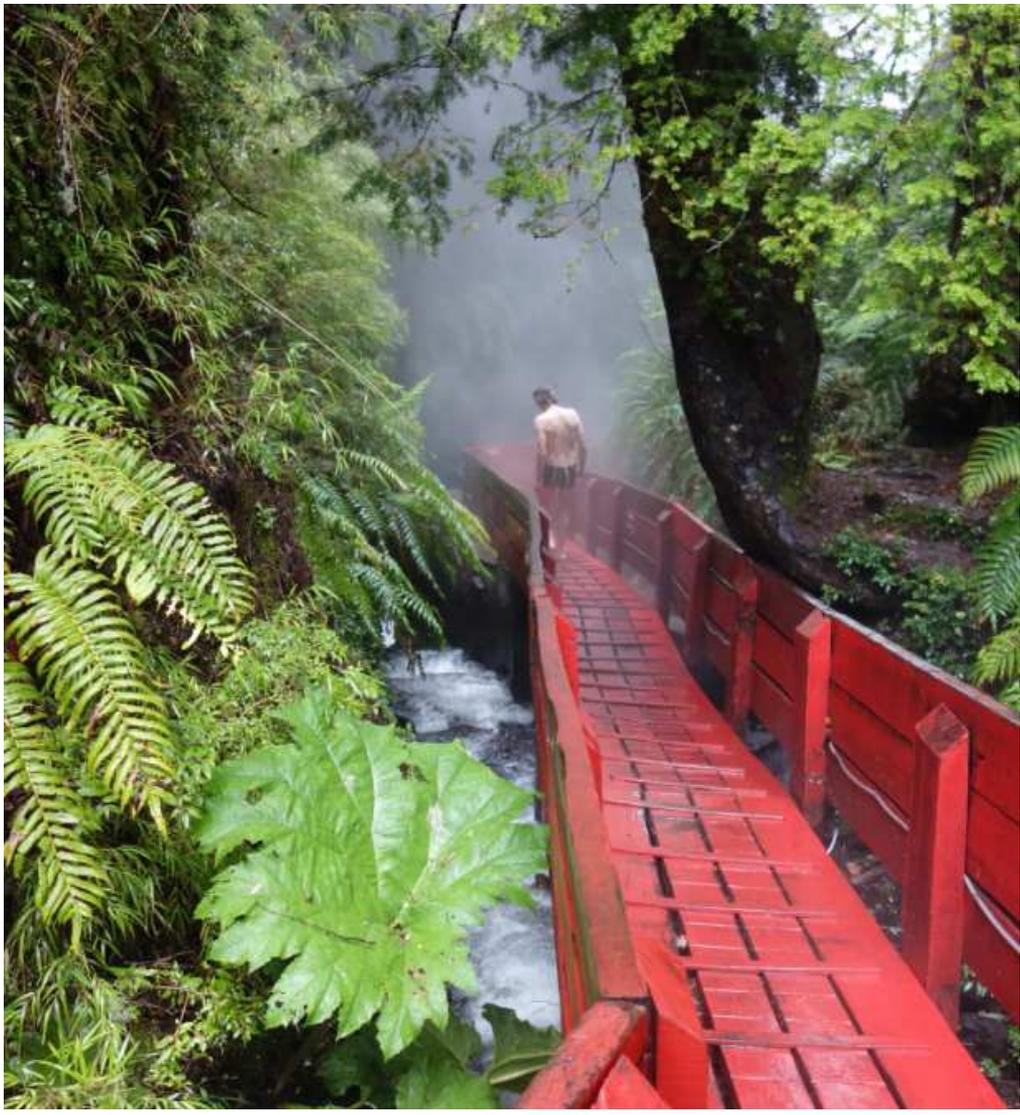
Araukarien





Termas Geométricas





Heißes Wasser direkt aus den Quellen in mystischer Waldschlucht. Zu Recht als eine der weltweit schönsten Anlagen bekannt.





Am Fuß des Vulkans
Llaima kann man seine
Eruptionen im
Bodenaufbau ablesen.

Einsamer Schlafplatz an
der Laguna Verde



Rinnsale abzufangen, bevor das Wasser in die Matratzen sickert. Es scheint als habe sich der Himmel gegen uns verschworen.

Der Camper schwankt in den Böen wie ein ruderloses Boot und wir sind bloß damit beschäftigt, irgendwie trocken zu bleiben. Stundenlang. Die einzige Abwechslung entsteht, wenn jemand zum Pinkeln raus muss. Darauf würden wir gerne verzichten.

9. JÄNNER 2017 VULKAN LLAIMA

Weil ich schon den ganzen Nachmittag und Abend mehr oder weniger faul herumgelegen bin, finde ich in der Nacht wenig Schlaf. Das schwallartige, windunterstützte Prasseln des Regens nervt. Erst in der Morgendämmerung gibt es kurze Pausen, in denen ungewohnte Stille herrscht. Aber dann hört man in der Ferne ein Rauschen, das rasch näherkommt und tock-tock-tock die ersten schweren Tropfen aufs Dach wirft.

Wir trösten uns mit Sätzen wie:

„Gut, dass das Gas funktioniert.“

„Noch haben alle Reifen Luft.“

„Wenigstens sind wir hier ungestört.“

Über den sich erneut ausbreitenden Schimmel in den Matratzenecken, den Modergeruch im Kleiderschrank, den feuchten Sand im Eingangsbereich, den nicht zu trocknenden Schuhen und Goretexsachen in der Dusche schweigen wir. Besser ist es zu sagen: „Ich brühe mir noch einen Tee auf. Magst du auch?“

„Nein danke. Sonst muss ich wieder raus zum Pinkeln.“

Beim Frühstück passiert es dann: der Himmel zeigt sich hinter den Wolken, als hätte er blassblaue Farbspritzer in ihr Weiß geträufelt. Es reicht sogar für einige Sonnenstrahlen, die auf dem Vorhang des nächsten, nahenden Schauers einen Regenbogen zaubern. Über den schwarzen Lavahängen gleißt frisch gefallener Schnee.

„Gleich sieht man den Gipfel des Vulkans!“, hofft Markus mit ungebrochenem Optimismus.

Keine fünf Minuten später ist die Welt draußen wieder lichtlos grau und es schüttet wie aus Kübeln. Wir geben auf.

Zunächst queren wir eine vegetationslose Lavawüste. Schwarze Dünen wechseln mit Steinwülsten, die wie geschmolzener Käse ineinander verklumpt sind. In einem windgeschützten Rondell aus bizarren Felsen ist der Sandboden mit kreisrunden Flechten bedeckt, als habe er grüne Masern, dazwischen ragen fast eineinhalb Meter hohe Königskerzen auf. Ich wusste gar nicht, dass die Königskerze eine Pionierpflanze ist. Noch mehr wundere

ich mich, als sich mitten im Sand Büschel von Schilfgräsern im Wind wiegen. „Die Sanddünen gaukeln Trockenheit nur vor“, stellt Markus fest und setzt mit ernster Miene fort: „In Wahrheit ist das hier ein Sumpf.“

Wie um seine These zu untermauern, ist der nächste Lavariegel, den die Fahrbahn erklimmt, von einer dicken Mooschicht überzogen und mit etwas Fantasie ließe sich das erstarrte Gestein auch als modriges Totholz deuten.

„Auf jeden Fall ist Regen keine Seltenheit“, gebe ich zu.

Am Rand des Lavafeldes tauchen wir unvermittelt in einen intakten Urwald ein, mit riesigen Bäumen, die sich über den Hohlweg neigen, als wollten sie demnächst umkippen. Aus der Sandpiste ist übergangslos ein Forstweg geworden, der sich tief ins Erdreich eingeschnitten hat. Wir müssen aufpassen, dass wir mit dem Camperaufbau nicht an den Wurzeln streifen, die aus den Böschungswänden herausragen.

Als wir eine kleine Kuppe erreicht haben, sehen wir ein eigenartiges Licht zwischen den Baumstämmen funkeln. Es ist saphirblau und wie von einer unterirdischen Quelle gespeist. Wir halten an und folgen dem kurzen Wanderweg, der auf den Rand einer Lavazunge führt, zum Naturjuwel *Lago Arcoiris*. Es ist ein See, in dem ein halber Wald ersoffen ist. Baumstämme liegen kreuz und quer wie Mikadostäbchen am Grund. Die Lava hat die ursprüngliche Vegetationsdecke samt Bach zusammengeschoben und zu einem tiefen Gewässer gestaut. Woher jedoch seine mystisch blaues Leuchten stammt, bleibt uns ein Rätsel. Vielleicht sind Algen dafür verantwortlich?

Wir setzen unsere Fahrt durch den Urwald fort. Es ist ein faszinierender Dschungel, der neben dem schmalen Weg wuchert. Der permanente Regen hat tiefe Gräben aus der Fahrbahn gewaschen, teilweise sind Randböschungen abgerutscht und machen den Weg noch enger. Gegenverkehr wäre fatal. Aber es scheint ohnehin, als wären wir die einzigen Menschen hier weit und breit.

„Die anderen haben den Wetterbericht gekannt“, ätzt Markus.

Als der Forstweg endlich flacher wird, zeigt sich ein neues Problem. Riesige Pfützen breiten sich aus und lassen nur erahnen, was sich in welcher Tiefe unter ihnen verbirgt. Besorgt beuge ich mich zum Fenster hinaus, als Markus in den See hinein fährt. Ich will sehen, was passiert. Die braune Brühe schäumt bis zum oberen Reifenrand hoch und unwillkürlich ziehe ich die Füße an.

Markus lacht.

Ich habe den Eindruck, ihm gefällt das Durchpflügen der Wasserlacken, während mir nicht wohl dabei ist.

Der Urwald lichtet sich, Araukarien stehen wie Wächter auf einer Anhöhe. Ihre astlosen Stämme sind bis zur ausladenden Krone hinauf mit hellgrünen Flechten bewachsen. Ihre Präsenz ist derart beeindruckend, dass wir automatisch anhalten und aussteigen, um sie näher zu betrachten. Und diesmal zeigt sich auch der Wettergott gnädig. Zum ersten Mal heute schaltet er eine Regenspauze, schiebt die Wolken auseinander und lässt ein paar Sonnenstrahlen auf den dampfenden Waldboden fallen. Spontan entschließen wir uns zu einem Spaziergang. Ein Schild lockt zu einem „lieblichen Sandstrand“ am See Conguillío. Nach einem kurzen Waldstück öffnet sich eine halbmondförmige Bucht, die mit dunkelbraunem Lavasand bedeckt ist. Der bleigraue See schwappt Bögen kleiner Bläschen ans Ufer. Es wäre wirklich lieblich hier, käme nicht übern See ein dunkler Schatten auf uns zu, der nichts Gutes bedeuten kann. Er löscht die Landschaft hinter sich aus, als zerflösse die Welt zu Grau. Wir beeilen uns mit dem Rückweg, aber der Regen holt uns ein, noch bevor wir den Camper erreichen.

Mit der nassen Kleidung machen wir die Autositze feucht. Klimaanlage, Lüftung und Heizung laufen auf Hochtouren, während draußen die Scheibenwischer hektisch hin- und herflippen, um den Wassermassen Herr zu werden.

Markus glaubt sich verhöhrt zu haben, als ich nach rund einem Kilometer Fahrt bitte, erneut anzuhalten.

Auf der Landkarte ist ein Wanderweg durch einen Araukarienwald eingezeichnet, den ich gehen möchte. Meinem Argument, dass wir ohnehin schon nass sind, kann er nichts entgegensetzen. Unter den Bäumen sind wir zumindest geschützter als am „lieblichen Sandstrand“.

Der Rundwanderweg ist nach botanischen Gesichtspunkten angelegt, Informationstafeln erklären auf Spanisch, was es zu sehen gibt. Wir wandern durch Bambushaine, über Lichtungen mit den lilienähnlichen Wildblumen, Buchenwälder und schließlich einer wilden Mischung aus alledem. Araukarien überragen das grüne Tohuwabohu, als ginge sie das Treiben in den unteren Stockwerken nichts an. Um ihre Kronen wabern Nebel, die ihre mystische Abgehobenheit noch verstärken.

Es gäbe noch zahlreiche andere Wanderwege, manche mit so klingenden Namen wie „Sendero de Chile - Tramo Contrabandista“, ein Weitwanderweg quer durch Chile, der diese Gegend hier durchquert, aber wir sehnen uns nach trockener Hitze und fahren weiter nach Norden.

Der Urwald endet so abrupt, wie er begonnen hat, mit einem Lavafeld. Irgendwo hinter uns muss sich der Vulkan befinden. Wir passieren die dritte und letzte Möglichkeit, ihn zu Gesicht zu bekommen und verlassen den Nationalpark in strömendem Regen. What else?

Wir kommen an eine Abzweigung. Es gäbe die Möglichkeit, heiße Quellen in „Termas Canón del Blanco“ zu besuchen, was uns zwar begeistert, aber die Zufahrt dorthin ist in der Karte weiß (unterste Kategorie) eingezeichnet. Wir befinden uns jetzt auf einer gelben Strecke und die macht unserem Camper bereits arg zu schaffen. Vor uns, auf oranger Fahrbahn, liegt die Stadt Curacautín. Die Aussicht auf Asphalt und Restaurants bestimmt die Richtung.

In Curacautín gibt es zwei Restaurants. Im ersten werden wir höflich aber bestimmt zum zweiten geschickt. Die wüssten vielleicht eher etwas mit Vegetariern anzufangen. Dort wird unsere Frage nach einer fleischlosen Speise zumindest nicht gleich mit einem „Nada!“ abgeschmettert, aber außer Pommes und Spiegeleiern wird uns nichts angeboten. Damit es stimmig ist, trinken wir Cola dazu.

Über unseren Köpfen hängt ein Fernsehgerät, Nachrichten zeigen Bilder von Überschwemmungen. Eingeschlossene Touristen mussten evakuiert werden. Muren, Straßensperren und weggerissene Brücken untermauern den aufgeregt vorgetragenen Text, den ich leider nicht verstehe. Aber die danach eingeblendete Statistik belegt die Situation. Bislang fielen 64 % der gesamten Niederschlagsmenge eines Jahres. Wir schreiben den 9. Jänner! Normalerweise bringt es ein Jänner auf 15 % der jährlichen Menge, 2016 waren es sogar null Prozent. Wir sind ein Jahr zu spät dran. Aber angesichts der verheerenden Bilder aus dem Süden, den wir eben hinter uns gelassen haben, müssen wir uns eingestehen, es hätte uns dort noch schlimmer erwischen können! Das ist zwar kein Trost, gibt uns aber das Gefühl mit der Entscheidung zur Weiterfahrt das richtige getan zu haben. Hätten wir auf besseres Wetter gewartet, wären wir jetzt von Muren eingekreist und gezwungen zu bleiben!

Mit dem Geschmack von altem Frittieröl im Mund, der sich auch mit der Cola nicht hinunterspülen lässt, weil er sich mit jedem Aufstoßen erneuert, brechen wir auf. Sonniges Argentinien, wir kommen!

Kaum sind wir ein paar Kilometer gefahren, wirbt ein großes Reklameschild mit einer Thermenanlage im Hotel Manzanar. Mit Badesachen und Schampon melden wir uns an der Rezeption an, zahlen den nicht gerade billigen Eintritt und sind enttäuscht, dass nicht einmal Handtücher im Preis inbegriffen sind. Wozu auch, es gibt nicht einmal eine Dusche oder Haarfön bei den Umkleideräumen. Seifen und Schampon sind ohnedies nicht erlaubt. Man sollte sich bloß vor Eintauchen ins große Schwimmbecken mit ein wenig Wasser abspülen, das in einer gekachelten Nische am Beckenrand, die noch dazu den Blicken aller Badenden ausgesetzt ist, aus dem dünnen Hahn rinnt.

Die Halle mit den Bassins wird von einer interessanten Holzkonstruktion getragen, die Seitenwände bestehen aus Fenstern, die die Aussicht auf die umliegenden Vulkane erlauben. Wir sehen nur vom Wind getriebene Wolken, ab und zu fetzt ein blaues Loch über uns drüber. Dafür ist das Wasser herrlich warm. In einem kleinen Eckpool ist es am heißesten, während im Hauptbecken Sprudeldüsen und Massage-Wasserfälle locken. Meistens hocken wir in der Ecke und lassen uns gründlich aufweichen.

Unter Beobachtung des Besucherandrangs nützen wir einen günstigen Zeitraum und missbrauchen die Pooldusche für eine rasche Haarwäsche. Wie und wo sich Markus in der Eile rasieren konnte, bleibt mir ein Rätsel.

Danach rennen wir zum Camper, drehen unsere Heizung auf, trocknen uns ab und ziehen uns um. In Chile scheint sich niemand daran zustören, dass er sich, nachdem er das Badewasser mit wildfremden Menschen geteilt hat, nicht duschen kann. Vertrauen hier alle auf Chlor, Chemie oder Vulkangifte? Und wieso vermisst niemand einen Fön? Sind nur wir Europäer so verwöhnt, dass wir nicht gerne mit nassen Haaren draußen herumlaufen? Wir finden niemanden, der uns diese Fragen beantwortet.

Wir fahren weiter und wieder in die bergige Landschaft hinein. Die Wolken hängen tief und wir sehen nicht viel, es regnet pausenlos. Vor dem Tunnelportal Las Raíces halten wir lange und warten, bis die Ampel auf grün schaltet. Dann wird es mulmig. Die Röhre hat den Querschnitt einer schmalen, aufrecht stehenden Ellipse, in deren unterem Drittel sich die Fahrbahn befindet. Sie bietet gerade genug Platz für ein Auto. Es gibt keinen Pannestreifen, keinen Gehsteig, keine Ausweichbucht. Die Betonwände ragen links und rechts steil in die Höhe um sich am Scheitelpunkt im Licht schwacher Neonröhren zu vereinigen. So sehr ich auch danach Ausschau halte, ich entdecke weder Fluchtwege, noch Hinweise darauf, geschweige denn Lüftungsgeräte, Ventilatoren oder gar Feuerlöscher. Der Tunnel ist einfach ein fünf Kilometer langes, von Abgasen geschwärztes Loch durch den Berg, in dem nichts passieren darf. Beklemmend.

Gerne zahle ich danach den Obolus für die mautpflichtige Strecke, er erscheint mir wie eine Spende an den Schutzengel. Mit der Fahrt durch den Berg haben wir einen Großteil des schlechten Wetters hinter uns gelassen. Statt Regenschauer fallen Lichtkegel, die sich durch Wolkenlücken zwängen, auf die Landschaft. In Lonquimay, dem letzten größeren Kaff vor der Grenze, füllen wir den Tank gegen Bargeld auf. Kreditkarten werden nicht akzeptiert und Wasser bekommen wir auch keines. In einer zwielichtigen Bude an einer Kreuzung wechsle ich Dollars in argentinische Pesos und auf meine Frage nach Wasser, werden wir zum Busplatz verwiesen. Dort gibt es einen Hahn,

der sich auch von uns aufschrauben lässt. Eine der wenigen freundlichen Gesten in Lonquimay.

Hinter Lonquimay beginnt der Anstieg zum Passübergang Pino Hatchado. Die Straße muss tausend Höhenmeter überwinden und schlängelt sich über liebliche Hügel und steile Bergflanken empor. Die Landschaft ist wunderschön, vor allem der Nationalpark Alto Biobio, der den oberen Flusslauf des Río Biobio umfasst. Hier befindet sich der Rest der Heimat der Mapuche. Das ursprüngliche Gebiet der Ureinwohner ist von den Chilene arg beschnitten worden. Die Mapuche, ins wirtschaftliche Hinterland verbannt, kämpfen ums Überleben und setzen ihre Hoffnung in den Tourismus, der von intakter Natur angezogen wird. Ausflüge hoch zu Ross oder Wanderungen werden angeboten, Campingplätze oder Cabanas sind ausgeschildert. Doch bevor der Tourismus richtig in Schwung kommt, werden weite Teile des Landes schon wieder von Megaprojekten bedroht. Seien es Staudämme am Fluss Río Biobio, der Lebensader der Mapuche, oder Rodungen des Urwaldes, um Monokulturen aus Pinien oder Eukalyptusplantagen für die Papierindustrie anzulegen. Dieser Kampf der benachteiligten Minderheit um ihre Existenzgrundlage, um den Erhalt der Natur, um Mitsprache, um Anerkennung – raubt viel Energie, zu viel Energie, die eigentlich für neue Initiativen notwendig wäre. Die Hütten wirken armselig, in den Rossleibern zeichnen sich die Rippen ab. Die Schwermut, die auf dem Land lastet, ist fast körperlich spürbar.

Obwohl die Staatsgrenze am Pass oben verläuft, findet die Ausreise fast 20 Kilometer davor statt. Sie gestaltet sich diesmal überraschend einfach und schnell. Als würde der Beamte Verständnis aufbringen, dass man nach Argentinien will.

Mit der Überwindung des Andenhauptkamms lassen wir auch die Wolken hinter uns. Stürmischer Wind schiebt uns in eine staubtrockene Landschaft hinein, die geprägt ist von ockerfarbenen Felsformationen, lose umherwirbelndem Sand und einzelnen Araukarien, denen das wüstenartige Klima nichts auszumachen scheint.

Wir, die wir uns tagelang nach Licht und Sonne verzehrt haben, drehen rasch die Lüftung zu, weil uns der Staub in den Augen brennt. Die Abendsonne lässt das Land in warmen Goldfarben erscheinen, aber als ich einmal aussteige, um ein Foto zu machen, greift mir der Wind mit eisigen Fingern ins Genick, bevor mich eine Böe fast umwirft. Die Gegend ist nur schön, wenn man sie hinter Scheiben geschützt vom Auto aus betrachtet.

Es gäbe unzählige Stellplätze für die Nacht mit grandioser Aussicht, aber im zwischenstaatlichen Niemandsland zu übernachten, könnte bei der Einreise zu Problemen führen.

Also fahren wir weiter, bringen den Papierkram nach nervtötender Wartezeit hinter uns und brausen dann mit Rückenwind auf der Autobahn den Berg hinab. Es ist bereits 20:30 Uhr, als wir direkt neben der Autobahn im Windschatten einer Pappelallee parken. Da die Grenze über Nacht geschlossen ist, brauchen wir keinen Verkehrslärm zu fürchten. Unsere immerfeuchten Klamotten und Handtücher hängen wir zum Auslüften an den fünffach-Stacheldraht und essen eine Kleinigkeit um den Pommes-Öl-Geschmack zu übertünchen.

10. JÄNNER 2017 CAVIAHUE

Morgens scheint die Sonne ins Auto und wir frühstücken in ihren wärmenden Strahlen. Das hebt die Laune ungemein. Unsere Hand- und Geschirrtüchern riechen immer noch modrig obwohl sie trocken sind, dafür stauben sie jetzt auch. Wir brauchen dringend eine Wäscherei.

Auf einer gut ausgebauten Straße geht es nach Nordosten. Mit dem Wind im Rücken und der Sonne auf dem Bauch kommt sogar etwas wie Fahrfreude auf.

Bis ich die Staubwolken sehe, die wie Rauchsäulen in einiger Entfernung vor uns in den Himmel steigen.

„Oje“, sage ich, denn so kündigen sich Baustellen, schlechte Schotterpisten oder Schwertransporter an.

Allesamt falsche Erwartungen.

Es sind die Füße dutzender Schafe und Ziegen, Kälber und Rinder, die neben dem Highway so viel Staub aufwirbeln, dass er kilometerweit gesehen werden kann. Sie werden von berittenen Gauchos angetrieben, die sich nach und nach aus dem Grau der Wolke schälen, selbst völlig ergraut, mit Brille und Atemschutz Tuch verhülltem Gesicht. Die Männer sitzen in nachlässiger Haltung auf schmutzigen Schaffellen, mit denen sie ihre Sättel gepolstert haben, und lassen die Zügel locker. Ihre Pferde haben nichts zu tun, als der Herde hinterherzutrotten. Die eigentliche Arbeit verrichten die Hunde, die mit hechelnder Zunge versprengten Ziegen nachjagen und diese mit gezielten Bissen in die Hinterläufe wieder zur Gruppe treiben.

Als die Gauchos unser Interesse und die gezückten Kameras bemerken, lüften sie ihre Baskenmützen und ziehen die Halstücher vom Gesicht, damit wir ihr Lächeln sehen können. Eine nette Geste, die sie mit Sand zwischen den Zähnen bezahlen.

Was für ein Job! Dass die Staublunge zum Berufsrisiko eines Gauchos zählen könnte, hätte ich nie gedacht. Im Gegenteil, ich nahm an, die Burschen seien den ganzen Tag an der frischen Luft und pumperlgesund.

„Hast du gesehen, wie grau die sind?“, fragt Markus, ebenfalls erschüttert.

Ich kann nicht antworten, weil mich Hustenreiz quält. Der Staub hat uns erreicht und eingehüllt. Wir flüchten ins Auto.

Nach rund 50 Kilometern folgen wir der Abzweigung nach Caviahue. In der Landkarte sind die nächsten 100 Kilometer als unbefestigte Landstraße eingetragen, aber zum Glück ist hier zwischenzeitlich Asphalt aufgebracht worden. Es geht dem Flusslauf des Río Agrio entlang, bis zum Dorf Loncopué, in dem wir uns mit Lebensmitteln eindecken. Danach hält die Straße auf die Berge zu, quert endlos scheinende Grassteppen, folgt einem zerbröckelnden Felsriegel, der von weitem aussah wie die Ruine einer antiken Wehranlage und biegt dann in ein fruchtbares Tal ein, das mit moosigem Grün ausgekleidet ist. Auf einem Hinweisschild steht etwas von einem autonomen Gebiet der Indígenas, aber es ist stark verwittert und kaum mehr zu entziffern.

Wir zweigen in ein Seitental ab, an dessen Ende ein 1.700 Meter hoher Pass liegt. Hinter dem Pass breitet sich ein Hochplateau mit dem zweiarmigen See Lago Caviahue aus. Vom westlichen Seeufer steigt das Gelände wieder allmählich an, um schließlich in die steilen Flanken des Vulkans überzugehen, der fast 3.000 Meter erreicht. Sein Gipfel ist vergletschert, doch vom Eis ist nichts zu sehen. Aschegrau ist der Berg von oben bis unten, aschegrau auch die Wolke, die er ausstößt.

Im Tourismusbüro in Caviahue spricht man kein Englisch, aber das, was man uns zu sagen hat, verstehen wir auch in Spanisch: Der Vulkan ist derzeit zu aktiv und zu gefährlich, um ihn zu besteigen. Die austretenden Gase seien giftig und die Aschewolke könne jederzeit die Richtung ändern und für Orientierungslosigkeit sorgen.

In der Ortschaft schlägt uns der Geruch von Schwefel und faulen Eiern entgegen. Wir suchen uns einen Platz für die Nacht am nördlichen Seeufer, weil wir hoffen, dass die Aschefahne weiterhin nach Südosten abzieht.

Danach bringen wir einen prallen Wäschesack zur Reinigung und machen eine kleine Wanderung zu den Kaskaden des Río Agrio. Ich hatte im Internet Fotos dieses bunten Wasserfalls entdeckt und war dermaßen beeindruckt, dass ich dieses Naturwunder unbedingt mit eigenen Augen sehen wollte. Es war ein wesentlicher Eckpunkt bei der Routenplanung. Umso enttäuscht bin ich jetzt, als sich Wasser und Gestein als aschegrau entpuppen. Wo sind die spektakulären Farben? Wo die wilden Wassermassen?

Bald wird klar, dass wir am falschen Ort sind. Die berühmte Sehenswürdigkeit liegt am Unterlauf des Río Agrio rund 15 Kilometer von unserem Schlafplatz entfernt. Ich werde sie also erst Morgen zu Gesicht bekommen.

JURASSIC PARK

Wir wandern durch einen lichten Araukarienwald. Eigentlich ist der Begriff Wald eine Übertreibung. Sagen wir so: es stehen Araukarien in der Gegend herum, als wollten sie nichts miteinander zu tun haben. Dennoch sind sie aufeinander angewiesen, da es männliche und weibliche Bäume gibt. Der windige Sex dürfte schon eine Weile her sein, denn die Kronen der Araukarierinnen sind schwer mit nussähnlichen Samen beladen, die dichtgedrängt in Kugeln heranreifen, die später auseinanderfallen und hunderte Samenkapseln zu Boden fallen lassen. Ich sammle die fettesten Exemplare auf und hoffe, dass sie zuhause austreiben werden. Ureinwohner hatten die Samen auch gesammelt, überm Feuer geröstet, geschält und zu Mehl vermahlen. Daraus buken sie dann Brotfladen, die fixer Bestandteil ihrer Nahrung waren.

Ob man die Nüsse auch roh essen kann?

Markus schaut skeptisch.

„Können schon –“, sagt er, aber da habe ich bereits abgebissen. Eine Haselnuss hat mehr Geschmack. Vielleicht kommt das Aroma erst durch die Röstung zustande. Ich spucke die Brösel jedenfalls wieder aus.

Die Araukarien wachsen auf steinigem Boden, wo nichts anderes mehr gedeiht. Sie müssen Überlebenskünstler sein. Die Landschaft ist Spielwiese des Vulkans, der sich in der Mitte seiner Sandkiste erhebt und darin herumfuhrwerkkt, wie es ihm beliebt. Es reichen bereits kleinere Ausbrüche um Wasserläufe umzuleiten, oder Gasaustritte und Ascheregen, um die Vegetation zu vernichten. Hier scheint nichts alt werden zu können. Umso mehr erstaunen uns die paar Araukarien, die mit ihrer stattlichen Größe auch ihr Alter verraten. Es müssen hunderte von Jahren sein!

Dass sie sich nicht unterkriegen lassen, zeigt ein umgefallener Stamm, aus dem, obwohl er zerstört und verdorrt am Boden liegt, drei junge Araukarien sprießen. Die Vermehrung muss also nicht unbedingt über Samen erfolgen.

Bald haben wir die erste Kaskade des Río Agrio erreicht. Graues Wasser schießt über einen Wust aus Gestein, das sich wie eine Bogenbrücke über das Flussbett spannt, hinaus und fällt in ein Bassin hinab, das mit schwarzem Sand gefüllt ist. Beim Aufprall des Wassers bildet sich grauer Schaum, als würde man Asche kochen. Spektakulärer als der graue Fluss sind jedoch seine Ufer. Da türmen sich meterhohe Basaltsäulen zu Felswänden auf. Einige brachen im Laufe der Zeit heraus und liegen jetzt wie sechskantige Mikadostäbe am Fuß der Felswand herum. Diese Säulenfragmente erinnern an die Trümmer antiker Tempel, nur dass hier die Physik und nicht der Mensch am Werk war. Die geometrisch perfekten fünf- und sechseckigen

Strukturen sind durch thermodynamische Vorgänge während der Abkühlung von Lava entstanden.

Mitten in dieser kuriosen Steinlandschaft neben dem Aschefluss wachsen ein paar besonders bizarre Araukarien, als hätte ein Bühnenbildner sie gezielt dort platziert, um die Kulisse für einen Dinosaurierfilm zu perfektionieren.

Markus und ich stehen staunend wie vor einem Gemälde. So etwas haben wir noch nie gesehen und es kommt uns vor, als hätten wir eine Zeitreise ins Mesozoikum gemacht.

„Ich muss da hinein“, sage ich zu Markus und meine das Bild. Nur dann wird es Wirklichkeit für mich.

Markus bleibt zurück und wartet, bis ich den Aschefluss überquert und am anderen Ufer über die Basaltsäulen hinauf zum Fuß der Felswand geklettert bin. Auf dem Foto, das er macht, bin ich trotz bunter Wanderbekleidung kaum zu erkennen. Zwischen den Säulentrümmern, die allesamt größer sind als ich, wirke ich wie eine Zwergin, die sich im Baukasten eines Riesen verirrt hat.

Markus wartet mit der Kamera bis ich auf der Steinbrücke des Wasserfalls angekommen bin. Auch auf diesem Foto bin ich zwischen zwei imposanten Araukarien verschwindend klein.

Wir treffen uns am Sandufer des Bassins, in das der Wasserfall stürzt. Während ich versuche hinter den herabfallenden Wassermassen vorbei zu kraxeln, versinkt Markus fast im Treibsand. Das feine Aschemehl scheint beim ersten Auftreten fest zu sein, aber sobald man nur ein bisschen wackelt, sinkt man wie in Pudding ein und kann sich kaum mehr daraus befreien.

Wir verlassen das heimtückische Flussufer und steigen auf ein Felsplateau auf, das sich aus lauter Basaltsäulen zusammensetzt. Man sieht oben auf dem nackten Felsen die sechseckigen Grundrisse der Säulen, die durch feine Spalten voneinander getrennt sind. Manche sind etwas eingesunken, als wären sie bewegliche Elemente auf einer Tastatur, die von einer unsichtbaren Riesenhand bespielt wird.

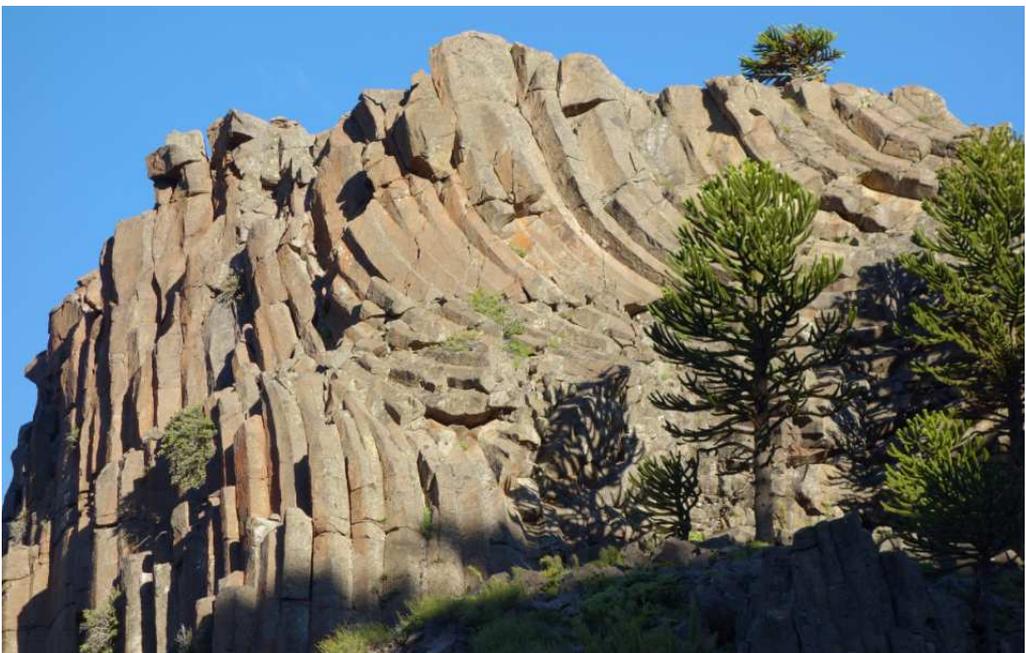
Wir folgen dem Río Agrio weiter flussaufwärts und kommen dabei an neuen Kuriositäten vorbei. Da ruht eine riesige Steinkugel mit gut drei Metern Durchmesser zwischen zwei Araukarien, die den Torrahmen bilden. Daneben lösen sich Steinhäufen in lauter Splitter auf, hauchdünne Felstafeln liegen wie verstreute Papierseiten herum. Ein paar hundert Meter weiter ist das Gestein plötzlich weiß wie Schnee, nur dort, wo der Aschebach darüber fließt, färbt es sich rotbraun, wie gestocktes Blut. Wir steigen bis zur Baumgrenze hinauf und haben von dort oben einen wunderschönen Blick auf den See.



Araukarien

im feucht-kühlen Chile und
im trockenen Argentinien.

Dazwischen liegt nur ein schmaler Tunnel...



Staubiger Job der Gauchos



Groteske Landschaften – hier ein Größenvergleich (Martina steht am Hangfuß)



Durst treibt uns schließlich zum Auto zurück. Wir sind das heiße Wetter nicht gewohnt und haben viel zu wenig zum Trinken dabei. Außerdem brennt die Sonne gnadenlos vom wolkenlosen Himmel herab. Am liebsten hätte ich im Fluss gebadet, aber das schwarze Wasser ist nicht einladend.

In Caviahue kehren wir ins Cafe Literario ein. Wir bekommen sogar etwas Vegetarisches. Der Koch öffnet die Tiefkühltruhe und lässt uns zwischen zwei Sorten gefüllter Teigtaschen wählen, die er dann für uns erwärmt. Wir sind dankbar für alles, das nicht in Frittieröl schwimmt.

Danach parken wir am Seeufer und beinahe hätte ich die Campingstühle aufgeklappt. Aber der Wind ist unangenehm heftig und bläst vor allem den Staub der nahen Schotterstraße zu uns. Jedesmal, wenn ein Auto vorbeifährt, müssen wir rasch die Türe und die Fenster schließen.

Der Rauch, der unablässig aus dem Vulkan quillt, färbt sich in der Abendsonne giftig orange und kriecht den Berghängen entlang in die Stadt herab. Wir sind zum Glück weit genug entfernt. Der Vollmond geht zwischen zwei solitären Araukarien am Bergrücken hinter uns auf. Eine bitterkalte Nacht steht uns bevor.

VOM BUNTEN FALL INS FINSTERE LOCH

11. JÄNNER 2017 CAVIAHUE

Als wir um sieben Uhr aufbrechen, zeigt das Thermometer nur 3 ° über Null an. Wir fahren ohne Frühstück zum Salto de Río Agrío los, weil wir zum Sonnenaufgang dort sein wollen. Der Wasserfall ist nach Osten hin ausgerichtet und ich stelle mir vor, dass die ersten Strahlen die Farben besonders schön leuchten lassen.

Während Markus den Camper so schonend wie möglich über die miserable, grobsteinige Fahrpiste manövriert, kaue ich von Nervosität an meinen Fingernägeln herum. Ich wundere mich selbst, wie aufgeregt ich bin. Irgendwie erscheint es mir immer noch unwirklich, dass ich in Bälde mit eigenen Augen sehen werde, was ich zuvor nur im Internet bestaunt hatte. Und dieses unwirkliche Gefühl will nicht weichen, obwohl wir knapp vor dem Ziel sind, daher erfindet es Szenarien, die ihm recht geben: es wird etwas auf der Strecke passieren und wir kommen deshalb nie an; es ist gar nicht der ersehnte Ort, weil ein Verwechslung vorliegt; es sieht gar nicht so spektakulär aus, die Fotos im Internet waren manipuliert gewesen; etc.

Bereits bei der Reiseplanung zum Patagonienurlaub 2011 war ich über Bilder des Río Agrio gestolpert und fasziniert gewesen. Aber der Wasserfall lag weit von unserer Route entfernt, sodass ich ihn schweren Herzens aus dem Programm streichen musste. Ohne eigenes Fahrzeug gelangen wir nie dort hin, war uns klar.

Es gibt viele Sehenswürdigkeit auf diesem Planeten, die ich nie im Leben mit eigenen Augen werde betrachten können, weil die Strapazen dafür zu hoch sind (zB Schichtvulkan Dalol in Eritrea), die Kosten unser Budget übersteigen (Antarktis, Tauchen auf Raja Ampat) oder sich der Aufwand einfach nicht lohnt. Den Río Agrio schob ich in diese letzte Schublade.

Als Markus die Idee mit dem Camper einbrachte, holte ich ihn wieder hervor. Und nun sind wir da, ein kaum lesbares Hinweisschild besagt, dass es nur mehr zwei Kilometer bis zum Naturjuwel sind. Die haben es allerdings in sich. Markus stöhnt, als würde er das Leiden der Karosserie am eigenen Leib verspüren, wenn sich der Camper über felsige Bodenschwellen und durch Schlaglöcher kämpft. Die Landschaft ist eintönig, felsdurchsetzt, mit einer dünnen Humusschicht, auf der nur niederes Buschwerk und harte Gräser gedeihen. Nichts deutet auf etwas Außergewöhnliches hin. „Bin ja gespannt“, sagt Markus und es klingt, als zweifle er.

Die mühselige Fahrt hat länger gedauert als erwartet und die Sonne ist längst schon aufgegangen. Trotzdem sind wir das erste Auto am Parkplatz am Ende der Zufahrt. Grauer Staub, braune Felsen, struppige Vegetation.

Ich springe aus dem Auto, klettere einen kleinen Hügel hinauf und juchze vor Freude. Mein Traum ist wahr geworden, wir sind da! Allerdings zu früh, denn die Sonne hat den Felsenkessel, in den das Wasser hinabdonnert, erst zu einem Viertel ausgeleuchtet. Der Großteil liegt in finsternem Schatten.

Dennoch ist der Anblick ein Erlebnis – und viel schöner als auf den Fotos im Internet.

Der Río Agrio fließt gemächlich aus dem flachen Hinterland kommend durch die öde Grassteppe, bis sich plötzlich vor ihm ein gewaltiger Kessel auftut. Wie aus dem Nichts öffnet sich eine Schlucht, deren Wände sich oben nach innen neigen. Der Kessel besitzt eine bauchige Form, mit einem Kragen aus Basaltsäulen. Diese Barriere aus hartem Gestein bildet einen mächtigen Überhang, über den der Río Agrio hinausschießt und in den See am Grund des Kessels stürzt.

Aber weder die Fallhöhe noch die Kesselform sind einzigartig, es sind die Farben. Das Wasser des Río Agrio, der an der Flanke des Vulkans Copahue entspringt, hat eine besondere Eigenschaft. Überall dort, wo es auf Gestein trifft, färbt es dieses orange. Wir wissen nicht, ob es sich dabei um einen chemischen Prozess oder um Oxidation handelt, oder ob vielleicht Algen

dafür verantwortlich sind. Jedenfalls ist jeder Stein im Flussbett mit intensiver oranger Farbe überzogen. Je feuchter die Umgebung, desto mehr driftet die Farbe ins rostige Braun, je trockener, also am Uferand, desto gelber strahlt sie.

In der ansonsten tristen, staubigen Grassteppe sticht das gelb-orange-braune Flussbett wie eine giftige Ader hervor. Gleichzeitig aber wirkt das Wasser blau wie Tinte, was einen unglaublichen Kontrast erzeugt. Es ist zwar glasklar, aber überall dort, wo es sich in Becken sammelt oder hinter einem Felsen staut, nimmt es einen tiefen Blauton an, viel dunkler als der Himmel. Der Wasserfall stürzt in weißen Kaskaden über orange Felsen in einen tiefblauen See hinab und erzeugt dabei so viel Gischt, dass die Felswände unter den Überhängen mit dicken Moospolstern überzogen sind. Das üppige Grün rahmt das bunte Schauspiel.

Bis die Sonne auch die letzten Schatten aus dem Kessel vertrieben hat, könnten wir in Ruhe frühstücken.

„Wir könnten aber auch zum Wasserfall hinunter gehen“, sage ich, ohne eine Ahnung zu haben, wie man das ohne Seil bewerkstelligen könnte.

Markus findet flussabwärts einen Einstieg in die Schlucht und wir zwingen uns durch Dornengestrüpp über steile Schotterganden bis ans Ufer hinab. Hier fließt der Río Agrio hauptsächlich über flache orange Steinplatten dahin, in die er tiefblaue Canyons gefressen hat. Wir ziehen die Schuhe aus, weil wir glauben, durch das seichte Wasser kämen wir am leichtesten vorwärts. Aber die orange Oberfläche der Steinplatten ist glitschig wie Schmierseife, sodass die Fußsohlen keinen Halt finden können. Außerdem ist das Wasser eiskalt und das Risiko, in eines dieser blauen Löcher zu fallen, zu groß. Wir klettern also einen Teil des Abhanges wieder hinauf, bis wir auf Trittspuren stoßen. Andere Menschen hatten offenbar dieselbe Idee wie wir. Von da an ist es relativ einfach bis in den Kessel mit dem Wasserfall vorzudringen. Was für ein Anblick!

Erst jetzt realisiere ich, dass ich wirklich da bin. Mitten in diesem Foto stehe, dass zuvor nur auf meinem Bildschirm existiert hat. Ich rieche die Feuchte der Gischt, spüre das Vibrieren des Bodens unter dem Tosen des Wasserfalls und staune über die so unnatürlich leuchtenden Farben.

„Weinst du etwa?“, fragt Markus belustigt, als ich mir die Augen wische.

Als wir in unmittelbarer Nähe des Wasserfalles angelangt sind, spannen sich Regenbogen in der von Tröpfchen glitzernden Luft. Zwischen dem Seeufer und der dahinter aufragenden senkrechten Felswand liegt ein schmales Band aus herabgefallenen Steinbrocken. Folgt man ihm, könnte man hinter dem Wasserfall vorbeiklettern.

„Bist du dir sicher?“, fragt Markus, obwohl er die Antwort ahnt.

„Du wirst pflätschnass werden!“, ruft er mir nach.

Aber da habe ich meine Kamera schon in der Innentasche des Goretexanoraks verstaut und balanciere über das lose und rutschige Geröll. Die kühle Gischt auf dem Gesicht ist heftig wie eine Dusche und der Regenbogen funkelt, als stünde ich mitten drin. Als ich mich direkt hinter dem Wasserfall befinde, werfe ich einen Blick nach oben. Die Unterseite des Überhanges besteht aus lauter sechseckigen, durch feine Risslinien voneinander getrennten Basaltsäulen, als könnte jederzeit eine davon herabfallen. Die frischen Trümmer am Boden bestätigen diesen Eindruck. Trotz des Risikos erschlagen zu werden, harre ich eine Weile hinter dem Wasservorhang aus, um Fotos zu machen.

In unregelmäßigen, schwallartigen Kaskaden stürzen Myriaden glitzernder Tropfen herab und verdunkeln den Sonnenball vor mir. Zu beiden Seiten bricht sich das Licht in Regenbogen, durch einen kraxelt gerade Markus, der mir nach anfänglichem Widerstand nun doch gefolgt ist. Er wollte seine Spiegelreflexkamera nicht der Feuchtigkeit aussetzen, konnte sie dann aber wasserdicht einpacken.

Gemeinsam gehen wie ein Stück weiter ins trockene Ockergelb der Steine und betrachten das Spektakel von der Seite. Die nassen Felsen direkt hinter dem Wasserfall sind nicht mehr orange, sondern dunkel wie Schnittflächen roher Randigscheiben. Auf den Vorsprüngen wuchern Moospolster, grünen, fette Kröten gleich. Ein leichter Wind kommt auf und pustet glitzernde Schleier durch den Kessel bis hinauf zum Rand, hinter dem unser Wohnmobil parkt. Menschen stehen dort oben und winken.

„Wir sind ihnen im Bild“, sagt Markus grinsend. „Lass uns zurückgehen.“

Der Rückweg bietet die besten Perspektiven auf den mittlerweile vollständig ausgeleuchteten Kessel. Oben angekommen müssen wir daher kein einziges Foto mehr machen, sondern können getrost endlich unser Frühstück einnehmen, während sich zahlreiche Besucher am Camper vorbei zu den Aussichtspunkten zwängen.

Ich ziehe die Vorhänge zu.

Später brechen wir zu einem Spaziergang entlang des Oberlaufs des Río Agrio auf. Durch die grellen Farben des Flussbettes entsteht der Eindruck, das Wasser müsse heiß sein. Aber als ich in einem der tiefen Pools schwimmen will, schnürt mir die Kälte beinahe die Luft ab. Wir folgen dem orangefarbenen Band einige Kilometer weit, bis wir uns satt gesehen haben. Wahrscheinlich könnten wir stundenlang bis zum Vulkan Copahue hin wandern, der heute anstelle bedrohlich grauer Schwaden nur mehr kleine

weiße Wölkchen ausstößt. Aber wir haben genug, zudem über hundert Fotos mehr auf der Speicherkarte und kehren um.

Es steht ohnehin der Besuch der Thermalbäder am Fuß des Vulkans auf unserem Programm. Dort soll es aktive Schwefelquellen, Fumarolen und blubbernde Schlammlöcher geben, die wir uns ansehen möchten.

Das Thermalbad liegt einige hundert Meter höher als der Ort Caviahue und die Straße auf den Berg hinauf ist mit Schneestangen markiert. Auf einer ist ein aufgeschlitzter Reifen aufgespießt. Ich finde das nicht lustig, obwohl unsere geflickten Reifen seit Bariloche keine Probleme mehr gemacht haben. Die Schotterpiste schraubt sich in Serpentinaen höher und gibt einmal sogar den Blick auf den Aconcagua, dessen Schneehaube in der Ferne gleißt, frei. Markus hat keine Zeit um zu schauen, er muss sich auf den Verkehr konzentrieren, der zu unserer Verwunderung sehr rege ist. Es gibt fast so viele Busse wie Schlaglöcher. Die Vierzigplätzer transportieren vorwiegend Rentner zu den Heilbädern hinauf. Wir hingegen wollen weder Altersgebrechen noch Krankheiten kurieren, sondern uns lediglich wieder einmal gründlich waschen und danach die Vulkanlandschaft inspizieren. Dass aus alledem nichts werden wird, ahnen wir nicht.

Schon das Gebäude am Ende der Fahrbahn ist eine herbe Enttäuschung. Es verströmt den Charme einer Anstalt aus den sechziger Jahren. Ob Gefängnis oder Klinik ist nicht ganz klar. Dazu der intensive Gestank von faulen Eiern, der übers Gelände kriecht und sich in Haaren und Kleidern verfängt. Wir packen Schampon und Badezeug in eine Tasche und steigen aus.

Wie immer gilt unser erster Blick den Reifen.

„Rechts hinten bräuchte etwas mehr Luft“, sage ich zu Markus.

Er nickt, kniet sich mit besorgter Miene daneben auf den Boden und lauscht.

„Verdammt!“

„Was ist?“, frage ich, weil ich hoffe, mich verhört zu haben.

„Wieder ein Patschen“, sagt Markus.

„Nein“, widerspreche ich. „Das kann nicht sein.“

„Ich habe gehört, wie die Luft entweicht.“

„Aber das gibt es doch nicht!“

„Und wieso nicht?“, fragt Markus gereizt, während er das Werkzeug hervorkramt. „Ist ja nicht das erste Mal auf dieser Reise, oder?“

Ich weiß keine Antwort. Stattdessen setze ich mich auf den Boden und versuche erst gar nicht, die Tränen zurückzuhalten. Gerade noch war es unbeschreiblich schön und nun dieser Rückschlag, über dessen Konsequenzen ich mir nicht im Klaren bin. Ich denke nach: Wir befinden uns

im hintersten Grenzland von Argentinien, rund 200 Kilometer schlechter Schotterpiste trennen uns von Asphalt, von Städten mit Infrastruktur ganz zu schweigen. Und Markus schickt sich an ein mehrfach geflicktes Reserverad zu montieren, das laut Mechaniker eigentlich ausgemustert gehört.

Aber was bleibt ihm anderes übrig?

Wie weit werden wir damit kommen?

Was passiert, wenn nochmals was passiert?

Während ich in der Depression versinke, bockt Markus den Camper auf, löst die Muttern am Reifen, hebt ihn herunter und legt ihn als Puffer unter die Karosserie, bevor er selbst unters Auto kriecht. Diese Vorsichtsmaßnahme hat uns ein Mechaniker gezeigt. Sollte der Wagenheber versagen, würde man nicht zerquetscht werden.

Markus flucht und bleibt lange unterm Auto.

Ich wische mir die Tränen ab und frage, ob ich helfen könne.

Die Arretierung des Reserverades lässt sich nicht lösen, zumindest weiß Markus nicht wie.

Ich versuche im spanischen Handbuch etwas darüber zu finden und – was schwieriger ist – etwas von der Erklärung zu verstehen. Mit den Bildern alleine kommen wir nicht weiter. Immerhin schaffen wir es, den Seilzug zu lösen und den Reifen hinunter zu lassen. Dann jedoch muss die Aufhängevorrichtung, die in der Nabe verkeilt ist, aus dieser herausgeholt werden.

„Eine furchtbare Fummlerei“, flucht Markus, der unterm Auto im Dreck liegt und nicht sehen kann, was seine Finger tun sollten.

Endlich hat er es geschafft.

Das Reserverad ist gleich montiert, aber dann steht dasselbe Problem wie vorher an, nur in umgehrter Reihenfolge. Der mittlerweile luftleere Reifen muss mit der Nabenhalterung wieder unterm Auto festgezurt werden.

Schließlich ist auch das erledigt.

Verschwitz, verstaubt und völlig frustriert, weil wir keine Antworten auf die Frage, wie lange der Reifen wohl halten wird, haben, nehmen wir unsere Badesachen und hoffen im Thermalbad Entspannung zu finden. Die haben wir nicht nur verdient, sondern jetzt bitter nötig.

Durch eine blinde Glastüre treten wir in das Sanatorium ein. Der scharfe Geruch nach Desinfektionsmittel mischt sich in den Schwefelgestank. Menschen in Bademänteln schlurfen schweigend durch die Gänge. Personal in weißen Ärztekitteln oder in OP-grünen Uniformen huscht herum, ohne uns zu beachten.

„Wo ist der Chef dieser seltsamen Anstalt?“ Diese Liedtextzeile von Franz Moraks New-Wave-Schizo-Punk schallt mir durchs Gehirn.

Markus fühlt sich an die Nervenheilstätte aus „Einer flog über das Kuckucksnest“ erinnert.

Wo sind wir hier? Wo sind die Bäder?

Die Hinweistafeln richten ihre Pfeile nur auf spanische Wörter, die ich nicht verstehe. Ich suche nach einer Ansprechperson und finde die Toiletten. Auch recht. Als ich mir hinterher die Hände waschen will, stelle ich fest, dass es kein Waschbecken gibt. Für ein Sanatorium etwas seltsam. Gerade hier würde man sich Hygiene erwarten.

Endlich hilft uns jemand weiter. Wir sollten drei Gänge weiter bei der Ärztin namens Andrea vorsprechen, die beherrscht als einzige hier die englische Sprache.

Andrea ist nett und verständnisvoll. Trotzdem überreicht sie uns einen Fragebogen, auf dem wir angeben müssen, ob wir herzinfarktgefährdet sind oder einen hohen Blutdruck haben. Auch Erbkrankheiten und Operationen sollten aufgelistet werden.

„Hören Sie“, flehe ich Andrea an, „wir wollen bloß baden und keine Kur machen!“

Das ging nicht, bevor wir nicht den Schreibkram erledigt hätten.

Schließlich bestätigen wir mit unserer Unterschrift, dass wir auf eigene Verantwortung handeln und niemanden zur Rechenschaft ziehen würden, falls uns etwas passierte. Danach wollen wir endlich ins Wasser.

Andrea stellt uns vor die Wahl:

Wir könnten uns einerseits mit nach faulen Eiern stinkendem Lehm beschmieren, diesen zwanzig Minuten lang eintrocknen lassen, bevor wir ihn mit Wasser abspülen dürften. Keinesfalls mit Seife! Danach hätten wir unter Aufsicht eineinhalb Stunden zu ruhen, bevor es uns erlaubt wäre, ins nächste Bad zu wechseln.

„Und andererseits?“

Gibt es die grüne Lagune.

„Ohne Bedingungen?“

Wir müssten dem Bademeister nur ihre ärztliche Empfehlung aushändigen.

Also machen wir uns auf zur grünen Lagune. Das Becken befindet sich im Freien. Ein Schild daneben zeigt die Zahl 24. Es wundert mich, dass die Luft so warm sein soll. Ich empfinde es heute trotz Sonnenschein als recht frisch.

„Das ist die Wassertemperatur“, sagt Andrea, die uns begleitet.

„Nur 24 Grad? Nicht mehr?“. Ich bin schockiert.

Andrea lacht, sagt, es ließe sich gut darin aushalten, man müsse nur ganz bis zu den Ohren eintauchen. Ihr Argument: weil die Luft kälter sei, fühle sich das Wasser warm an.

Markus verzichtet im Vorhinein. Er geht lieber gleich duschen und Haare waschen.

„Duschen?“, Andrea glaubt sich verhöhrt zu haben. „Es gibt hier keine Duschen.“

Wir verstehen nicht. Wie soll man denn das grüne Zeug abwaschen?

„Gar nicht“, sagt Andrea. Um das ginge es doch beim Heilbad. Das Wasser müsse einwirken können. Am besten über Tage hinweg.

Sie erklärt, dass die meisten Klienten deswegen eine, zwei oder mehrere Wochen hier verbringen würden.

„Ohne einmal zu duschen?“, frage ich entsetzt.

„Vielleicht ist es gar nicht der Schwefel, der so nach faulen Eiern stinkt“, raunt mir Markus zu. Für ihn ist das Thema Thermalbad endgültig erledigt.

Andrea hat Mitleid mit uns. Sie sagt, sie wohne unten in Caviahue und stelle uns ihr Bad zur Verfügung, wenn wir Haare waschen wollten. Allerdings käme sie erst spätabends heim.

Wir lehnen ihr großzügiges Angebot natürlich ab. Schließlich haben wir ja selbst eine Dusche im Camper.

Dann – um ihre Bemühungen nicht völlig umsonst erscheinen zu lassen – ziehe ich fröstelnd meinen Bikini an und steige die Betontreppen zur Laguna Verde hinab. Die grüne milchige Flüssigkeit ist blickdicht. Sobald meine Füße bis zu den Knöcheln darin eingetaucht sind, sehe ich meine Zehen nicht mehr. Mit zusammengebissenen Zähnen, die sonst vor Kälte geklappert hätten tauche ich bis zum Hals in die Erbsensuppe ein, warte bis sich Andrea mit einem Abschiedswinken vom Beckenrand entfernt, steige wieder raus und haste in die Umkleidekabine. Zumindest den Staub bin ich los. Dafür sind Handtuch und Bikini grünlich und nass.

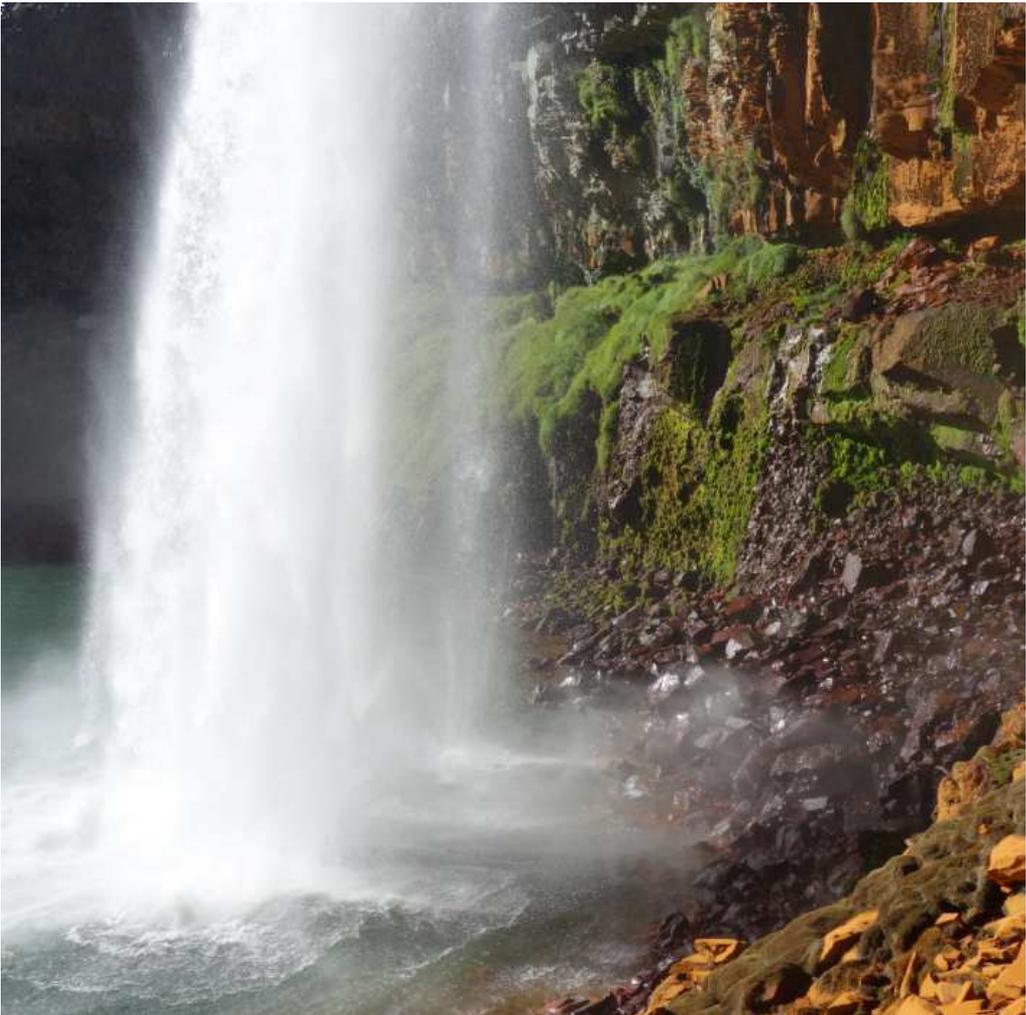
Bei der Rückfahrt haben wir kein Auge für die Fumarolen und Schwefelquellen. Die Reifensorgen beherrschen unser Denken. Nur einmal halten wir kurz an, um ein Pflichtfoto zu knipsen. Es zeigt einen lapislazuliblauen See am Fuß des Aschewolken speienden Vulkans.

In Caviahue suchen wir nach dem Mechaniker, dessen Adresse uns Andrea erklärt hat. Wir umkreisen die Baracke aus Wellblech, rütteln am verschlossenen Tor und spähen durch einen Spalt nach innen. Wir hören eine Maschine laufen, außerdem ist die Motorhaube eines im Vorhof geparkten Autos noch warm. Es muss jemand da sein. Ich rufe und scheppere am Blech, bis sich jemand aus einer Art Felddbett, das an der Wand der Werkstatt steht erhebt und zum Türspalt schlurft. Der Mann versteht nicht was ich will und schaut mürrisch drein.

Wir ziehen Leine, bevor er ganz wach ist und auf blöde Gedanken kommt.



Salto Rio Agrio – von vorne und von hinten





Bunt oder aschegrau – alles ein Werk des Vulkans Copahue



Im Literaturcafe kennt man den gesuchten Mechaniker. Der sei aber verreist, lautet die schlechte Nachricht, nachdem der Chef versucht hat, ihn am Telefon zu erreichen. Frustriert hocken wir uns hin und essen irgendwas.

Doch wie durch ein Wunder wird der Mechaniker aufgestöbert und man lotst uns zu einer Miniwerkstatt. Die ist mit Werkzeug und Ersatzteilen derart voll gerammelt, dass nicht einmal der sonst übliche Kalender mit den nackten Frauen Platz gefunden hat. Der Mechaniker ist ein schweigsamer Mann. Wortlos repariert er das Loch, das wahrscheinlich ein Nagel gestochen hat und zeigt dann stumm auf lose Metallfäden, die sich neben einem großen Flicken aufzwirbeln. Er nimmt Markus' Hand und führt sie darüber, damit Markus die Flickstelle mit eigenen Fingern befühle.

„*Mal*“, sagt er auf Spanisch, was auf Deutsch *schlecht* oder *böse* bedeutet.

Die Chilenen hätten schlechte Arbeit geleistet, erklärt er schließlich in Halbsätzen. Der Flicker über dem Loch unserer ersten Reifenpanne im Süden Chiles würde demnächst wieder aufgehen. Wir sollten daher lieber das jetzt montierte Reserverad oben lassen.

„Aber auch das ist *mal*“, sage ich besorgt.

Der Mechaniker schraubt es runter, um es sich anzusehen.

„Si“, stimmt er mir zu, damit kämen wir ebenfalls nicht mehr weit.

„Nuevo“, sagt er abschließend. „Nuevo.“

Wir brauchen neue Reifen.

Der Mechaniker will sich nicht bezahlen lassen, wir müssen ihm das Geld regelrecht aufdrängen. Wahrscheinlich denkt er, wer mit solchen Reifen unterwegs ist, muss eine arme Sau sein.

Wir kehren ins Literaturcafe zurück und überdenken unsere Lage. Die geplante Reiseroute nach Norden, die über rund zweihundert Kilometer Schotterpiste durchs Niemandsland nach Chos Malal führt, können wir vergessen. Das hält der Reifen nicht mehr aus. Es bleibt also nur die Rückkehr auf die Asphaltstraße im Süden, um dann in die Cuarenta einzubiegen und über diese nach Chos Malal zu gelangen. Ein gewaltiger Umweg.

Aber in Las Lajas, der Stadt im Süden an der Einmündung in die Cuarenta, gäbe es alles, versichert uns der Chef des Literaturcafes. Alles, einschließlich einer super Werkstatt und Reifenhändler.

Wir füllen mit dem Gartenschlauch vor dem Cafe unseren Wassertank, holen die frische Wäsche aus der Reinigung und fahren zu unserem Seeplätzchen, um zu duschen und Haare zu waschen. Leider geht die Sonne unter, bevor die Haare trocken sind. An ihrer Stelle steigt ein selten großer Vollmond auf. Sein silbernes Licht tanzt auf den Wellen des Sees. Am anderen Ufer gehen

die Lichter an. Ruhe breitet sich aus. Nur im meinem Kopf geht es drunter und drüber. Es wäre alles so schön hier, wenn wir keine Probleme mit Reifen hätten.

12. JÄNNER 2017

Wir schlafen bis zum Sonnenaufgang. Unsere Nachbarn, die gestern neben uns ihr Lager aufschlugen, sitzen bereits beim Angeln. Jogger laufen am Ufer entlang und erste Busse rumpeln ihre krankheitsgeplagten Insassen, die im Sanatorium nicht untergekommen sind, zu den Schwefelbädern hinauf.

Das stabile Wetter und die interessante vulkanische Landschaft würden zum Verweilen einladen, aber wir möchten die Reifengeschichte los werden und rasch Ersatz kaufen, solange wir noch Luft in den Reifen haben. Sonst stehen wir auf den Felgen da.

„Und dann?“, frage ich mich und versuche krampfhaft an etwas anderes zu denken.

Wir fahren dieselbe Strecke zurück, die wir hierher gekommen sind. Bei Loncopué verleitet uns eine Abzweigung mit der Hinweistafel Chos Malal zu einer Umkehr nach Norden. Doch nach nur wenigen hundert Metern auf Asphalt kündigt ein Schild *fin paviamiento* an, bevor der Schotter beginnt. Behutsam wenden wir und fahren wieder nach Süden. Uns trennen von Chos Malal nur 80 Kilometer Luftlinie, die Strecke über den Asphalt beträgt jedoch rund 280 Kilometer, weil wir einen ganzen Gebirgszug umfahren müssen. Aber auf Schotter quer durch die Berge zu fahren, würde wohl im Desaster enden.

Das vom Chef des Literaturcafes gepriesene Las Lajas entpuppt sich als winziges Kaff, in dem es weder eine Werkstatt, noch einen Reifenhändler gibt. Beides würden wir aber in Chos Malal finden, versichert man uns.

Stunden später in Chos Malal dieselbe Ernüchterung. Auch diese, angeblich zweitgrößte Stadt dieser Provinz, ist nur ein Dorf mit vielleicht 10.000 Einwohnern. Als wir zu einer Tankstelle einbiegen wollen, ertönt lautes Gehupe. Erst da bemerken wir, dass in den entlang der Fahrbahn parkenden Autos Menschen sitzen. Die parken aber nicht Stoßstange an Stoßstange, sondern bilden eine Warteschlange! Wir versuchen das Ende der Reihe zu finden und kurven dabei um einen großen Häuserblock herum. Sich hier anzustellen würde Stunden dauern und wir haben absolut keine Lust dazu.

„Es ist noch genug im Tank“, sagt Markus und ich frage nicht nach, weshalb er hier tanken wollte.

Missmutig denke ich an den sinnlosen Reservekanister am Dach und die beiden kaputten Autoreifen. Das alles müsste nicht sein, wenn die Mietwagenfirma auf bessere Ausstattung Wert gelegt hätte.

Der aufkeimende Hunger macht meine Laune nicht besser.

„Wir sollten etwas essen“, sage ich zu Markus und entdecke in einem Glücksmoment ein vegetarisches Restaurant. Allerdings ist heute Ruhetag.

Im Gasthaus daneben bekommen wir nur Pommes Frites. Zur Abwechslung mit frisch gehacktem Knoblauch garniert und einem Karottensalat. Den Knoblauchgeschmack spülen wir mit Coca Cola runter.

Als wir Chos Malal verlassen wollen, sehen wir eine zweite Tankstelle. Dort steht kein Mensch an, weil der Diesel ein paar Pesos teurer ist.

Während Markus tankt, kaufe ich ein Eis, das nur aus Fett und künstlichen Aromen besteht. Mein armer Körper traut sich kaum mehr Hunger zu melden, aus Furcht vor dem Fraß, der daraufhin im Magen landet.

Mit Sodbrennen sitze ich im Auto, die Sonne knallt mir auf den Ranzen und das Thermometer klettert von 36 Grad auf 39, obwohl wir die Hügel bis auf eine Höhe von 1.700 Metern hinauf fahren. Die Klimaanlage tut ihr Bestes, aber ohne mein großes Baumwolltuch, das ich stets feucht halte, könnte ich mich nicht auf ein erträgliches Niveau herunterkühlen. Wie es Markus in Jeans und Pullover in der prallen Sonne aushält, ist mir ein Rätsel.

Wir halten Ausschau nach einem Platz für die Nacht, aber ein heftiger Sturm verleidet uns jegliches Anhalten. Der Wind treibt Staubfontänen wie tanzende Kreisel vor sich her, reißt dabei verdorrtes Strauchwerk mit und wirbelt es durch die Luft.

Meine Hoffnung gilt einem in der Karte eingezeichneten Seenpaar namens Laguna Nueva, doch die Gewässer liegen hinter Stacheldraht und der Parkplatz neben einer Estancia-Ruine, aus der penetranter Uringestank dringt, ist dermaßen abschüssig, dass wir aus den Betten rollen würden.

Also gehen Fahrt und Suche nach einem Nachtlager weiter.

Plötzlich endet der Asphalt.

Fin Paviamento ist auf dem Schild zu lesen, als ob man den desolaten Straßenzustand sonst nicht bemerken würde. Auf einer Hinweistafel steht: 40 Kilometros. Wer hatte uns versichert, dass es in Richtung Norden nur mehr Asphalt geben würde?

Die Schotterpiste ist ein Albtraum. Unentwegt muss ich an die geflickten Reifen denken, die sich über das kantige Gestein pressen. Zudem wirbelt der Sturm das feinkörnige Material vom Boden auf und verdichtet es zu einer graubraunen Wolke, die uns vollständig die Sicht raubt, vom Geprassel der Sandkörner auf die Windschutzscheibe ganz zu schweigen. Wir kurven durch ein gespenstisches Inferno und werden dabei wie aus dem Nichts mit Dreck

beworfen oder von heftigen Böen gebeutelt. Da die Temperatur 39 Grad beträgt, obwohl wir in den Bergen sind, vermutet Markus ein dem Alpenföhn ähnliches Wetterphänomen.

Wegen des Staubes müssen wir die Lüftung schließen und schmoren in der abgestandenen Luft der Fahrerkabine. Ohne Klimaanlage und dem nassen Baumwolltuch würde ich es nicht aushalten.

Endlich, es ist schon halb acht Uhr abends, erblicken wir einen Camper am Ufer eines breiten Flusses. Dann machen wir etwas, das wir sonst immer vermieden hatten und nie tun wollten: Wir stellen uns dazu.

Es sind Leute aus Mendoza, die sich gerade im Fluss erfrischt haben. Sie wollen gleich weiterfahren, geben uns aber zuvor bereitwillig Auskunft über die Straßenverhältnisse, die noch vor uns liegen. Es klingt eigentlich gar nicht schlimm. Alles sei Asphalt, bis auf ein paar Baustellen.

Am Ufer lauern Bremen im Gebüsch und stürzen sich gierig auf jedes Fleckchen ungeschützter Haut. Nicht einmal vor Pobacken schrecken sie zurück, während man sich erleichtert. Hastig tauche ich im sandbraunen Wasser des Flusses unter und renne dann wild um mich schlagend zum Camper, um mich drinnen hinterm Moskitonetz abzutrocknen.

Kurz darauf lockt uns ein tiefrot gefärbter Wolkenhimmel hinaus. Sonnenuntergang. Doch unser Blick bleibt am rechten Hinterrad hängen.

„Sieht nach verdammt wenig Luft aus“, sage ich.

Markus hat denselben Eindruck. Je länger wir hinschauen und das abgeflachte Rad mit den anderen Reifen vergleichen, desto mehr beschleicht uns das Gefühl, wieder einen Patschen zu haben. Aber jetzt ist es für einen Wechsel zu spät. Dunkelheit, Hitze, Sturm und Bremen. Vier gute Gründe, das Vorhaben auf morgen zu verschieben.

Voller Sorgen liege ich im Bett. Obwohl ich hundemüde bin, will der Schlaf nicht kommen. Ich stelle mir vor, was passiert, wenn das als Totalschaden bezeichnete Reserverad die Luft nicht hält. Werde ich alleine beim Auto zurückbleiben müssen, bis Markus irgendwo einen Reifen auftreibt? Wie soll das gehen, ohne Kommunikationsmöglichkeit? Hier in der Pampa gibt es kein Telefonnetz und unsere Vorräte sind knapp. Angst drückt mir auf die Brust, Tränen kullern. Ich würde mich gerne trostsuchend an Markus kuscheln, aber es ist so heiß im Auto, dass ich schweißnass bin und mich selber nicht angreifen mag.

Ich breite das feuchte Handtuch über mich und warte, dass die Nacht vergeht.

Um 3:00 Uhr nachts lässt der Sturm endlich nach und wir können die Türe öffnen, die mit einem Moskitogitter gegen die Bremen gesichert ist. Die Fenster haben leider keinen Insektenschutz und müssen geschlossen bleiben. Ich stehe auf und inspiziere im Mondlicht den Reifen. Er hat noch gleich viel, oder besser gesagt, gleich wenig Luft wie am Abend. Danach schlafe ich endlich ein.

Als ich aufwache, kommt Markus soeben von draußen rein.

„Luft ist gut“, sagt er und meint damit nicht die staubige, 25 Grad warme Brise, die feinen Sand auf den Frühstückstisch bläst.

Erstaunlicherweise wirkt der Reifen tatsächlich praller als gestern Abend. War es eine optische Täuschung, die uns genarrt hatte?

Markus wiegt den Kopf zweifelnd hin und her, obwohl ich keine andere Erklärung wüsste.

Eine selbst-Aufpumpung schließen wir aus. Darin sind wir uns einig.

„Vielleicht verarscht er uns“, sagt Markus leise, als wolle er den Reifen nicht auf zusätzliche blöde Gedanken bringen.

Ich frage mich, ob ihm die gestrige Hitze nicht gut getan hat.

Als er meinen besorgten Blick bemerkt, lacht Markus.

„Nur Spaß“, meint er und fügt, weil ich ihn immer noch misstrauisch mustere, hinzu: „Alles ist gut.“

Auf den nächsten 10 Kilometern Schotterstraße beuge ich mich oft aus dem Fenster um nachzusehen, ob das Wunder von Dauer ist. Der Reifen sieht ganz normal aus.

Wir fahren durch eine bunte Landschaft. Gestern schon fielen uns die vielfarbigen Hügel auf, die aus unterschiedlichen Mineralien bestehen. Da die Vegetation sehr spärlich ist und die Büsche meterweit voneinander entfernt wachsen, ist der Boden der Erosion schutzlos preisgegeben. Aus tiefroten Berghängen schwemmen Niederschläge Material hinab zu den hellgrauen Hügeln des Vorlandes. Es sieht aus, als wäre Blut vergossen worden. An manchen Stellen ist es verkrustet und unter der Sonne schwarz geworden. Beim Vorbeifahren erkennen wir, dass es sich um erstarrte Lavabrocken handelt. Dann wieder dominieren ockerfarbene und braune Erden, die von breiten weißen Adern durchzogen sind, die Landschaft. Das Gebiet ist lebensfeindlich und knochentrocken. Wovon sich die Büsche ernähren, bleibt ein Rätsel.

Östlich von uns erhebt sich der Vulkan Payún Matru, der Schöpfer dieser Gegend. Er ist 3.680 Meter hoch, aber ohne Schneekrone sieht er wie ein

gewöhnlicher Gesteinshaufen aus. Seine Macht lässt sich nur anhand der gewaltigen Lavamasse erahnen, der wir entlang fahren. Sie hat den Rio Grande ganz nach Westen an den Fuß der Berge gedrängt. Bei einer Brücke sehen wir den Fluss in eine Schlucht gesperrt, die er sich selbst in die Lava gegraben hat. Die Klamm ist eng und das Wasser muss sehr tief sein. Weil es kaum Gefälle gibt, fließt es fast lautlos dahin. Kraftvoll und jedes Hindernis aus dem Weg räumend. Weiter im Norden bedeckt der Rio Grande den eineinhalb Kilometer breiten Talboden, hier zwingt er sich durch Felskanal mit einem Querschnitt von fünf Meter. Wir sind ausgestiegen und beeindruckt von der Kraft des Wassers, die den Boden erbeben lässt.

Nach der Brücke tauchen plötzlich Flecken von Asphalt auf der Fahrbahn auf, die sich wie schwarze Inseln aus dem Staubmeer erheben. Markus fährt Slalom, um ihnen auszuweichen. Schließlich verdichten sich die Inseln zu einem Kontinent mit Rissen und Löchern und Markus sagt, er wisse nicht, was ihm lieber sei. Schotter oder dieser abgenutzte Belag. Die Frage beantwortet sich von selbst. Eine Baustelle kündigt sich an. Auf den nächsten 30 (!) Kilometern werden wir auf eine provisorische Straße umgeleitet, die parallel zum frisch asphaltierten Highway verläuft. Dieser sieht er perfekt aus, mit Straßenmarkierungen, Leitschienen und allem was dazu gehört. Nur benutzen darf man ihn nicht.

„Warum nicht?“, frage ich genervt, weil ich keinen Grund erkennen kann.

„Damit er in diesem Zustand bleibt“, meint Markus voller Sarkasmus während er den Schlaglöchern auf der Behelfsstraße ausweicht.

Offenbar ahnte die Baufirma, dass ein leidgeprüfter Autofahrer wenig Verständnis dafür aufbringen würde und hat bei sämtlichen Stellen, die ein Hinüberwechseln auf den Highway ermöglichen würden, meterhohe Kieshaufen auf die Fahrbahn gekippt.

„Das sieht nach Frotzelei aus“, muss ich zugeben.

Reifenspuren belegen, dass es etliche Versuche und Bemühungen gegeben hat, die Kieshaufen zu überfahren. Aber daran scheiterten selbst Allradautos. Nachdem wir 30 Kilometer über eine provisorische Rumpelpiste geschaukelt sind und keinen einzigen Bauarbeiter entdeckt haben, kehren wir wieder auf die normale Schotterstraße zurück. Ohne den fertigen Highway in Sichtweite ist deren Zustand erträglicher.

Der Rio Grande nimmt wieder den Großteil des Talbodens in Beschlag. Zwischen üppigem Grün blitzt das Wasser seiner mäandrierenden Seitenarme auf. Kiesgesäumte Inseln tragen ein paar Sträucher, der Rest ist nur von Gras bewachsen. Zu oft ändert sich hier der Flussverlauf, als dass etwas Wurzeln schlagen könnte.

Neben dem rund zwei Kilometer breiten Bachbett erheben sich steile Böschungen aus grobem Schotter. Reste des ehemaligen Talbodens, in den sich der Rio Grande eingegraben hat. Von der Oberkante dieser Böschungen weg bis weit hinter zu den Bergen erstreckt sich eine riesige Ebene. Dieses hundert Meter mächtige Kiesplateau besitzt ein beachtliches Ausmaß. Und niemand zeigt wirtschaftliches Interesse daran, das Material abzubauen.

Abgesehen vom Straßenbau hat der Mensch hier wenige Eingriffe in die Natur vorgenommen. Nur die Weidezäune erinnern daran, dass es irgendwo Farmer gibt, die Viehherden halten. Zu Gesicht bekommen wir keine.

An einer weißen Düne am Straßenrand bleiben wir stehen. Für die neue Highwaytrasse ist eine Schicht aus Asche und Bimsstein durchschnitten worden und der Wind hat das feine Material zu einer dicken Made mit geschwungener Gratlinie aufgetürmt.

Während wir die seltsame Düne inspizieren, kündigt eine Staubwolke Gegenverkehr an. Wir sausen zum Auto zurück. Türen zu, Fenster zu, Lüftung dicht machen. Ich halte mir mein stets griffbereites feuchtes Tuch vors Gesicht. Es ist bloß ein einzelnes Fahrzeug, aber der aufgewirbelte Staub bleibt wie eine dichte Nebelschwade über der Fahrbahn hängen. Heute ist es leider windstill.

Als wir weiterfahren wundern wir uns, dass die Piste plötzlich nass ist. Bald darauf haben wir einen Tanklaster eingeholt, der aus vier Düsen Wasser verspritzt um den Schotter zu benetzen. Endlich staubfrei! Eine Weile zockeln wir hinter dem Laster her, aber seine Höchstgeschwindigkeit von 25 km/h ist dann doch zu langsam und wir überholen. Ein paar Kilometer später erreichen wir endlich wieder Asphalt.

Aus den Hügeln ragt eine schräge Felsrippe hervor, glatt und grau. Die Platte, eine vom Wind freigelegte harte Gesteinschicht, erstreckt sich quer über alle Bergrücken hinweg, als sei sie messerscharf wie ein Sägeblatt in den weichen Untergrund eingedrungen. Dabei ist das Gegenteil der Fall, die Erosion hat den Bergkörper abgetragen und das darin verborgene Skelett sichtbar gemacht.

Die nächste Ortschaft ist Malargüe. Angeblich wohnen dort 20.000 Menschen, unter ihnen ein Reifenhändler, den man uns empfohlen hat. *Sur Pro* hieße sein Geschäft. Wir finden es sogar, aber keine Bridgestone-Reifen. Die bekämen wir erst in San Rafael, rund zweihundert Kilometer weiter.

Unsere Enttäuschung hält sich in Grenzen. Vielleicht, weil wir die falschen Versprechen schon gewohnt sind. Hätte man uns in Caviahue die Wahrheit gesagt, dass wir nämlich mindestens 700 Kilometer weit fahren müssten, um einen Ersatzreifen zu finden, und dass sich die angeblich durchgehende

Asphaltstrecke als elende Baustelle mit grober Schotterpiste entpuppen würde, wären wir womöglich nach Chile zurückgekehrt.

So aber machen wir uns auf den Weg nach San Rafael. Bevor wir die Pampa del Diamante durchqueren, kommen wir noch einmal recht nahe an die Rückseite der Anden heran. Schneebedeckte Gipfel flimmern am Horizont. Es handelt sich um Vulkane, zum Teil über 5.000 Meter hoch. Hätten wir keine Reifensorgen, hätten wir die heißen Quellen von Sosneado besuchen können, die am Fuße dieser Giganten entspringen. Aber im Internet warnten Reisende vor den miserablen Straßenverhältnissen.

Wir fahren von der Cuarenta ab, die schnurstracks nach Norden führen würde, allerdings ohne Belag, und biegen in den asphaltierten Highway Richtung Nordosten nach San Rafael ein. Ohne eine Kurve geht es 60 Kilometer geradeaus. Anfangs wird die Straße noch von einer Birkenallee gesäumt, aber die Bäumchen verkümmern und irgendwann gibt es nichts mehr, außer einer gleißenden Ebene. Hier wird Salz gewonnen. Rußende LKWs queren weiße, eingetrocknete Salzseen und fahren zu riesigen Baggern und Förderanlagen, die Kegel aufgetürmt haben. Manche sind schneeweiß, andere grau oder rosa. Die heiße Luft verzerrt die Sicht und die LKWs scheinen entweder zu schweben oder auf Quecksilber zu schwimmen.

Luftspiegelungen verwandeln den Straßenbelag vor uns ebenfalls zu einer Flüssigkeit. Die Fata Morgana ist so täuschend echt, dass ich zuerst wirklich glaube, vor uns befinde sich ein See.

Nach Durchquerung der Pampa, kurz vor San Rafael, stößt die Straße auf ein paar Hügel und windet sich in engen Kurven um sie herum. Barrancos tun sich auf, enge Schluchten, in denen die Fahrbahn kaum Platz findet, und danach öffnet sich unverhofft eine riesige Ebene. Ohne jede Erhebung, flach bis zum Horizont, an dem man die Erdkrümmung erkennen kann. Ein atemberaubender Anblick. Als würde uns ein Meer zu Füßen liegen. Nur dass dieses Meer grün ist, erstaunlich dunkelgrün sogar. Ein fruchtbares Agrargebiet, in dem neben Tomaten, Zwiebeln und Knoblauch hauptsächlich Wein angebaut wird.

San Rafael ist mit über 170.000 Einwohnern eine Stadt, die den Namen auch verdient. Bridgestone-Reifen gibt es trotzdem keine. Die würden wir erst in Mendoza, rund 320 Kilometer weiter bekommen, sagt man uns. Das schaffen wir heute nicht mehr und morgen ist Samstag. Wenn wir vor dem Wochenende Reifen kaufen wollen, sollten wir versuchen heute Abend so nahe wie möglich an Mendoza heranzukommen, um am Vormittag eine Werkstatt zu finden. Mir graust beim Gedanken an Mendoza. Eine Großstadt

mit einer Million Einwohnern. Und wir werden darin mit dem Wohnmobil umherirren, auf unsrer Sisyphos-Suche nach Reifen.

Städte bieten allerdings einen Vorteil: Es gibt Essen für Vegetarier. In San Rafael bekommen wir Sorrentinos, das sind Teigtaschen mit Fülle, quasi Riesenravioli. Es handelt sich zwar auch um Fertigware, die der Koch bloß kurz in heißes Wasser wirft, aber besser für den Magen als Pommes Frites, die ich nicht mehr riechen kann.

Bevor wir San Rafael verlassen tanken wir Diesel nach und prüfen den Reifendruck. Rechts hinten ist deutlicher weniger Luft drinnen als links. Wir hatten uns gestern Abend also nicht getäuscht, aber immerhin sind wir damit weit gekommen.

Wer weiß, vielleicht würden die Reifen sogar bis zum Ende durchhalten? In zehn Tagen müssen wir den Camper zurückgeben und ein Neukauf käme hauptsächlich dem nächsten Kunden zu Gute.

„Warten wir ab“, sagt Markus, „ob es in Mendoza überhaupt Bridgestone-Reifen gibt.“ Unsere bisherigen Erfahrungen haben ihn skeptisch gemacht.

„Falls nicht, können wir uns ja immer noch überlegen, auf Risiko weiterzufahren.“

OFFENBARUNG DES REIFENGOTTES

Mit diesem neu aufgeflammt Optimismus brausen wir nach Norden. Die Straße ist gut, wir kommen rasch voran. Schwierig ist hingegen die Suche nach einem Schlafplatz. Wir wollen auf Asphalt bleiben aber trotzdem in der Einsamkeit stehen, am besten bei einem Fluss. Einmal finden wir sogar eine betonierte Zufahrt unter eine Brücke, aber der Fluss ist zu einem Rinnsal verkümmert und hat klebrigen Lehm hinterlassen, der faulig stinkt. Auch auf den nächsten zwanzig Kilometern findet sich kein geeigneter Platz, dann kommen wieder kleine Dörfer, die keine Privatsphäre bieten. Das letzte Kaff namens Eugenio Bustos sollte an einem Fluss liegen, wir zweigen in eine Seitenstraße ein. Schotter. Markus rümpft die Nase. Nur ungern verlässt er den Reifen schonenden Asphalt. Wir rumpeln einen Kilometer weit zu einem Bachbett, der dem Dorf als Müllkippe dient. Alles würde sonst passen. Einsamkeit, Wassernähe, ebener Stellplatz. Unsere Enttäuschung über die Abfallberge fühlt sich so an, als hätten wir beim Lotto-Joker alle Zahlen richtig, bis auf die erste Ziffer. Knapp vorbei ist eben auch daneben. Seufzend wenden wir und fahren zur Hauptstraße zurück. Es ist bereits 20:00 Uhr vorbei und unsere Laune im Keller. Wir sind müde und es wird allmählich

dunkel, was es noch schwieriger macht, einen geeigneten Stellplatz zu erkennen.

„Halt!“, rufe ich und Markus bremst. Aber da sind wir an der Abzweigung schon vorbei. Ich habe einen großen Parkplatz hinter einer Halle entdeckt, von einer Pappelallee gesäumt, dahinter Grünland. Zwar keine unberührte Natur oder Einsamkeit, dafür eben und Asphalt. Markus steuert die Tankstelle vis-à-vis an, um zu wenden. Gegenverkehr in Kolonnenform. Während wir darauf warten, links einbiegen zu können, fällt mein Blick auf ein Werbebanner mit der Aufschrift *bridgestone*. Ich reibe mir die Augen, weil ich nicht glauben kann, was da steht. Hier soll es die lang gesuchten Reifen geben? In diesem Kaff?

Markus fährt zum Haupteingang der bereits geschlossenen Reifenhandlung vor. Er will sich vergewissern, dass dies nicht nur eine zufällige Werbung ist, und steigt aus. Augenblicklich höre ich ihn fluchen und wundere mich. Er ist doch noch gar nicht an der Türe um ins Geschäftinnere zu spähen.

Er öffnet immer noch fluchend die Autotüre und sagt: „Wir haben einen Platten.“

Obwohl ich ihm ansehe, dass er nicht scherzt, weigert sich mein Verstand die Meldung zu akzeptieren. Eben hatten wir doch neues Vertrauen in unsere Reifen erlangt! Hat dieser kurze Abstecher zur Müllhalde sofort seinen Tribut gefordert? Ich steige aus. Tatsächlich. Der Reifen ist platt wie eine Flunder. Wir stehen fast auf den Felgen. Markus nützt die letzte Luftreserve um die zehn Meter zur Werkstatt zurückzustoßen, wo Mechaniker eben damit beschäftigt sind, ihr Werkzeug zu verräumen. Nach acht Uhr abends! Pech für sie, Glück für uns.

Diesmal brauchen wir unseren Wagenheber gar nicht hervorzukramen. Die Profis bocken das Auto innert Minuten auf, nehmen den Reifen runter, besehen sich das Loch und schütteln einhellig den Kopf.

„Der ist nicht mehr zu retten“, sagt der Chef der Truppe. „Da hilft nur ein neuer Reifen.“

„Habt ihr tatsächlich *bridgestone* im Sortiment?“, frage ich ungläubig.

„Natürlich“, sagt der Chef, als handle es sich um die gängigste Reifenmarke in Argentinien. Allerdings erst morgen, da das Geschäft bereits geschlossen sei. Sie würden nun übrigens auch gerne zusperren. Wir sollten doch einfach hier übernachten.

Mitten auf dem hell erleuchteten Tankstellenareal behagt es uns gar nicht. Wir bitten darum, uns das Reserverad zu montieren, damit wir etwas ins Abseits fahren können. Unser Wunsch wird erfüllt und zehn Minuten später sind die Mechaniker weg.

Wir stehen verdattert herum.

Was für ein Pech!

Was für ein Glück!

Ich weiß nicht, ob ich flennen oder lachen soll. Seit Tagen jagten wir dem Phantom „*bridgestone*-Händler“ hinterher. Legten dabei über 800 Kilometer zurück, wurden immer zur nächst größeren Stadt verwiesen, um schließlich in diesem Dorf mit ein paar hundert Einwohnern genau an jener Tankstelle, die *bridgestone* Reifen verkauft, einen Platten zu haben.

Dazu dieses timing!

Wären wir nur eine Viertelstunde später gekommen, hätten wir die Mechaniker nicht mehr angetroffen.

Diese Summe an Zufällen hat etwas Schicksalhaftes an sich, das mir die Kehle zuschnürt. Als würde Gott sich offenbaren und mit tiefer Stimme fragen: „Und, glaubst du jetzt endlich an mich?“

Ich müsste mit Nein antworten. Einer, der es nötig hat, solche Spielchen zu treiben, erschiene mir nicht anbetungswürdig.

Dennoch, es sieht so aus, als stünde die Lösung unserer Probleme kurz bevor.

„Morgen kaufen wir zwei neue Reifen und alles ist gut“, sage ich zu mir, weil ich nicht verstehe, weshalb ich derart nervös bin. Innerlich traue ich der Sache nicht. Ein ungutes Gefühl beschleicht mich. Wie oft hatten wir schon geglaubt, dass uns das Glück hold ist und wurden dann bitter enttäuscht? Markus wirkt viel zuversichtlicher und ich behalte meine Zweifel für mich.

Wir fahren zur gegenüberliegenden Halle mit der Pappelallee. Leider handelt es sich nicht wie von mir vermutet um ein Lagergebäude, sondern um einen stark frequentierten Busplatz. Wir parken außerhalb des Geländes im Sichtschutz der Pappeln, denn am Busplatz ist die Hölle los. Die Motoren dröhnen, ständig piepst irgendein Rückwärtsgangwarnsignal und Menschen kommen und gehen. Mopeds brausen um das Gelände, Jugendliche kreischen oder flanieren in Grüppchen vorbei. Es ist Freitagabend.

Ich sitze auf der Chemietoilette neben dem Camper und trinke meinen Grüntee aus der Thermoskanne, während Markus sich drinnen duscht und rasiert. Unser Mobiliar will ich nicht unbeaufsichtigt am Gehsteig stehen lassen, also warte ich, bis im Bad wieder Platz dafür ist. Die Polizei ist zwischenzeitlich schon zweimal um das Busterminal gefahren und hat mich jedes Mal irritiert angesehen. Zum Glück blieben sie nicht stehen. Es wäre mir peinlich gewesen, wenn sie den Schaum gesehen hätten, der aus dem Abflussrohr in den Straßengraben floss.

Just als Markus ruft, er sei fertig und ich könne unter die Dusche, hält ein Wagen und ein Einheimischer winkt mich ans heruntergelassene Fenster

heran. Es sei hier gefährlich für uns, sagt er, wir müssten weg. Unbedingt. Über Nacht zu bleiben wäre viel zu riskant.

Der Mann ist sichtlich um uns besorgt.

Ich sähe keinen Grund zur Angst, antworte ich, die Leute seien freundlich.

„Glauben Sie mir“, fleht der Mann. „Ich bin Polizist und kenne die Verhältnisse hier.“

„Aber wo sollen wir hin?“, frage ich, nun doch etwas eingeschüchtert.

Er erklärt mir den Weg zu einem sicheren Stellplatz aber ich verstehe ihn nicht. Mein Spanisch reicht dafür nicht aus.

„Steigen Sie ein“, bittet er. Er wolle mir den Weg zeigen. Seine Kinder am Rücksitz rutschen zur Seite. Ich melde mich bei Markus ab und setze mich zu dem unbekanntem Mann ins Auto, der mich soeben vor zu viel Vertrauen gewarnt hat.

Er kurvt um das Busterminal herum und fährt hinein. Als wir halten, ist unser Camper bloß zehn Meter Luftlinie entfernt. Das wäre zu Fuß leichter gegangen.

Aber der Mann wollte mir die richtige Zufahrt ins Areal zeigen. Denn hinter einem hohen Gitterzaun gibt es einen gesicherten Parkbereich. Dort stehen die Polizeiautos und die privaten PKWs der diensthabenden Polizisten.

Hier gäbe es ständige Beleuchtung und Überwachungskameras, schwärmt der Mann. Außerdem habe er seine Kollegen beauftragt, alle paar Stunden einen Kontrollgang rund um unseren Camper zu machen.

Uns bleibt nichts anderes übrig, als auf den Polizeiparkplatz zu wechseln. Der Mann wartet nämlich, bis wir umgeparkt haben. Sichtlich erleichtert wünscht er uns dann eine Gute Nacht. Rührend, wie er sich um uns gekümmert hat.

Übrigens, heute ist Freitag, der dreizehnte. Abergläubisch waren wir noch nie. Vielleicht werden wir es jetzt.

UNTER BEOBACHTUNG

14. JÄNNER 2017

Was für eine Nacht! Unserer Vorhänge bieten wenig Schutz gegen die Scheinwerfer und in der Ferne hämmert Musik bis fünf Uhr früh. Am Busplatz kehrt nie Ruhe ein, es herrscht ein ständiges Kommen und Gehen, Kofferrollen klackern, Busmotoren lärmen, Kinder weinen und Besoffene grölen herum.

Da ich meinen Tee erst so spät getrunken habe, habe ich jetzt ein Problem. Ich liege am Bauch auf meiner zum Bersten vollen Blase und spähe durch das

Fensterchen zur Polizeistation hinüber. Der Wachposten lässt uns tatsächlich nie aus den Augen und ich will nicht, dass er mitkriegt, dass ich lieber die Pappeln bepinkle als die verdreckte öffentliche Toilette zu benutzen. Die hatte ich nämlich gestern Abend inspizieren wollen, aber der Gestank hatte mich schon im Flur umdrehen lassen.

Der Polizist greift an sein Funkgerät und verschwindet in die Wachstube. Ich klettere aus meinem Hochbett herab, steige über Markus drüber und husche in Unterwäsche aus dem Camper in den Schatten einer Pappel. Mich trifft fast der Schlag als ich den Mann sehe, der sich hinter unserem Camper in unmittelbarer Nähe an einer Mülltonne zu schaffen macht. Soll ich ins Scheinwerferlicht zurück? Wenn er sich umdreht, versinke ich vor Scham im Boden! Doch der Mann hat mir den Rücken zugekehrt, schließt die Mülltonne und entfernt sich langsam. Während ich mich erleichtere höre ich, dass er jemanden grüßt. Es ist der patrouillierende Polizist, der von ihm eine Zigarette schnorrt, sie anzündet und danach unseren Camper anpeilt. In Windeseile beende ich mein Geschäft, presse mich an die im Dunklen liegende Camperwand und hoffe, dass der Polizist weiterhin geradeaus starrt, während er die Zigarette pafft. Ich höre seinen Atem, er steht nur wenige Meter neben mir. Er in Uniform, ich in der Unterhose. Nach einer gefühlten Ewigkeit schnippt er den Stummel auf den Boden, dreht auf dem Absatz um und ich kann endlich unbemerkt ins Bett zurückkehren.

Kurz darauf fährt ein Polizeiwagen vor, beleuchtet mit seinen Scheinwerfern unseren Standort, vier Männer springen heraus, Türen schlagen. Nur der Fahrer bleibt im Auto. Ich beobachte den Einsatz durch einen Spalt zwischen den Vorhängen. Hat vielleicht ein Bewegungsmelder angeschlagen? Aus der Dienststelle am Busplatz strömen noch mehr Polizisten zum Camper. Was soll das Großaufgebot?, frage ich mich entsetzt und sehe mich schon peinlichen Verhören unterzogen.

Fehlalarm.

Es ist bloß die Wachablöse. Jetzt steigt auch der Fahrer aus und gibt seinem Kollegen den Schlüssel. Der zeigt mit der Hand gestikulierend zu unserem Camper und erklärt ihm offenbar, weshalb wir hier parken. Nebeneinander her schlendernd umrunden sie daraufhin unser Fahrzeug. Schulterklopfen, Abschiedsgesten und die ausgedienten Polizisten fahren weg. Die neuen verziehen sich in die Wachstube und der Spuk hat ein Ende.

Das war knapp, denke ich. Was wäre passiert, wenn ich nur ein paar Minuten später den Camper verlassen hätte?

Meine Kehle ist trocken. Doch die Wasserflasche neben mir rühre ich nicht mehr an. Lieber ausdörren als noch einmal pinkeln müssen.

Als ich endlich wieder einschlafe, träume ich von davon rollenden Reifen, denen ich ohne Aussicht sie jemals zu erreichen hinterherhetze. Dem

Verdursten nahe werde ich schließlich von Polizisten aufgegriffen, die mich in ein grausliches Klo sperren.

„Also ich hab gut geschlafen“, sagt Markus am Morgen beim Frühstück und wundert sich über mein verkatertes Aussehen und meine schlechte Laune.

„Jetzt kaufen wir die neuen Reifen und sind unsere Sorgen los“, freut er sich. Mein Gefühl sagt mir, dass es anders kommen wird. Ich traue der Sache nicht.

VORAHNUNG

Als wir wie vereinbart um 8:30 Uhr bei der Werkstatt vorfahren, schickt uns der gestern noch so freundliche und hilfsbereite Mechaniker unwirsch zum Geschäft hinüber, das allerdings geschlossen ist. Es öffnet erst eine halbe Stunde später.

Während wir warten und meine Unruhe steigt, biegen Franzosen zur Tankstelle ein. Ihr Wohnmobil ist dem unseren sehr ähnlich und wir fragen, wie sie mit dem Reifenproblem umgehen. Das Paar hat einen eigenen Kompressor dabei. Auf rauen Straßen ließen sie Luft ab und bei gutem Belag pumpen sie damit Luft hinein. So schonten sie ihre Reifen. Aber Pannen hätten sie trotzdem. Das sei unvermeidbar.

Inzwischen hat das Geschäft aufgesperrt und eine Kundschaft ist uns zuvorgekommen. Ich kann meine Nervosität kaum im Zaum halten. Gleich werde ich wissen ob es klappt oder nicht. Wie bei der Zahlenziehung im Lotto. Nur dass es hier um mehr geht.

Endlich wendet sich der Verkäufer uns zu. Er sieht sich den Zettel mit der vom Mechaniker notierten Reifentype an, nickt zuversichtlich und tippt die Daten in seinen Computer. Dann verschwindet er im Lager.

Es dauert.

Es dauert sehr lange.

Mir wird heiß. Die Klimaanlage hat ihre Arbeit erst aufgenommen und kämpft noch gegen die sticke Luft der Nacht an. Nervös kratze ich an meinem abheilenden Sonnenbrand an den Armen herum und ziehe weiße Hautfetzen ab. Als der Verkäufer wieder auftaucht, ist der Boden vor dem Verkaufspult wie mit Schneeflocken übersät.

Mir gefällt sein Gesichtsausdruck nicht. Zudem hat er keine Reifen dabei. Dann sagt er die befürchteten Worte: „No hay.“

„Was heißt das?“, fragt Markus, obwohl er es ahnen könnte.

„Dass mein Bauchgefühl recht hatte“, antworte ich frustriert.

Der Verkäufer sagt, wir sollen doch *firestone*-Reifen nehmen. Die habe er in der passenden Größe auf Lager. Er rollt uns einen vor die Füße.

Wir schütteln die Köpfe. Die Agentur würde da nicht mitspielen.

Wahrscheinlich machen wir einen mitleiderregenden Eindruck, denn der Verkäufer greift zum Telefon. Eine Chance gäbe es noch, meint er und ruft im Hauptlager an. Dort muss man allerdings erst nachsehen, man werde zurückrufen.

Das dauert.

„Vielleicht, weil es so ein großes Lager ist“, sagt Markus mit ungebrochenem Optimismus.

Ich lasse es erneut von meinen Armen schneien und bemerke, dass meine Finger zittern. Mein Bauchgefühl hat eine Stimme bekommen. Sie klingt triumphierend als sie mir einflüstert: Hab ich nicht davor gewarnt, sich zu früh zu freuen?

Noch während ich mich wundere, dass sich offenbar verschiedene Teile meiner Person einander gehässig gegenüberstehen, läutet das Telefon.

Ich hänge am Gesicht des Verkäufers. Sein Blick flüchtet zur Decke. Dann sieht er mich an und sagt: „No hay.“

Das war's dann wohl. Die Enttäuschung treibt mir Tränen in die Augen.

Der Verkäufer will trösten, sagt, in der nächsten Stadt rund 25 Kilometer weiter nördlich bekämen wir sicher *bridgestone*-Reifen.

Wie oft hat man uns das schon versprochen?

Mein Körper fühlt sich an, als wären die Gliedmaßen aus Blei. Müde und schwerfällig rutsche ich vom Hocker und schlurfe durch meinen Hautschnee zum Ausgang.

Da klingelt das Telefon erneut. Obwohl wir uns bereits verabschiedet haben, bleiben wir stehen. Ich höre, es geht um uns, verstehe die Worte *cliente*, *problema* und *solo bridgestone*. Der Verkäufer winkt uns zurück, noch während er ins Telefon spricht.

Dann strahlt er uns an. Sein Kollege namens Dario behaupte *bridgestone*-Reifen im Sortiment zu haben. Er skizziert uns den Weg ins Nachbardorf La Consulta, nur sieben Kilometer entfernt.

Meinem Bauchgefühl verschlägt es die Stimme. Mein Verstand bleibt ohnehin misstrauisch. Das klingt jetzt doch sehr unglaublich.

Dario erwartet uns am Gehsteig, damit wir seinen kleinen Laden mit angeschlossener Reparaturwerkstatt nicht übersehen.

Selbstverständlich habe er die passenden Reifen, sagt er und wundert sich über unsere Skepsis. Bridgestone, natürlich, und wieso sollte die Bezahlung mit VISA ein Problem darstellen?

Ich bin baff.

Markus nützt die Glückssträhne und zeigt ihm das kaputte Vorderlicht.

Dario greift ins Regal, nimmt das richtige Birnchen heraus und beginnt dann im engen Motorraum herumzufummeln. Links wäre genügend Platz, aber ausgerechnet die rechte Birne ist auszuwechseln. Dario flucht, schwitzt, holt sich blutige Schrammen. Vergeblich. Er beginnt alles ringsum abzumontieren, holt Spiegel, Taschenlampe, Draht und die nächsten blutigen Kratzer. Auch wir stecken mal die Finger ins Loch um zu befühlen, was er da verzweifelt einzuhängen versucht. Wir wissen es nicht. Dario kann kein Wort Englisch und unser Spanisch reicht mittlerweile zwar für Reifen und deren Wechsel, aber für Birnenaustausch fehlen mir die Worte.

Nach einer halben Stunde hat es Dario endlich geschafft. Wir gratulieren spontan und klatschen ihm seine blut- und dreckverschmierte Hand ab. High five auf die neue Lampe!

Danach fahren wir in den Hinterhof, wo die Mechaniker bereits mit zwei nagelneuen *bridgestone*-Reifen auf uns warten, die auf die Hinterachse kommen werden. Sie raten zum Tausch der Ventile, die ich direkt bei ihnen bezahlen muss. Ich gebe ein großzügiges Trinkgeld und von da an sind die Männer nicht mehr zu bremsen. Singend und scherzend wechseln sie die Felgen, montieren die neuen Reifen, verstauen die Reserveräder, hieven die beiden Totalschaden aufs Dach und zurren sie fest.

Dann stehen sie mit bis zu den Ellbogen eingeseiften Händen da und warten geduldig ab, bis ich mit ihrem Wasserschlauch unseren Tank gefüllt habe.

Zum Abschied gibt's Fotos und Glückwünsche.

Dario überreicht mir die Rechnung. 7.000 argentinische Pesos hat uns die Aktion gekostet.

Ich fühle mich unglaublich erleichtert und gleichzeitig müde. Auch Markus wirkt erschöpft. In der nächsten Ortschaft halten wir an und gehen eine Cola trinken. Auf die neuen Reifen!

Vis-à-vis beim Optiker ersteht Markus eine coole Sonnenbrille als Ersatz für die alte, die beim Kajakunfall kaputt gegangen war. Deren mit Bambus geflicktes Gestell ist vor ein paar Tagen endgültig gebrochen.

Im Brillengeschäft erhalten wir den Tipp für ein vegetarisches Biorestaurant. Versteckt in einer einsamen Seitengasse erwartet uns ein herrliches Buffet mit verschiedenen Gratins, Lasagne, Tortillas, Kartoffelauflauf, Sojaschnitzel und jede Menge Salaten. Abgerechnet wird nach Kilopreis.

Unsere Glückssträhne ist nicht mehr zu leugnen. Und das unkende Bauchgefühl ist unter der Last der guten Speisen verstummt.

Dennoch, irgendetwas scheint hinter der sorglosen Fassade zu lauern. Auf dieser Reise folgte jedem Hochgefühl ein schwerer Dämpfer. Daher wundert es uns wenig, als während der Fahrt plötzlich etwas zu klappern beginnt. Ein neuer, unbekannter Misston, der sich ins vertraute Motorengeräusch mischt. Woher kommt er?

Markus fährt Schlangenlinien um es herauszufinden. In Kurven wird das Klappern lauter. Es verbirgt sich irgendwo hinter den Armaturen oder in der Lüftung. Aber gefährlich klingt es nicht.

Das Misstrauen bleibt. Wenn nichts klappert, kurbeln wir die Scheiben runter um nach den Reifen zu sehen. Haben alle noch Luft?

Es dauert lange, bis wir uns entspannen. Aber dann müssen wir durch Mendoza hindurch und nun lauert die Gefahr außerhalb des Campers. Die Argentinier haben eine seltsame Haltung gegenüber Verkehrsregeln. Überholt wird links und rechts, wo gerade Platz ist, oder sich eine Lücke auftun könnte, Ampelsignale werden ignoriert. Als Markus als einziger bei Rot stehen bleibt, wird er beiderseitig vom Verkehr umströmt, als wäre er ein parkendes Hindernis. Aber wehe, man hat das Abblendlicht nicht eingeschaltet. Dann wird gedeutet und gefuchelt, als habe man ein Verbrechen begangen.

Nach Mendoza geht es schnurgerade Richtung San Juan durch eine wüstenartige Ebene. Das Thermometer zeigt konstant 38 Grad. Die Luft überm Asphalt flimmert und der Gegenverkehr schwimmt uns auf einem Spiegelsee entgegen. Auch der Horizont verflüssigt sich zu einem Band aus Quecksilber. Über der Pampa zwirbeln Windhosen Staub und Müll in den Himmel.

Die schneebedeckten Andengipfel zur unserer Linken muten wie eine Bildtapete an. Vom flirrenden Dunst ihres Bergfußes beraubt, schweben sie neben uns: Schneekuppen und Gletscher. Was für ein Hohn!

Wir sind müde und wünschen uns nichts sehnlicher als ein schattiges Plätzchen an einem Gewässer, wo wir parken, die vor Tagen gekaufte Melone futtern und uns ausspannen können. Stattdessen brettern wir auf einer Autobahn dahin, die mit Kuriositäten für Überraschungen sorgt. Da gibt es beispielsweise Wendemöglichkeiten. An diesen Stellen sind die Leitplanken, die die beiden zweispurigen Fahrrichtungen normalerweise voneinander trennen, entfernt worden und großzügig aufgebracht Asphalt ermöglicht es die Seiten zu wechseln. Inmitten dieser Rondelle finden sich mitunter Grillstationen und Picknickplätze!

Ungewohnt für europäische Autofahrer sind auch die Bushaltestellen im Nirgendwo. Wir haben auch eine Frau mit Fahrrad und Einkaufstasche

gesehen, die die Autobahn überquerte und sich bei den Leitplanken abmühte. Scheinbar wollte sie nicht bis zum nächsten Wendepunkt radeln, wo sie sich leichter getan hätte.

Die Autobahn variiert stark in der Breite. Manchmal verabschiedet sich die Gegenfahrbahn und führt irgendwo draußen in der Pampa ein Paralleleben, dann wieder kleben die beiden Fahrtrichtungen so eng aneinander, dass nicht einmal mehr Leitplanken dazwischen Platz finden, sondern Holzpfähle die Trennung symbolisieren. Diese sehen zwar wie unsere Schneestangen aus, aber das dürfte Zufall sein.

Es ist heiß. Die Sonne brennt uns auf den Bauch und da wir keine Hoffnung mehr haben, ein uns passendes einsames Plätzchen zu finden, beschließen wir, auf einem Campingplatz zu nächtigen. Oder noch besser, in einem der zahlreich beworbenen Cabanas unterzukommen. Das wäre angenehmer als unterm Plastikdach im Camper zu schmoren!

Die Idee ist gut, scheitert aber daran, dass unser Auto nicht in die Einfahrt der Ferienhaussiedlung passt, Äste und Kabel hängen zu tief. Die nächsten Cabanas sind ausgebucht. Also kehren wir zurück auf die Autobahn. Wieder brettern wir 60 km lang durch Niemandsland, eine heiße, staubtrockene Gegend. Mittendrin warnt ein Schild vor Hochwasser. Ich fühle mich verarscht.

„Hast du das gesehen?“, frage ich Markus.

Er glaubt mir nicht.

Bei der nächsten Warntafel bremst er ab.

Tatsächlich. Hochwassergefahr. Eine Skala zeigt sogar die mögliche Höhe des Wasserstandes an. Sie reicht bis zu 160 cm hinauf.

Im Sand ringsum erkennen wir Spuren von fließendem Wasser. Wir befinden uns offenbar am tiefsten Punkt in der großflächigen Ebene und wenn es irgendwo in den weit entfernten Bergen ein Gewitter gibt, sammelt sich das Wasser vielleicht ein paar Stunden später hier zu einer Flutwelle.

„Momentan droht keine Gefahr“, sagt Markus mit Hinweis auf den wolkenlosen Himmel.

Die Sonne heizt unbarmherzig durch die Windschutzscheibe und wir befinden uns bereits in der Nähe von San Juan.

Unsere Ansprüche an einen Rastplatz werden immer bescheidener und wir sind fast geneigt, auf einem der Wendepunkte mitten in der Autobahn stehen zu bleiben.

Aber in der digitalen Straßenkarte sind Campingplätze eingezeichnet und das gibt uns Hoffnung. Wir fahren von der Autobahn ab und direkt in eine Baustelle hinein. Grober Schotter, Umfahrungsstraße, Schlaglöcher auf den

nächsten zwei Kilometern. Ein Belastungstest sowohl für unsere Reifen als auch für unsere Nerven. Hier, inmitten der Hitze und des Staubs, wäre eine Panne wohl das Ärgste, das uns jetzt passieren könnte.

Der Campingplatz entpuppt sich als Schwimmbad mit Zeltmöglichkeit. Es wird uns nicht gestattet, das Gelände zuerst zu besichtigen. Zahlen oder Wegfahren, heißt es unfreundlich, aber rasch, denn wir blockierten die Einfahrt.

Wir zahlen und rumpeln auf dem unbefestigten Weg in die Anlage. Als Markus am Rand einer Pappelallee parken will, steige ich sicherheitshalber zuerst aus und klaube vier Drahtstücke und einen langen Nagel vom Boden auf. Nirgends ist man vor Reifenschädlingen gefeit.

In der Anlage herrscht Rambazamba. Um die zahlreichen Grillstellen stehen Zelte und Argentinier haben ihre Lautsprecher wie Lampions in die Äste der Bäume gehängt. Leider gibt es Strom ohne Unterbrechung und jede Gruppe bedröhnt sich mit ihrer eigenen Musik. Dort wo sich unangenehm klingende Überscheidungen ergeben, wird mit Dezibel gekämpft. Wer die größere Box besitzt, überschallt den Nachbarn. Gnadenlos.

Wir schlüpfen in unsere Badesachen und statten dem Swimmingpool einen Besuch ab. Das Wasser ist unangenehm kalt, sodass wir lieber gleich zu den Duschen wechseln. Diese befinden sich in glatten hohen Betonräumen ohne einen einzigen Haken oder sonst einer Möglichkeit etwas nicht auf den dreckigen Boden zu stellen. Soll man sich das Handtuch umbinden? Was denken sich Ausstatter bei der Errichtung von Duschen?

Wahrscheinlich, dass kein Argentinier auf die infame Idee käme, sich hier zu waschen, wenn es doch ein Schwimmbecken gibt. Der Boden ist mit Staub und welkem Laub vom Vorherbst bedeckt und wurde offensichtlich schon lange nicht mehr betreten. Ich kann meine Tasche an ein Fensterscharnier im Gang hängen. Diebstahl ist nicht zu befürchten. Hier will niemand rein. Ich schäume mich von oben bis unten ein, rutsche auf dem Schaumteppich den Fliesenboden entlang und habe schlussendlich nicht nur mich, sondern auch meine Umgebung gründlich gereinigt. Das Wasser ist herrlich warm.

Im Camper ist es auch warm. Durch die kleinen Fenster kann die aufgestaute Hitze nicht entweichen. Zum ersten Mal in diesem Urlaub stellen wir den Campingtisch auf und holen die Stühle hinter den Autositzen hervor. Dann halbieren wir die Wassermelone und löffeln sie aus. In den Pappeln zwitschert es unerhört. Nur Markus und ich scheinen ein Ohr für die Vögel zu haben. Den Argentinieren ist ihre nervtötende Musik lieber.

Ich versuche mich in Gelassenheit zu üben und scheitere grandios. Wutentbrannt über den sinnlosen Lärm stehe ich auf, um den Nachbarn einen Besuch abzustatten. Markus sieht mich erschrocken an, als täten ihm die Argentinier im Vorfeld schon leid. Aber als hätte Gedankenübertragung stattgefunden, ziehen sie in dem Moment den Stecker aus dem Lautsprecher und brechen ihr Zelt ab.

Mit einem Schlag sind wir im Paradies. Die Vögel übernehmen das Konzert, während wir unsere Füße auf dem kühlen Rasen ausstrecken, Avocado mit Zitronensaft futtern, Tagebuch schreiben und Tee trinken.

Markus entflieht der Idylle und putzt lieber im Camper den Küchenabfluss, der schon seit geraumer Zeit stinkt. Wir mussten stets etwas darüber stellen, um die Gerüche im Zaum zu halten. Der Camper hat nämlich keinen Siphon, sondern nur einen dünnen Schlauch, der noch mit Haaren und Grind der Vormieter verkittet ist.

Abends, als die Freibadbenutzer alle abgezogen sind und ich auf Ruhe hoffe, kommen neue Gäste. Sie bringen neben Musik Steaks mit. Kiloweise. Und Kohle. Aus jedem Grill qualmt erst Rauch und später breitet sich der Geruch von verbranntem Fleisch flächendeckend über der Anlage aus. Es gibt kein Entrinnen.

Um Mitternacht legen wir uns schlafen. Da Rauch und Gestank die Moskitos fernhalten, können wir die Fenster offen lassen. Meine Hoffnung, dass die Grillerei bald ein Ende haben könnte, wird nicht erfüllt. Manche Argentinier beginnen ihr Barbecue erst um 1:00 Uhr nachts.

Um halb drei Uhr weckt mich eine kühle Brise. Dankbar halte ich meine Nase in die frische Luft. Zehn Minuten später wird es so kalt, dass ich die Decke brauche. Eine halbe Stunde später bricht der Sturm los. Pappeln biegen sich, Äste knacken und ich höre Holz splintern. Das Bäumchen, unter dem wir parken, peitscht seine Blätter auf unser Dach. Ich werfe einen Blick aus dem Fenster und sehe, wie die Welt in grauen Schlieren versinkt. Aber es sind keine Tropfen sondern Sand und Staub der nahen Baustelle, die die Lichter verdunkeln und Hustenreiz verursachen. Rasch schließen wir alle Fenster und bergen die umherpurzelnden Campingstühle und den Tisch. Seltsamerweise fließt ein Bächlein unter unserem Auto durch und unser Sitzplatz in der Wiese hat sich in einen Sumpf verwandelt. Doch die Nässe ist nur am Boden, die Luft hingegen brennt in den Augen und zwischen den Zähnen knirscht der Dreck. Alles was man anfasst, ist mit einer Staubschicht überzogen.

Zurück im hermetisch verriegelten Camper beobachten wir durch die Fenster, wie die Argentinier mit der bedrohlichen Situation umgehen. Stoisch

essen sie ihre Steaks und nagen unbeirrt an den Knochen, als wäre der Sandsturm ein laues Lüfterl, das zum Picknick dazu gehört. Einzig das Feuer im Grill haben sie frühzeitig mit Wasser gelöscht.

15. JÄNNER 2017

Markus rumort schon um sieben Uhr herum. Ich ziehe die Decke über den Kopf, weil ich noch gerne etwas Schlaf nachholen würde. Als er mich gleich darauf erneut weckt, beklage ich mich genervt über die frühe Stunde.

„Es ist halb neun“, sagt Markus zu meiner Überraschung.

Draußen sieht es verheerend aus. Abgerissene Äste liegen am Boden, unsere Campingmöbel dümpeln im Morast. Offensichtlich werden nächstens die Wiesen geflutet, um den Rasen am Leben zu erhalten. Und wir parken ausgerechnet an der tiefsten Stelle und stehen jetzt inselgleich in einer Wasserlacke. Vom Trittbrett aus können wir mit einem Sprung das Festland erreichen. Die Rückkehr ist schwieriger. Markus parkt deshalb ein paar Meter um.

Während er sich rasiert und duscht, putze ich den Camper und befreie ihn vom nächtlichen Staub. Als Markus zurückkehrt, gehe ich duschen. Wir haben uns diesen Schichtbetrieb angewöhnt, weil wir uns im Camper sonst nur im Weg sind. Allerdings brauchen wir dadurch doppelt so lange, weil alles nacheinander erfolgt.

Es ist daher später Vormittag, als wir wieder auf die Autobahn nach Norden einbiegen. San Juan umfahren wir, ohne es richtig zu merken und dann geht es wieder schnurgerade aus durch vertrocknetes Buschwerk, das gleich grau ist wie der harte und rissige Lehmboden dazwischen. Ab und zu ragen Kakteen aus den Büschen empor. Aber auch sie sind grau und wirken leblos. Kurz vor San José de Jáchal zweigen wir nach Osten ab. Die Straße durchbricht eine kleine Hügelkette, die aus steil aufgerichteten Falten besteht. Ziehharmonika-Landschaft. Daneben gibt es rosa Sandhügel, abgeschliffene weiße Felsen und Wasser, das sich einen Canyon gegraben hat und darin dunkelgrüne Büsche ernährt. Hügel, Falten, Felsen und Canyon gehen in einer riesigen Ebene unter, die mit Staub gefüllt scheint. Nur das unterirdisch fließende Gewässer ist noch eine Zeitlang als dunkler Streifen erkennbar.

Die Straße quert das Becken ohne eine einzige Kurve und hält direkt auf die Bergkette am Horizont zu. Zum Glück ist der Himmel bewölkt und das Thermometer klettert nur auf 16 Grad. Wir sind unterwegs zum Nationalpark Ischigualasto, wegen seiner vollkommenen Trockenheit auch Valle de la Luna

genannt. Weil sich die Gegend durch gut erhaltene, rund 230 Millionen Jahre alte Fossilien auszeichnet, wurde sie ins UNSECO Weltkulturerbe aufgenommen. Hier wurden die ältesten Dinosaurierfunde gemacht.

Im späten Trias war das Gebiet ein vulkanisches, von Flüssen dominiertes Überschwemmungsland mit starken Regenfällen. Versteinerte, vierzig Meter lange Baumstämme lassen auf eine üppige Vegetation schließen. Fossile Farne und Schachtelhalme bestätigen dieses Bild.

Heute herrscht hier Wüstenklima, und die Landschaft besteht nur mehr aus von Wind und Erosion geprägten, kuriosen Gesteinsformen, die von ein paar Büschen und Kakteen umgeben sind. Wir sind gespannt auf diese Mondlandschaft, deren Besichtigung uns das Schweizer Ehepaar Renate und Bruno ans Herz gelegt haben.

Einen kleinen Vorgeschmack bekommen wir am Ende der Ebene, wo die Bergkette beginnt. Auf einem kleinen Hügel thront das mit Eisenstiften zusammengehaltene Skelett eines vor 215 Millionen Jahren gestorbenen Sauriers. Er misst vom Kopf bis zur Schwanzspitze 18 Meter und brachte es auf beeindruckende drei bis vier Tonnen Körpergewicht. Der Saurier war ein reiner Pflanzenfresser und wahrscheinlich friedlicher Zeitgenosse. Dennoch sind seine Zähne und Krallen furchteinflößend.

Hinter diesem Wächter am Eingang zum Nationalpark windet sich die Straße durch einen farbenprächtigen Canyon zu einem Plateau auf 1.400 Metern Höhe hinauf. Mächtige Kandelaberkakteen trotzen dort oben dem permanenten Wind.

Der Campingplatz im Valle de la Luna ist eine herbe Enttäuschung: Ein eingezäunter Flecken Lehmboden im Lee der Kläranlage und des Generators. Kein Baum, kein Grün, kein Wasser, kein Strom, dafür der Geruch nach Kloake und Dieselmotor.

„Vielleicht dreht der Wind noch“, machen wir uns Hoffnung und gehen derweil in die *Confiteria* um etwas zu essen.

Kein Wunder das die Pflanzenfresser ausgestorben sind. Es gibt nichts für Vegetarier. Das Käsesandwich, das man uns nach langem Bitten zubereitet, ist eine Zumutung für die Geschmacksnerven. Auch im Kiosk nebenan finden wir nichts Essbares.

Also siede ich unsere letzten Nudeln und verdicke mit ihnen das letzte Päckchen Tomatensuppe. Vorspeise. Mit dem Nudelwasser rühre ich danach Kartoffelpüree an und versuche mit Butter, Oregano und Pfeffer die entstandene Pampe geschmacklich zu verbessern. Vergeblich, dennoch: Hauptgang.

„Mir reicht's“, sagt Markus und will nicht einmal wissen, ob ich einen Nachttisch geplant hätte.

Wir versuchen erneut die Genehmigung zu einem Standortwechsel zu erlangen. Auf unsere erste Bitte bekamen wir zur Antwort, wir müssten am „Campingplatz“ bleiben, denn – so die Begründung – wie sähe es aus, wenn das alle machen würden. Einfach parken wo es beliebt.

Wir sind die einzigen Camper hier.

Nun bemüht sich die Managerin höchstpersönlich um unser Anliegen. Wir würden sie gerne den Gestank der Kläranlage und des Generators mit eigener Nase riechen lassen, aber sie weicht mit ihren Pumps nicht vom asphaltierten Weg. Unser Wunsch ist keineswegs vermessen, wir wollen bloß vom Lehm- auf den Schotterplatz wechseln, der nicht vom Qualm der Dieselabgase heimgesucht wird. Es geht um fünfzig Meter.

Die Managerin nickt. Wir dürfen.

Kaum haben wir umgeparkt, dreht der Wind.

16. JÄNNER 2017 ISCHIGUALASTO

Kurz vor Sonnenaufgang krabbele ich aus dem Camper. Es ist wolkenlos. Bald darauf schiebt sich die blassgelbe Scheibe über den Horizont und scheint mir von unten ins Gesicht. Am Rand des Hochplateaus stehend, schaue ich in das Valle de la Luna unter mir und versuche etwas zu erkennen. Doch die Sonnenstrahlen scheinen wie auf Nebel zu schwimmen, wahrscheinlicher aber ist es Staub, der unter seinem mystischen Schleier das Mondtal verborgen hält. Die Luft ist viel zu trocken für Nebel, in der Nacht fühlten sich meine Schleimhäute in Nase und Mund wie Schleifpapier an.

Gestern sagte man uns, dass die Duschen nach 8:00 Uhr morgens abgesperrt werden. Deshalb bin ich jetzt schon mit Handtuch unterwegs. Das Bad ist, wie hierzulande üblich, ein kahler Betonraum ohne einen Haken, mit einer vergitterten Luke in unerreichbarer Höhe. Irgendjemand hat das Licht über Nacht brennen lassen. Hunderte Insekten schwirren umher und torkeln benommen und entkräftet gegen mich, als ich die Türe öffne. Sie verfangen sich in meinen Haaren, meiner Kleidung, kriechen über die nackten Arme und fallen in den Ausschnitt meines T-Shirts. Es ist wie in einem Horrorfilm. Ich komme gar nicht erst auf die Idee, hier duschen zu wollen, sondern renne zurück ins Freie und zupfe mir Käfer und Nachtfalter aus den Haaren. Überall spüre ich es krabbeln. Panikartig streife ich Hose und Shirt ab und erst dann blicke ich mich ängstlich um, ob da jemand ist, der mich beobachten könnte. Schließlich stehe ich vor dem Eingang des Verwaltungstraktes. In der Unterhose. Die Scham bleibt mir erspart. Alle schlafen noch.

BUNTER MOND

Um 9:00 Uhr geht's los. Wir reihen uns als letzte in die Wagenkolonne ein, in der Hoffnung dadurch unbemerkt anhalten zu können, wo wir wollen. Aber die Autos werden abgezählt, bevor sich der Konvoi in Bewegung setzt. Im ersten Wagen fährt der Gruppenführer mit, der bei jeder Sehenswürdigkeit geduldig wartet, bis auch wir eintreffen.

Dieser Tourguide ist ein sehr engagierter Mann und erklärt die Entstehungsgeschichte jedes Felsbrocken. In Spanisch. Uns wird langweilig und wir entfernen uns ein paar Meter von der Gruppe. Augenblicklich unterbricht der Mann seinen Vortrag und pfeift uns zurück.

„No Permitido!“, ruft er und deutet auf die ausgelegten weißen Steine, die den engen Platz markieren, in dem wir uns bewegen dürfen.

Wir bitten um Verständnis, doch er sagt, er dürfe keine Ausnahme machen. Wir könnten uns verirren, auf unser GPS sei kein Verlass und überhaupt: Bis zum Ende der geführten Tour müssten wir in der Gruppe bleiben. Aber danach seien wir frei.

Das klingt wie eine Verheißung und macht uns gefügig. Jetzt bereuen wir allerdings als letzte zu fahren und den Staub zu schlucken, den die Fahrzeuge vor uns aufwirbeln.

Zu Beginn sind die Stationen der Tour nur kurze Fotostopps, um einen besonders bizarr erodierten Felsen abzulichten. Sie sind in jedem Prospekt angeführt und tragen Namen wie Submarine, Mushroom oder Sphinx. Je weiter wir jedoch in das Tal hineinfahren umso extremer erscheint uns die Landschaft. Der Vergleich mit dem Mond hinkt, denn hier ist es bunt. Einmal tut sich vor uns ein kleiner Canyon auf, in dem seltsame Hügel versammelt sind. Als wäre eine ehemalige Sandburg im Laufe der Zeit zerfallen und wir sähen nur mehr die erodierten Haufen der Türme und Zinnen. So falsch ist dieses Bild vielleicht gar nicht, denn der Führer spricht von Ascheablagerungen und versteinerten Formen. Mehr verstehe ich leider nicht. Er weist auf die verschiedenfarbigen Schichten hin, weiß und grau waren Asche, rot, violett und dunkelbraun irgendetwas Tonhaltiges. Durch die Abtragung der Hügel treten diese horizontalen Schichten als bunte Bänder in den Hügelflanken hervor und ziehen sich wie Isohypsen durchs ganze Gelände.

Bei der Weiterfahrt schlängelt sich die Fahrbahn in ein solches Canyon-Tal hinein. Man sieht, wie die oberste Deckplatte des Geländes zerborsten ist und Wind und Wetter die weicheren Schichten darunter abgetragen haben, sodass Hohlräume entstehen konnten. Viele sind eingestürzt. Manchen



Staub und die Lösung des Problems.
Leider ist letztere nur 30 km/h schnell.





Ischigualasto – Valle de la Luna



Schutthaufen tragen noch Teile der harten Kruste wie schräge Tischplatten auf ihrem Haupt. Es dominieren die Farben weiß, grau und rosarot. Aber es gibt auch grün. Ich staune nicht schlecht, als neben dem nächsten Parkplatz ein hellgrünes Buschskelett steht. Es sieht aus wie ein Plastikbaum, dessen armdicker Stamm direkt aus dem heißen Sand sprießt. Er hat keine Blätter, scheint aber trotzdem recht lebendig zu sein. Die Äste mit der hellgrünen Haut fühlen sich prall an, als hätten sie Wasser gespeichert.

Der Führer schmunzelt, als er sieht, dass ich mich mehr für die seltsame Pflanze interessiere und dem Felsen in Sphinxform, der Hauptattraktion hier, weniger Beachtung schenke. Der Baum blühe ab und zu, sagt er, das sei stets wie ein Wunder für ihn.

Wir wandern an der Sphinx vorbei über glatt geschliffene weiße Steinplatten, die aussehen als habe man einfach den gesamten Boden mit hellem Beton überzogen und darauf ein paar violette Felsskulpturen platziert. Kleine rote Steine markieren den Pfad zu einer weiteren Attraktion, dem Bocciafeld.

Hier liegen hunderte, wenn nicht sogar tausende perfekt geformte Gesteinskugeln herum. Von Marmelgröße bis zum Medizinball. Sie bestehen aus lauter kleinen, rötlichen Kristallen und soweit ich den Führer verstehe, sind sie nicht aus einem Erosionsprozess hervorgegangen, sondern im Gegenteil, durch einen chemisch-physikalischen Vorgang allmählich gewachsen. Ein faszinierender Anblick, all diese dunklen Kugeln auf einer Mischung aus weißem und rosaroten Sand.

Die nächste Station liegt in einem kleinen Canyon, den der Wind aus ockerfarbigem Gestein geschliffen hat. Zwischen den grotesken Türmchen, die der Schwerkraft zu trotzen scheinen, weil der dickste und schwerste Block obenauf balanciert, wachsen meterhohe Kandelaberkakteen.

Die Sonne brennt erbarmungslos auf uns Touristen nieder. Ich habe mich vorsorglich in mein nasses Baumwolltuch gehüllt und kann die Hitze dadurch leichter ertragen als die anderen. Dennoch bin ich dankbar um die Einkehr ins Besucherzentrum, wo es neben der Vorführung, wie eine archäologische Ausgrabung funktioniert, eine kalte Cola gibt.

Draußen, neben dem Gebäude über einen Steg erreichbar, ragt ein Knochen aus einem Felsen hervor. Deutlich sieht man das weiße Trumm, das von dunklem Material eingeschlossen ist. Eine Schautafel daneben erklärt, dass es sich um ein Schulterblatt eines Scaphonix handelt. Das war ein rund zwei Meter langer, pflanzenfressender Saurier mit einem einzigen hauerähnlichen Zahnelement in der Mitte des Oberkiefers. Das Bild auf der Schautafel sieht furchteinflößend aus. Unter dem Alter des Fossils, rund 230 Millionen Jahre, kann ich mir wenig vorstellen. Aber dass dieses Tier, dessen Schulterblatt ich hier betrachte, auf dem Urkontinent Pangäa, also vor dessen Zersplitterung in Amerika, Afrikas, Eurasien, etc herumliefe, gibt mir ein Gefühl der zeitlichen

Dimension. Ehrfürchtig starre ich auf den Knochen und denke mir gleichzeitig, wie wird es hier wohl in weiteren 230 Millionen Jahren aussehen? Wird es noch Menschenarten geben, oder nur unseren Müll? Wahrscheinlich würde schon ein Blick auf die nächsten tausend Jahre ausreichen, um darauf eine Antwort zu erhalten. Entweder kratzen wir jetzt bald die Kurve, oder die Evolution startet einen neuen Versuch.

Weiter geht's! Der Gruppenführer klatscht in die Hände. Im Konvoi brechen wir zur letzten gemeinsamen Station auf: Dem Pilz-Felsen. Eine schlanke, aus hellem Lehm gedrechselte Säule, die einen riesigen viereckigen Klotz trägt, obwohl das gegen die Schwerkraft spricht. Faszinierend ist aber nicht nur die waghalsige Statik, sondern die Farbgebung. Der weißgraue Pilzstängel balanciert die mächtige Kappe, die aussieht, als habe man Senf eintrocknen lassen und dann eckig zugeschnitten. Im Hintergrund erhebt sich dunkelrot, wie mit gestocktem Blut übergossen, eine mächtige Felswand, die das Mondtal begrenzt. Über alledem spannt sich der heute makellos blaue Himmel.

Jeder knipst dieses Pflichtmotiv, das die Titelseite des Werbeprospektes zum Valle de la Luna ziert und dann brausen alle davon, einschließlich des Gruppenführers.

Die plötzliche Stille ist ungewohnt, als würde etwas den Gehörgang blockieren. Ganz automatisch flüstern wir, um den Zauber nicht zu vertreiben.

„Wir sind tatsächlich allein“, sagt Markus mit verhaltener Stimme.

„Und frei“, hauche ich zurück, obwohl ich es vor Freude lieber hinausgebrüllt hätte.

THE PINK SIDE OF THE MOON

Jetzt dürfen wir uns endlich außerhalb der Begrenzungssteinchen bewegen und anhalten, wo wir wollen. Diese Freiheit nützen wir ausgiebig, Markus fährt höchstens hundert Meter am Stück, dann müssen wir schon wieder aussteigen, auf Hügel klettern, Fotos machen und staunen. Die Straße führt direkt zur blutroten Felswand, die das Tal begrenzt. Wie eine frische Fleischwunde schwärt sie in der Sonne und sondert rotbraunen Sand ab, der in ausgetrockneten Bachbetten weit in die weiße Wüste hinein getragen wird und diese rosa färbt. In den ehemaligen Rinnsalen gedeihen Pflanzen, die gelernt haben die Hitze zu ertragen. Manche haben Dornen statt Blätter, andere wiederum sehen aus wie ein Knäuel fetter Regenwürmer. In länglichen, fleischigen Trieben können sie lebensnotwendige Feuchtigkeit speichern.

Während ich die bizarre Vegetation fotografiere entdeckt Markus eine Kinderstube der Bocciakugeln. Geländekuppen, übersät mit runden Steinen, kaum größer als eine Glasmurmelt. Am Fuß der Hügel sammeln sich die herabrollenden Steine zu einer flächendeckenden Schicht, ein riesiges Kugellager, auf dem man kaum gehen kann. Ich sammle zwei Handvoll der schönsten Steinkugeln. Es gibt drei dominante Farben: grau, weiß und rot. Ich weiß, dass die Mitnahme von Mineralien verboten ist, hoffe aber dieses Souvenir unentdeckt nach Hause schmuggeln zu können.

Wir wandern zum Fuß der roten Felswand und stellen mit Erstaunen fest, dass sie auf weißen Zehen, kleinen vorgelagerten Gesteinswülsten steht. Aus dieser Farbmischung geht rosaroter Sand hervor, auf dem hellgrüne Pflanzen wuchern. Man könnte meinen, alles wäre aus kitschigem Kunststoff geformt und diene als Kulisse für einen psychedelischen Film. Passend dazu quert ein zartrosa Guanako die Straße und bleibt vor der Felswand stehen. Sein staubiges Fell tarnt das Tier perfekt, es scheint mit dem Gestein zu verschmelzen, sodass ich am Display der Kamera nicht erkennen kann, ob ich es „erwischt“ habe oder nicht.

Ein paar Hundert Meter weiter hat der Wind eine große rosarote Düne aufgetürmt. Ich wühle mich durch das brennheiße Geriesel bis zum Kamm hinauf und löse kleine Sandlawinen aus.

Als wir in Richtung Ausgang fahren, treten die roten Felsen zurück und machen einer grauweißen Hügelkette Platz. In den Furchen zwischen den Erhebungen wuchert Ginstergestrüpp, deren gelbe Blüten einen betörenden Duft verströmen. Sogar Bienen werden davon angelockt. Woher die wohl kommen?

Die Straße kurvt um die Geländekuppen, die wie versteinerte Sandhaufen aussehen und plötzlich sind wir mittendrin in der surrealen Landschaft. Ringsum nur mehr weißgraue, mit rosa und violetten Bändern durchzogene Hügel. Nicht mehr Mond- sondern Marsgefühl befällt uns. Wir bleiben stehen, um den fremden Planeten zu erkunden. Während wir auf den bunten Hügeln herumkraxeln und fotografieren, steigen überm Plateaurand beim Parkeingang Staubwolken auf. Wie Rauch einer alten Lokomotive markieren sie den Weg des Konvois, der soeben gestartet ist. Wir können zusehen, wie sich das Staubmonster durch das Tal schlängelt und gut abschätzen, wie weit die Autokolonne ist. Es wäre unangenehm, wenn sie uns einholen würden. Nach fünf Stunden in sengender Hitze verlassen wir schließlich das Valle de la Luna. Das Schwitzen hat sich rentiert. Wann hat man schon die Möglichkeit auf Pangäa, dem Mond und dem Mars herumzuspazieren?

Unsere Aircondition macht die Rückfahrt gen Westen erträglich. Während das Außenthermometer 36 Grad anzeigt, muss ich Socken anziehen, um nicht kalte Zehen zu bekommen. Beim Queren der 30 Kilometer breiten Ebene zwischen den beiden Gebirgszügen werden wir Zeugen von heftigen Windhosen, die zum Teil ganze Büsche in die Luft reißen, oder sie im Kreis wirbelnd über die Fahrbahn treiben. Wie Rauchsäulen stehen diese dust-devils über der Pampa und saugen Staub und Dreck vom Boden weg in die Höhe.

In San José de Jáchal, der letzten größeren Siedlung vor der Grenze, suchen wir eine Tankstelle, die VISA akzeptiert, denn unser Vorrat an Pesos ist beinahe aufgebraucht. Bei der ersten Tankstelle werden wir abgewiesen, vor der zweiten hat sich eine lange Schlange gebildet. Wir reihen uns ein und brüten in der Hitze. Das Thermometer ist bei 40 ° angelangt, die Klimaanlage am Ende der Leistungsfähigkeit. Ich steige aus und warte im Schatten der Tankstelle, sehe zu, wie Markus Autolänge um Autolänge allmählich heranrückt. Gerade als er zur Zapfsäule rollen will, gestikuliert ein Mann, der gegenüber tankt, hektisch mit den Armen und reißt sie in die Höhe. Mein Blick folgt seinen Händen und oh Schreck! – das Vordach ist zu niedrig für unseren Camperaufbau. Gleichzeitig bemerkt auch Markus den Mann und kann in letzter Sekunde bremsen. Zwanzig Zentimeter weiter und der Camper hätte die Betonkante touchiert. Das war knapp. Ohne den aufmerksamen Mann und dessen Warnung wäre meine Bettstatt jetzt hin. Markus achtet immer auf unsere Autohöhe, vor allem bei Vordächern von Maut- oder Zollhäuschen. Dass eine Tankstelle zu niedrig sein könnte, wäre uns jedoch nicht in den Sinn gekommen.

Als Markus den Rückwärtsgang einlegt bricht hinter ihm Chaos aus. Gehupe, Motoren heulen, Kupplungen schleifen, weil es bergauf geht. Aber es nützt nichts, die ganze Kolonne muss zurückweichen, bis wir genügend Platz zum Wenden haben. Zum Glück gibt es eine freistehende Zapfsäule für LKWs, an der wir schließlich Diesel bekommen.

Nach dem Tankerlebnis ist uns nach Schatten und nicht nach Weiterfahrt gen Westen zumute, wo uns die Sonne ins Gesicht knallen würde. Wir beschließen in dem Ort zu bleiben und folgen den Schildern zum Campingplatz Los Hornos. Die unbefestigte Zufahrt ist allerdings so miserabel, dass Markus missmutig sagt, er nehme das Risiko eines Reifenschadens nicht umsonst auf sich. „Wir bleiben dort, egal ob es uns gefällt oder nicht.“

Der Campingplatz ist von uralten Olivenbäumen gesäumt, deren Äste tief herabhängen. Wir müssen in der Mitte der Zufahrt parken, sonst würden wir stecken bleiben.

„Macht nichts“, sagt die Vermieterin, obwohl wir die Einfahrt für eventuell nach uns kommende Gäste blockieren, und kassiert den lächerlich geringen Betrag für eine Nacht. Darin enthalten sind auch die Benützung des Pools und der Duschen. Zum Essen gibt es hier allerdings nichts. Ich könnte im Supermarkt einkaufen, aber Markus weigert sich mich dorthin zu fahren. Die schlechte Fahrbahn mute er unseren Reifen nur noch einmal zu – bei der Abreise. Zu Fuß ist es mir zu weit und vor allem zu heiß. Wir werden uns mit einer Rolle Kekse begnügen müssen. Die Hitze zügelt den Appetit ohnehin. Ich setze mich zur Kühlung eine Zeitlang in das kleine Schwimmbad und harre danach im Schatten der Olivenbäume aus. Tagebuch schreiben, dösen, warten bis es kühler wird. Es dauert lange, sehr lange.

Abends gibt's eine Kinderfete am Pool. Aus der mannshohen Lautsprecherbox dröhnt ein und dasselbe Lied in einer Endlosschleife. Über Stunden. Die Kids singen und tanzen begeistert dazu. Was will man machen? Ihnen die Freude verderben? Die hübschen Vogelstimmen haben keine Chance gegen den Lärm.

Zu Mitternacht kriechen wir im Dunkeln in unsere Betten, um keine Insekten anzulocken. Für Durchzug sollten die geöffneten Fenster sorgen. Aber es zieht nicht, die Luft steht. Ich liege nackt auf der Matratze und versuche mich mit einem feuchten Waschlappen zu kühlen. Markus jammert über eine Gelse in seiner Nähe, aber ich höre nichts und schlafe bald ein.

Um drei Uhr Nachts surrt etwas über meinem Ohr und die reflexartige Watsche, die ich mir daraufhin selbst verpasse, macht mich hellwach. Wo ist das Biest? Mit der Taschenlampe leuchte ich um mich und sehe lauter Mücken. Es wimmelt im Camper.

Ich schließe die Fenster und beginne mit der systematischen Ermordung der Quälgeister. Markus hilft tatkräftig mit. Decke und Wände sind bald übersät mit Blutflecken. Dreißig Moskitos lassen ihr Leben. Normalerweise bin ich ein tierliebender Mensch und zuhause fange ich Gelsen mit einem Glas und trage sie hinaus. Aber angesichts meiner zerstochnen und juckenden Haut hält sich mein Mitleid heute in Grenzen.

Nach dem Massaker müssen wir unser eigenes Blut, das uns die Viecher zuvor abgezapft haben, von den Wänden waschen.

„Wo kamen die plötzlich alle her?“, frage ich Markus verständnislos.

„Draußen haben wir doch bis Mitternacht keine einzige Mücke gesehen!“

„Da waren sie längst schon im Camper und warteten aufs Buffet“, weiß Markus die Antwort.

DER ERSTE VERSUCH

17. JÄNNER 2017

Beim Frühstück betrachtet Markus die vielen Wolken am Himmel fragt sich, ob es sinnvoll ist, heute über den Pass zu fahren. Es wäre schade, wenn wir im Nebel stecken würden, meint er.

Vor uns liegt das letzte große Highlight unserer Reise: Der Paso del Agua Negra, von dem Timo bei der Übergabe des Campers so geschwärmt hatte. Auf 4.753 Metern Höhe befindet sich der Passübergang, der gleichzeitig die Grenze zu Chile bildet. Dort kann zu jeder Jahreszeit Schnee fallen, auch wenn wir uns das bei der momentanen Hitze kaum vorstellen können.

Da wir Argentinien nun endgültig verlassen werden, verbrachte ich im Supermarkt die restlichen Pesos mit dem Kauf von Wasser, Nüssen, Joghurt und ein paar Fruchtsäften.

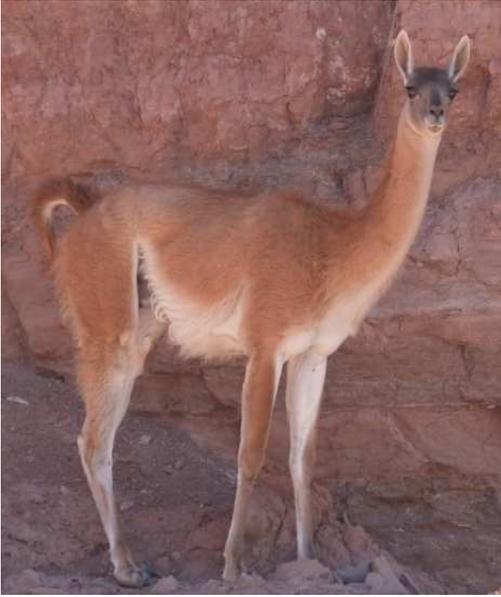
Die Ruta 150 Richtung Grenze folgt dem Lauf des Río Jáchal durch ein wunderschönes Tal, in dem der Fluss zwischen bunten Hügeln mäandriert. Es erinnert uns ans das Valle de la Luna von gestern, nur mit dem Unterschied, dass es hier Wasser gibt und einen breiten Grünstreifen aus Buschland und Gras.

Je höher wir in das Tal vorrücken, desto arider wird die Landschaft. Der Fluss versteckt sich in einem selbstgegrabenen Canyon und unserem Blick bieten sich nur mehr die trockenen Hügel und flachen Lehmplateaus des ehemaligen Flussbettes dar. Die spärlich verstreuten Büsche rücken immer weiter voneinander ab, sodass der Wind Sanddünen zwischen ihnen anhäufen kann.

Bevor das Tal sich zu einer Schlucht verengt, treffen alle Gesteinsarten aufeinander. Die mineralische Farbpalette präsentiert: Blassrosa Ton, blutroter Fels, grüner Speckstein, eisenhaltige und rostende Brocken. Im Hintergrund leuchten Schneeberge, dort muss der Passübergang sein.

Dann quert die Straße steile Schotterhänge, die sehr instabil und gefährlich wirken, während der Río Jáchal tief unter uns zu einem schmalen Glitzerband schrumpft. Er scheint dort neben einem kleinen Gebäude zu entspringen.

Als die Straße die Berge am Talschluss verlässt, öffnet sich ein unerwartet großes Hochplateau, das zur Hälfte unter Wasser steht. Ein fast 13 Quadratkilometer großer See flutet die mondähnliche Steinlandschaft. Was für ein Gegensatz! Erst jetzt dämmert uns, dass es sich um einen Stausee handelt und die vermeintliche Quelle neben dem Gebäude am Talgrund der Ablass ist.



Rote Wände, rosa Hügel und bizarre Felsen – wie auf einem anderen Planeten





Aride Landschaften auf dem Weg zur Grenze



Bewohner des nahen Dorfes
machten frühmorgens mit
mobilen Teekannen ein gutes
Geschäft



Viele Reisende
verbrachten die Nacht im
Stau vor dem Zoll

Die glatte Wasseroberfläche, in dem die Hügelkuppen bunte Insel bilden, ist so blau wie der Himmel darüber. Ufer und Inseln spiegeln sich perfekt wieder und es scheint als würde die feste Materie in der blauen Luft schweben.

Hier hätten wir übernachten sollen! Denselben Gedanken haben wohl schon viele gehabt, zu viele, denn überall, wo man am Seeufer parken könnte, stehen unübersehbare Verbotsschilder. Mitunter sind sogar Absperrketten angebracht worden. Will man nun aussteigen um ein Foto zu machen, ist man gezwungen mitten auf der Fahrbahn anzuhalten.

Der See ist einmalig schön. Er unterstreicht den besonderen Reiz dieser Mondlandschaft. Da viele der Hügelketten schräg ansteigend verlaufen, sieht es aus als würden sie versuchen dem Wasser zu entfliehen, oder sich in selbstmörderischer Absicht darin zu ertränken.

Dass das Gewässer nicht natürlichen Ursprungs ist, sieht man daran, dass es keine Vegetation am Ufer gibt. An den gefluteten Felswänden und Schotterhängen haftet kein Humus, der einem Grashalm Nahrung bieten könnte. Man blickt auf eine versunkene Welt.

Am Rand des Hochplateaus sind die Berge mittlerweile von Wolken verdeckt. Ich frage Markus, ob er mit der Passüberquerung lieber einen Tag abwarten wolle. Aber die schattenlose Hitze ist schier unerträglich. Obwohl erst Vormittag ist und wir uns auf 1.600 m Höhe befinden, hat das Thermometer die 30 Gradmarke bereits überschritten.

Was sollten wir hier tun? Wandern wäre eine Tortur. Also fahren wir weiter zur Zollstation, die am Beginn der Passstraße am Fuß der Berge liegt.

Die Kreuzung, an der die Ruta 150 in die Passstraße einmündet, wird umgebaut. Baustelle, Schotter, Umfahrungsschilder, Stau. Wir warten darauf, dass uns jemand Platz macht. Stattdessen ernten wir Lichtzeichen, Gehupe und erbostes Gestikulieren. Wir verstehen nicht. Man winkt uns energisch weiter, in eine andere Richtung. Wir wollen aber nicht auf der 150er bleiben, sondern zur Grenze hinauf!

Endlich kapieren wir. Wir sind auf die Warteschlange vor dem Zoll gestoßen, die an der Kreuzung ein Schlupfloch für den Querverkehr freigelassen hatte. Wir hätten uns also mitten hineingedrängt und damit in argentinischen Augen ein Schwerverbrechen begangen.

Ich messe auf der Landkarte den Abstand zwischen Kreuzung und Zoll. Das sind eineinhalb Kilometer!

Um dem erbosten Gehupe ein Ende zu bereiten biegen wir nach Las Flores ab und fahren weitere eineinhalb Kilometer an einer stehenden Kolonne vorbei. Stoßstange an Stoßstange in brütender Hitze. Erst in einer

Seitenstraße des Dorfes erreichen wir das Ende des Staus und können uns hinten anstellen.

Wir schauen uns betroffen an. Damit hatten wir nicht gerechnet. Warum wollen alle Argentinier ausgerechnet heute über einen fast 5.000 Meter hohen Pass fahren? Wir schätzen anhand der Auto- und Staulänge die Wartezeit auf sechs bis acht Stunden!

Jetzt ist es elf Uhr. Gerüchten nach schließe die Grenze um 17:00 Uhr, weil die Fahrt über den Pass mehr als zwei Stunden dauere und die Einreise in Chile angeblich nur bis 20:00 Uhr möglich sei.

Es könnte also sein, dass wir hier den ganzen Tag umsonst warten. Und dann? Was passiert mit denen, die nicht mehr rechtzeitig durch den Zoll kommen. Übernachten die im Auto?

Ratlos stehen wir in der Kolonne. Hinter uns haben sich weitere Fahrzeuge angehängt. Argentinier lieben Warteschlangen. Wir nicht.

Als wir ausscheren schließt sich die Lücke sofort.

Wir fahren langsam an der Kolonne vorbei. Die meisten Fahrzeuge sind bis unter den Plafond mit Gepäck vollgestopft und daneben quetschen vier bis fünf Personen. Platz hat nur der Fahrer. Familienurlaub mit Kind und Kegel. Aber wozu ausgerechnet über diesen Pass?

Ohne einen Plan kehren wir auf die Ruta 150 Richtung Stausee zurück. Da niemand eine Idee hat, was wir tun könnten, schweigen wir. Nach sieben Kilometern lockt ein Schild mit der Aufschrift *Hotel Pismanta Termal Spa*. Schon der Parkplatz vor dem Hotel ist eine Oase der Erholung. Hohe Bäume werfen Schatten.

Wir fragen an der Rezeption, ob wir den Camper hier abstellen dürften.

„Ja, kein Problem“, sagt der Mann freundlich.

Das spornt mich an. Könnten wir eventuell auch das Thermalbad benützen?

„Selbstverständlich!“

Und etwas essen?

„Sicher. Das Restaurant hat für alle geöffnet.“

Da fällt mir ein, dass wir kein Bargeld mehr haben.

„Akzeptieren Sie Kreditkarten?“, führe ich das Interview weiter.

Das Nicken und der Fingerzeig auf das VISA Zeichen bringen mich auf eine Idee.

„Haben Sie ein Zimmer frei?“

Der Manager ist etwas irritiert. „Sind Sie nicht mit einem Wohnmobil unterwegs?“

Mein Spanisch reicht für eine Erklärung nicht aus.

Unser Zimmer ist nichts Besonderes. Aber nach so vielen Nächten auf müffelnder Matratze fühlen sich die frischen Laken wie Luxus an. Dazu Aircondition!

Wir lassen uns so weit abkühlen, bis wir bereit für die thermale Bäderkur sind. Hinter mysteriösen Türen mit Nummern von 37 bis 41 verbergen sich kleine Räume mit je zwei Stühlen, einem Geländer und einer Treppe, die zu einem tiefen Bassin hinab führt, in dem zwei Personen untertauchen können. Der Geruch, der uns beim Öffnen der Türen entgegenschlägt, variiert zwischen leicht schwefelig und metallisch. Erst als wir uns bei der Nr. 41 die Zehen verbrühen, kapieren wir den Zusammenhang zwischen Türschild und Temperatur. Wir kehren zur Nr. 38 zurück, tauchen in die gekachelte Badewanne bis wir schwitzen und allen Staub und Dreck aus unseren Poren geweicht haben. Anschließend wandeln wir, den anderen Kurgästen gleich in weiße Frotteemäntel gehüllt, zu den Liegestühlen und beobachten diejenigen, die es ein paar Minuten lang hinter der 45er Tür aushalten und dann krebsrot und dampfend heraustorkeln.

„Das sind die Hartgesottenen“, sagt Markus und kichert ob des Wortspiels.

Wir liegen nur wegen des guten WLAN Empfang vor der 45er-Tür.

„Ein regelrechter Hotspot hier“, sage ich, um Markus in nichts nachzustehen. Das Internet beamt mich nach Vorarlberg. Zuhause herrscht Dauerfrost und Pulverschnee deckt sogar die Täler zu. Mama schreibt ein Mail über traumhafte Schitourenbedingungen am Ludescherberg.

Heute könne es sogar Regen geben, liest Markus mir den Wetterbericht vor.

„Wo?“, frage ich verwirrt. In Gedanken bin ich noch im Schnee.

„Hier“, sagt Markus, „wahrscheinlicher jedoch in den Bergen Richtung Pass.“ Für morgen bringt die Prognose wolkenlosen Himmel. Vielleicht hat der Stau uns vor einer Enttäuschung bewahrt.

Nur einmal noch setze ich einen Fuß vors Hotel, weil ich etwas aus dem siedend heißen Camper holen muss. Die Hitze ist kaum auszuhalten. Ich kann mir nicht vorstellen, wie es den Wartenden in ihren PKWs vor der Grenze ergeht. Ein Hotelangestellter sagt, dieser Exodus fände jede Urlaubssaison statt. Die Menschen kämen aus dem Hinterland Argentinien und wollten nach Chile an die Küste. Strandleben für eine Woche. Oder eben weniger, wenn sie im Stau stünden und im Auto übernachten müssten.

Neben der Zoll- und Grenzschikane sei der hohe Pass ein zusätzliches Übel, das sie für den Schnäppchenaufenthalt am Meer in Kauf nehmen würden. Chile sei billiger und verfüge über bessere Qualität. Die meisten Urlauber würden daher am Heimweg Elektrogeräte einkaufen und diese dann am argentinischen Zoll deklarieren müssen. Das führe zu einem viel größeren Stau als jetzt.

Die Landschaft am Paso del Agua Negra? Nein, dafür interessiere sich sicher niemand, sagt der Mann auf meine Nachfrage. Was soll an einem derart hohen Passübergang auch schön sein? Jetzt werde endlich mit dem Tunnel begonnen, der die Situation entschärfen soll.

DER ZWEITE VERSUCH

18. JÄNNER 2017

Um 4:45 Uhr reißt uns der Wecker aus dem Schlaf. Zehn Minuten später fahren wir im Dunkeln in Richtung Grenze. Die Baustellen-Kreuzung ist menschenleer, das gibt uns Hoffnung, aber nur kurz darauf sehen wir schon die Warnblinkanlage des letzten Wagens in der Kolonne. Fünfhundert Meter vor der Grenze, die erst in zwei Stunden öffnet.

Während ich im Camper das Frühstück zubereite, schreitet Markus zu Fuß die Warteschlange ab. Wir sind das 65. Fahrzeug vor der Schranke.

„Wie viele Minuten dauert eine Abfertigung im Schnitt?“

„Rechne lieber nicht!“, warnt mich Markus.

Zu spät. Es ist zu einfach: Jede Minute bedeutet eine Stunde.

„Erinnerst du dich an das Wohnmobil, das gestern neben uns vor dem Hotel parkte?“, fragt Markus. „Es steht auf Platz neun in der Schlange. Die haben dort übernachtet.“

Das hätten wir auch tun können. Tja. Schweigend löffeln wir unser Frühstücksmüsli, während sich hinter uns Fahrzeug an Fahrzeug reiht.

Danach mache ich einen Spaziergang. Es dämmt bereits, trotzdem sehe ich noch viele Schlafende, die sich mit Matten und Decken unter ihre Autohecks gelegt haben. Ihre Köpfe sind vom Kofferraum geschützt, Körper und Füße ragen ins Freie.

Aus dem nahen Dorf kommen Fahrzeuge voller Frauen und Kinder und ordnen sich in die von Männern frei gehaltene Lücken ein. Es gibt auch mobile Verpflegung. Dorfbewohner karren in riesigen Thermoskannen Matete her an und verkaufen Brote und Kuchen. An der Straßenböschung hängen Klopapier und Windeln im Gestrüpp. Die Stimmung gleicht einem Openair-Festival am Tag nach dem Konzert. Die Menschen sind ungelent und müde und hätten frisches Wasser nötig, aber die Situation verbrüdet, man grüßt, gähnt, klopf sich den Straßenstaub von den Kleidern und bietet sich gegenseitig Kekse an.

Wir kommen mit dem Fahrer des vor uns wartenden Autos ins Gespräch. Ein in den USA lebender Chile, der mit seiner Frau Heimaturlaub macht. Er liebe

das Campen, sagt er und wir wundern uns, weil er mit einem normalen PKW unterwegs ist.

So etwas wie wir habe er nicht nötig, meint er herablassend, ein Zelt genüge. Dabei klopft er auf seinen Kofferraum. Alles Wichtige sei da drinnen.

Um sieben Uhr starten vorne die Motoren, es kommt Bewegung in die Schlange. Nach fünfzig Metern stehen wir wieder. Vielleicht sind ja nur die Abstände verkleinert worden. Am Horizont schimmert ein goldenes Band, das den baldigen Sonnenaufgang ankündigt. Heute ist der Himmel tatsächlich makellos. Trotz der klaren Nacht sank die Temperatur nicht unter 20 Grad.

Schon wieder rollen die Autos weiter. Das geht ja überraschend schnell! Eineinhalb Stunden später stehen wir am Schalter und reichen die x-fach abgestempelten Zollpapiere der Beamtin. Der Behördenkram ist uns inzwischen vertraut. Der Frau am Zoll offenbar nicht. Sie schüttelt verneinend den Kopf. Sie bräuchte den Mietvertrag.

Ich habe alles dabei.

Trotzdem schüttelt sie weiterhin den Kopf. Problem, sagt sie schließlich und verschwindet mitsamt unseren Pässen in ein anderes Gebäude.

Unser Vordermann, der USA-Chilene, der sich am Parallelschalter seine Stempel geholt hat, verabschiedet sich winkend. Hinter uns murren die Menschen in der Warteschlange. Wir verursachen einen zusätzlichen Stau, aber bislang gaben unsere Papiere nie Anlass zu „Problemen“. Warum ausgerechnet jetzt, beim allerletzten Grenzübertritt?

Unser Camper sei nicht registriert, behauptet ein mit der Beamtin zurückgekehrter Kollege. Der Wagen sei laut ihren Unterlagen nie nach Argentinien eingereist.

„Dreimal sogar“, versichere ich dem Mann und weise auf die Stempel der verschiedenen Zollämter hin.

Die sehe er, sagt er, aber sie beträfen uns und nicht das Fahrzeug.

Glaubt der allen Ernstes, wir seien zu Fuß von Feuerland hierher gegangen? – Ich verkneife mir die Frage.

„Wo ist denn der Camper jetzt?“, fragt der Mann.

Dort – ich zeige auf unser in der Morgensonne parkendes Auto.

„Na dann“, sagt der Mann und schiebt uns die Pässe zu. „Gute Fahrt!“

„Was war denn nun das Problem?“, will Markus neugierig wissen, da Behördengespräche stets mir obliegen.

Ich kann es ihm nicht sagen.

Es ist bereits neun Uhr, als wir den Zoll hinter uns lassen und über die staubige Baustellenstraße auf die Berge zu fahren. Von wegen super Fahrbahnbelag, wie uns alle versprochen hatten! In ein paar Monaten vielleicht. Noch stehen Vermesser am Straßenrand und pflocken die neue Trasse aus. Sie reagieren nicht auf mein Winken. Woher sollen sie auch wissen, dass wir Arbeitskollegen sind?

Dann endlich, kurz bevor wir die Berge erreichen, deren Schneegipfel in der Sonne gleißen, rollen wir über frischen Asphalt, der das Reifengeräusch schluckt. Ich schiebe die Vivaldi-CD in den Player und der Frühling erschallt. Wie die Musik sind wir voller Vorfreude auf das sich ankündende Ereignis. Bei Vivaldi ist es der Sommer, bei uns der Schnee in 5.000 Meter Höhe.

Das erste Auto kommt uns entgegen.

Wie kann das sein – so früh – angesichts des weiten Weges von Chile herüber?, wundern wir uns.

Fahrer und Beifahrer strecken die Hände aus den Fenstern und deuten uns anzuhalten.

„Cerrado!“, rufen sie aufgeregt. „Retorno!“

„Sicher nicht“, denke ich laut.

„Was ist denn los?“, fragt Markus, der nur Spanisch versteht.

Anscheinend ist der Pass wegen eines Erdbebens gesperrt. Alle müssten umkehren und hinter den Zoll zurückfahren, bis die Fahrbahn wieder frei sei. Die Räumung der Straße könne allerdings lange dauern. Tage vielleicht. Die dafür notwendigen Baufahrzeuge seien eben erst angefordert worden.

„Und jetzt?“, fragt Markus, sichtlich schockiert von der schlechten Nachricht.

„Fahr weiter!“, sag ich und zu meiner Erleichterung tut er es auch.

Wir haben beide keine Lust uns neuerlich hinter dem Zoll in die Warteschlange einzureihen.

Immer mehr Autos kommen uns entgegen. Die Insassen fuchteln, deuten, geben Lichtzeichen, hupen.

Wir winken zurück als ob wir begriffsstutzig und blöde wären und fahren unbeirrt weiter Richtung Berge.

„Schau die Nummer 9“, sage ich zu Markus und deute auf das Wohnmobil, das uns entgegenkommt.

Ein schlechtes Zeichen, wenn selbst die aufgeben.

Wie weit werden wir wohl kommen, bevor man uns stoppt und zur Umkehr zwingt? Sollten wir uns irgendwo verstecken? Das ist in dieser offenen Landschaft ohne jeden Baum unmöglich. Die Zufahrt zum Fuß der Berge ist eine 25 Kilometer lange Gerade.

Hätten wir überhaupt genügend Proviant dabei, um ein paar Tage auszuharren?

„Lieber hungern als hinter den Zoll zurück“, sagt Markus und ich stimme ihm zu.

Lange könnten wir trotzdem nicht abwarten. In fünf Tagen müssen wir am Vormittag in Santiago de Chile den Camper abgeben. Dazwischen liegen fast tausend Straßenkilometer und ein hoher Pass. Egal welcher. Über die Anden müssen wir immer.

Ich drehe den Vivaldi ab. Die Musik passt nicht mehr zu der angespannten Atmosphäre im Auto. Bei jedem Auto, das uns entgegenkommt, halten wir unwillkürlich den Atem an. Ist es Polizei, die uns zurückschicken wird? Nervös fahren wir weiter in die Berge hinein.

Nach zehn Kilometern ist Schluss. Straßensperre.

Statt auf Polizei treffen wir den USA-Chilenen wieder, der seinen „Camper“-PKW in den Schatten eines winzigen Bäumchens gestellt hat. Ein Argentinier versucht es ihm gleich zu tun, parkt aber zur Hälfte in der Sonne.

Der Chilene sagt, er würde hier ausharren, bis die Straße wieder frei sei. Wenn es sein müsse auch ein paar Tage! Er liebe das Campen, betont er erneut. Seine Frau verzieht das stark geschminkte Gesicht. Sie ist offenbar anderer Ansicht.

Kurz bevor wir die Straßensperre erreicht haben, hatte ich eine Abzweigung zum Fluss hinab gesehen und gedacht, dies wäre ein schöner Schlafplatz gewesen. Markus und ich erkunden nun die steile Schotterstraße erst zu Fuß, bevor wir uns mit dem Camper hinunterwagen. Wir haben großes Glück, denn es handelt sich um einen Picknickplatz mit Parkmöglichkeit unter schattenspendenden Laubbäumen. Das kleine Flüsschen Arroyo del Agua Negra rauscht vorbei. Leider ist es schokobraun wie Ovomaltine und weder zum Trinken noch zum Waschen geeignet.

Als wir unsere Campingmöbel aufstellen, beginnt ein Adler über unseren Köpfen lautstark zu protestieren. Mit dem Erfolg, dass Markus ihm mit der Kamera nachstellt, bis er ein schönes Vogelportrait am Display hat.

Da wir hier voraussichtlich viel Zeit verbringen werden, versuche ich, sauberes Wasser zu gewinnen. In einem Schilfhain am Fuß einer Böschung befindet sich eine Quelle, die jedoch nur den Boden befeuchtet. Ich grabe an geeigneter Stelle ein Becken in das steinige Gelände, schleppe Steine für einen Damm herbei und dichte ihn mit Moos ab. Doch mein Kreislauf macht Probleme. Kurzatmigkeit zwingt mich ständig zu Pausen und ich beginne mich zu sorgen. Werde ich womöglich krank? Aber wenn ich sitze ist alles in Ordnung. Seltsam.

Der Chilene stattet uns einen Besuch ab. Er bringt keine Neuigkeiten. Wir bitten ihn, dass er, sollte die Sperre aufgehoben werden, rund hundert Meter zurück fährt und ein paar Mal hupt. Denn wir sehen zwar zur Straße hinauf, kriegen aber natürlich nicht mit, was genau los ist. Schon jetzt fahren immer wieder mal Autos vorbei. In beide Richtungen.

Während sich in meinem Staubecken das aufgewühlte Dreckwasser allmählich zu klären beginnt, futtern wir die letzten Kekse mit Butter und Schokolade und trinken Tee. Im Schatten der Bäume sitzend beobachten wir die Straße. Seltsamerweise mehren sich Fahrzeuge, die ins Tal fahren. Einmal ist sogar ein Tieflader dabei, der einen Bagger transportiert. Aber auch er fährt in die falsche Richtung. Müssten sie nicht zum Erdbeben hinauf?

Ich mache mich auf den Weg zum Chilene, um nachzufragen was los ist. Doch sowohl die Straßensperre als auch der Chilene sind weg. Letzterer ohne uns wie versprochen ein Signal zu geben.

„Arschloch“, schimpfe ich laut.

Ich stoppe ein Auto mit argentinischem Kennzeichen. Der Fahrer sagt, dass der Pass nun offen sein, aber es gäbe ein Zeitproblem mit der Einreise nach Chile. Es könne sein, dass man nicht rechtzeitig durch den Zoll auf der anderen Seite des Passes käme.

Laut hupend donnert ein Reisebus an uns vorbei und der auskunftsfreudige Fahrer verabschiedet sich. Er hat es ebenfalls eilig.

Ich renne zu Markus in die Oase am Fluss hinab. Er hat bereits etwas geahnt und die Campingmöbel verstaut. Dass uns der Chilene derart im Stich gelassen hat, ärgert ihn genauso. Wer weiß, wie viel Zeit wir dadurch verloren haben!

Jetzt ist es 14:00 Uhr und der Weg noch weit.

„Wie weit denn?“, fragt Markus, während er den Camper vorsichtig wieder auf die Passstraße zurücklenkt.

Es dauert etwas, bis das GPS unsere Position in der digitalen Landkarte am Tablet anzeigt. Ungläubig starre ich aufs Display und murmle, dass das doch nicht stimmen könne.

„Was denn?“, Markus wird ungeduldig.

„Schätze, wie hoch wir hier sind!“, fordere ich Markus auf.

„Wieso?“

„Schätzen, nicht fragen!“

Markus erinnert sich wohl an mein Erstaunen und setzt die Antwort hoch genug an: „Zweitausend Meter?“

„Dreitausend!“, triumphiere ich. Endlich habe ich die Erklärung für meine Atemnot beim Steineschleppen vorhin. Das war keine Kreislaufschwäche, sondern Sauerstoffmangel.

„Dreitausend“, wiederholt Markus beeindruckt und beugt sich übers Lenkrad nach vorne, um einen Blick auf die Berge zu werfen, deren steile Flanken von der Straße durchschnitten werden. „Dann sind das alles Fünftausender neben uns?“

Die Gipfel ragen laut Landkarte sogar über 6.200 Meter hoch hinauf, doch wir sehen nur die untersten Hänge, die das Tal zu einem V verengen. Es sind gigantische Hänge, nur aus Geröll bestehende, tausend Meter hohe, vegetationslose Schotterganden. Die Landschaft ist im Begriff sich aufzulösen, das Gebirge zerbröselt. Bei uns zuhause sind solche Schutthalden trostlos grau und öde. Hier jedoch, in dieser vielfältigen Geologie, zeigen sie ein Spektrum an Farben, die man in einer Steinwüste nicht erwarten würde.

Es beginnt recht neutral mit Schiefergrau. Wir sind nun auf 3.700 Metern Höhe, das Tal weitet sich und der Asphalt geht in eine staubige Piste über. Mitten im Schiefergrau brechen ockerfarbene Gesteinwülste hervor, zerbröckeln und färben alles unterhalb Liegende entsprechend ein. Ein paar hundert Meter weiter kommen im oberen Drittel des Hanges violette Felsbänder zum Vorschein, verwittern und lassen durch herabkugelnde Kiesel rosa und lila Farbstreifen entstehen. So geht das in einem fort. Immer mehr Farben treten zu Tage und scheinen wie in einem Aquarell zu zerfließen.

Markus findet einen besseren Vergleich. Er erinnert mich an diese Sandbilder, die früher einmal modern und in fast jedem Haushalt zu finden waren. Bunter Sand war zwischen zwei Glasplatten gefangen und rieselte der Schwerkraft folgend zu immer neuen Bildern, sobald man den Rahmen auf den Kopf stellte. Hier ist das ganze Tal ein monumentales Sandbild!

Je weiter wir in das Tal vordringen, desto mehr dominieren rote Farben. Wir fahren zwar über eine senffarbene Piste, aber die Hänge sind violett und der kleine Fluss führt rosa Lehmwasser, das Erdbeermilch ähnelt. An seinem Ufer überlebt zartes Grün.

Auf etwa 4.200 Metern Höhe verlässt die Fahrbahn den Talboden und steigt in weit ausholenden Serpentina den Berg hinauf, der auf unserer Seite nun von Brauntönen beherrscht wird. Gegenüber jedoch wird das Rot immer spektakulärer. Rosa Sandrinnen umströmen violette Felsen, fließen in das Rostrot tiefer Gräben und mischen sich mit den Absonderungen der orangen Gesteinshügel, die wie Pickel hier und dort hervorbrechen.

Wir kommen aus dem Staunen nicht heraus und halten oftmals an, um diese Landschaft zu genießen und die hinter uns drängelnden Autofahrer vorbei zu lassen. Niemand scheint ein Auge für diese außerirdischen Farben zu haben.

Wenn das Valle de la Luna an den Mond erinnern sollte, dann ist das hier der Titan, einer der farbenprächtigen Monde Jupiters.

Auf rund 4.500 Metern Höhe passieren wir die ersten Schneefelder. Bei ihrem Anblick wird mir plötzlich klar, weshalb die weißen Flecken von der Weite aus betrachtet so flauschig gewirkt haben, als wären es Stücke eines dicken Fells.

Es ist Büsserschnee!

Bislang kannten wir diese Eigenart nur aus dem Fernsehen, wenn eine Doku über den Kilimandscharo gezeigt wurde. Büsserschnee entsteht in den Hochgebirgen der Tropen und Subtropen. Es braucht dazu sowohl eine starke direkte Sonneneinstrahlung als auch eine geringe Luftfeuchtigkeit. In kleinen, windgeschützten Vertiefungen des Schnees trifft mehr reflektiertes Sonnenlicht auf, wodurch die Schneeschmelze beginnt. Je tiefer das Loch wird, desto größer ist der Effekt (bei dem auch der Taupunkt eine entscheidende Rolle spielt), der schlussendlich die einst geschlossene Schneedecke in ein Labyrinth aus meterhohen spitzen Eisnadeln verwandelt. Ob der Name daher rührt, dass Bergsteiger beim Versuch einer Durchquerung meinten, alle Sünden dadurch abgeübt zu haben, oder dass die Überreste eines solchen Schneefeldes traurigen Gestalten im weißen Büsserhemd ähneln, ist nicht bekannt.

Markus parkt den Camper an einer Ausweiche und wir inspizieren die Reste eines Schneefeldes. Die Sonne hat den Schnee zwischen den Spitzen komplett weggefressen, sodass nur die Eisnadeln übrig sind, wie Zahnreihen eines abgenagten Kieferknochens. Erstaunlicherweise stehen sie weiterhin aufrecht und ich kann zwischen ihnen herumgehen wie durch einen Skulpturenpark. Die weißen Zacken bilden ein wunderbares Fotomotiv vor den tiefroten Schotterrinnen des Gegenhangs. Bizarr und surreal.

Als Markus weiterfahren will, kommt er nur mit Mühe vom Fleck. Die sauerstoffarme Luft macht dem Motor zu schaffen, die Leistung ist am Boden. Dabei weist die Passstraße nur eine geringe Steigung auf. Andere Fahrzeuge haben auch Probleme. Immer wieder sieht man Autos am Straßenrand stehen, mit qualmenden und dampfenden Motoren, daneben Fahrer, die mit Wasserkanistern hantieren.

Kurz vor dem Pass führt die Straße mitten durch ein Schneefeld hindurch, die ins Weiß gefräste, bergseitige Wand ist mehrere Meter hoch. Darüber türmen sich die Büsserzacken vor dem tiefen Blau des Himmels. Da Markus nicht mehr stehen bleiben darf, weil er sonst nicht mehr anfahren kann, springe ich aus dem rollenden Wagen und laufe Fotos machend hinter ihm her. Keuchend und nur mit Mühe kann ich Schritt halten. Verdammt dünne Luft hier heroben.

Ich komme bei einem Auto mit argentinischem Kennzeichen vorbei. Der Fahrer steht ratlos vor der aufgesperrten Kühlerhaube. Zwei dicke Frauen und zwei Kinder harren zwischen Campingstühlen, Nylontaschen und Gepäckbündeln auf ihren Sitzen aus und warten auf ein Wunder.

„Brauchen Sie Wasser?“, frage ich den Mann auf Spanisch.

Er verneint und antwortet, dass es einen anderen Grund für den Streik des Motors geben müsse.

„Und was machen Sie jetzt?“, frage ich bestürzt.

Fast unmerklich zuckt er mit den Schultern, als wolle er seine Hilflosigkeit vor den Frauen verbergen. Ein denkbar ungünstiger Ort für einen Motorschaden! Auf 4.800 Metern Höhe sollte man ohne Akklimatisierung nicht übernachten, ganz abgesehen von der zu erwartenden Kälte. Und selbst wenn man das alles unbeschadet überstehen würde, wie ginge die Geschichte weiter? Hier herauf kommt sicherlich kein Abschleppdienst!

Ich drücke dem Mann mein Mitgefühl aus, mehr kann ich nicht tun, und eile Markus hinterher. Aus meiner Lunge pfeifen asthmatische Töne und meine Beine prickeln, als ob sie taub wären. Rennen ist unmöglich. Aber schnelles Gehen bringt mich Markus nicht näher. Zum Glück findet er eine ebene Stelle um auf mich zu warten. Als ich wieder drinnen sitze, frage ich, immer noch nach Luft japsend, warum er nicht losfahre.

„Tue ich ja“, sagt Markus und deutet auf seinen Fuß am Gaspedal. Der Camper reagiert wie in Zeitlupe. Schneckengleich bewegt er sich allmählich von der Stelle und beginnt dann Fahrt aufzunehmen. Jetzt verstehe ich, weshalb Markus trotz des beeindruckenden Büßerschnees nicht stehen bleiben wollte.

PASO DEL AGUA NEGRA

Kurz darauf erreichen wir die Passhöhe. Markus parkt den Camper so, dass wir abwärts anrollen können. Wir befinden uns auf 4.753 Metern Höhe, wenn man dem Schild Glauben schenken darf und wundern uns über die angenehme Temperatur von 15 Grad. Die Sechstausender ringsum tragen zwar Gletscherhauben, wirken sonst aber eher wie Hügel.

„Billige Schotterhaufen“, sagt Markus, enttäuscht von den sanften Formen. Ohne die Farbenpracht wäre die Landschaft tatsächlich langweilig.

Auf der chilenischen Seite geht die Straße steil bergab und Markus versucht hauptsächlich die Motorbremse einzusetzen. Während wir im ersten Gang fahren, werden wir ständig von Argentinern überholt, denen es nicht schnell genug gehen kann. Ohne Rücksicht auf Bodenwellen und den groben Schotter preschen sie an uns vorbei und hüllen uns in dichte Staubwolken, sodass wir alle Lüftungen schließen müssen.

Dermaßen eingenebelt widme ich mich der Fotobeute. Neugierig, welche Schätze ich digital eingefangen habe, klicke ich mich durch die Bilder. Die Serie endet am Fuß des PASSES beim rosa Flüsschen. Kein Büßerschnee, keine roten Sandbilder, nichts. Jetzt erinnere ich mich, dass am Display immer irgendeine Meldung erschienen war, die ich jedoch vor lauter Aufregung und Begeisterung über die Natur und ihre Farben nie gelesen hatte, weil ich dachte, es handle sich um die übliche Mitteilung, dass der Speichervorgang noch etwas dauere. Wahrscheinlich aber war es die Warnung, dass die Speicherkarte nicht richtig eingelegt war. Die Klappe war vorhin nämlich offen und ich musste sie erst schließen, bevor überhaupt ein Foto angezeigt werden konnte.

„Verdammt!“, rufe ich laut und Markus erschrickt.

Er sieht die Tränen in meinen Augen und kann sich keinen Reim darauf machen.

„Kein Foto“, stammle ich, „kein einziges Foto!“

„Aber du hast doch ständig fotografiert“, wirft Markus ein, „praktisch pausenlos!“

Ich kläre ihn über das Unglück auf und er hält den Wagen an. Sollen wir umkehren und die Fotos nachholen? Das steilste Stück der Passstrecke liegt hinter uns. Eben waren wir noch heilfroh, ohne Reifen- oder Motorpanne die Hürde genommen zu haben. Dabei bleiben wir auch. Es ist schon 17:00 Uhr und mir fallen die im streikenden Auto gefangenen Argentinier ein. Ihr Schicksal möchten wir nicht teilen. Zudem hat Markus mit seiner Kamera auch ein paar Fotos gemacht. Die müssen reichen.

Unsere Vernunftentscheidung wird bald belohnt. Hinter der nächsten Biegung liegt ein Flecken Büßereis, in dem wir Fotos nachholen können und überdies entpuppt sich die chilenische Seite des PASSES als weit farbenprächtiger als die argentinische. Das warme Abendlicht verstärkt den Zauber der bunten Sandbilder.

„Wie nicht von dieser Welt“, sind wir uns einig, wenn wir wieder einmal ausgestiegen sind, um das geologische Wunderwerk zu bestaunen. In das von der argentinischen Seite her bekannte Rot, Violett und Ocker mischt hier auch Grün, Schwefelgelb und Orangerot mit. Ausgehend von den jeweiligen Gesteinsausbrüchen, die wie Fremdkörper aus dem Schotter ragen, scheinen die Farben herabzurinnen, sich in Gräben zu sammeln und zu intensivieren. Manche breiten sich fächerartige über Schuttkegel aus, andere umfließen andersfärbige Inseln. Ich weiß nicht, wie ich das mit Worten beschreiben soll. Auf einer Tafel steht „La Colorada“. Vielleicht sollte ich es dabei belassen.

Aber hinter jeder Biegung des Tales wartet eine neue Farbkombination, die uns zu andächtigem Staunen veranlasst. Violetter Talboden, tannengrüne Hügel, senffarbene Gräben dazwischen, und darüber ein karminroter

Bergrücken, der mit seinem roten Sand alle Geländeformen umspült. Da können wir nicht anders als anzuhalten, zu warten bis sich der Staub der vorbeifahrenden Autos gelegt hat, auszusteigen und ein Foto zu machen.

Wir scheinen nach wie vor die einzigen zu sein, die sich für die Landschaft interessieren. Niemand sonst hält an, oder verlangsamt sein Tempo. Alle wollen möglichst rasch zum Zoll und danach zu ihrem Urlaubsziel, wahrscheinlich zum Strand bei La Serena.

Kurz vor Sonnenuntergang erreichen wir einen Stausee, dessen tiefes Blau das ganze Tal füllt. Die Fahrbahn drückt sich auf Höhe des Wasserspiegels nah an die Bergflanke heran. Ein kleiner Erdbeben würde genügen um uns zu ertränken.

Auch wenn das Wasser völlig unnatürlich in dieser Marslandschaft wirkt, so birgt es dennoch einen besonderen optischen Reiz. Man könnte es auch kitschig nennen.

Als wir wieder einmal stehen bleiben, hupt ein vorbeifahrendes Auto und der Fahrer winkt uns mit erhobenem Daumen zu. Ich erinnere mich an den Wagen, der kurz vor dem Pass die Panne hatte und freue mich, dass die Geschichte gut ausgegangen ist.

Die schlechte Schotterpiste nervt. Von der Rottlerei habe ich Kopfschmerzen bekommen, wahrscheinlich eine Art Schütteltrauma. Als endlich Asphalt auftaucht und wir beinahe geräuschlos dahinrollen, lebe ich regelrecht auf. Doch die Euphorie ist nur von kurzer Dauer. Ein Schild kündigt eine Baustelle an, für die nächsten 15 Kilometer. „Desvio“ – Umleitung, wird mir zum verhassten Wort.

Um 19:30 Uhr treffen wir beim Zoll ein. Die Autoschlange ist für südamerikanische Verhältnisse recht kurz. Wir rechnen mit einer halben Stunde Wartezeit. Ein Kiosk wirbt mit Lebensmittel, die man mit argentinischen Pesos bezahlen kann. Letzte Chance vor dem Zoll!

Ich habe solchen Hunger – aber mein Barvermögen reicht nicht einmal für ein Käsesandwich. Der Verkäufer überlässt es mir trotzdem.

Während sich Markus im Stau langsam vorarbeitet, verstecke ich im Camper die verbotenen Lebensmittel. Den Honig sollen sie nicht bekommen!

Das Zollgebäude ist riesig und entgegen aller Gerüchte die ganze Nacht hindurch besetzt. Die Formalitäten sind bald erledigt, es fehlt nur mehr die Einfuhrkontrolle. Als ich beobachten muss, wie vor uns die Autos komplett ausgeräumt werden, die Beamten mit Gummihandschuhen die Furchen zwischen den Sitzpolstern abtasten und unter die Fußmatten leuchten, wird mir mulmig. Deutsche Touristen, die vor uns dran sind, schleppen ihre Rucksäcke, Reisetaschen und Schlafsäcke zu einem riesigen Röntgengerät. Überall warnen Verbotsschilder vor den drastischen Strafen bei Missachtung

der Zollregeln. Ich grabe daher den Honig aus meiner Dreckwäsche und verstaue ihn in der Innentasche des Anoraks, den ich gerade anhabe. In einem unbemerkten Moment stelle ich das Glas neben die Wand des Zollgebäudes in eine dunkle Ecke. Bevor wir hinausfahren, werde ich ihn dort wieder holen. Danach sehe ich der Inspektion gelassen entgegen.

Doch der Beamte beschlagnahmt meine Chiasamen und die Nüsse, die wir fürs Müsli verwenden. Ich muss sie eigenhändig unter seinen strengen Blicken in die Mülltonne werfen. Mich tröstet nur der Gedanke an den Honig, der in der dunklen Ecke auf mich wartet. Doch just in dem Moment, in dem wir weiterfahren müssen, steht dort ein Beamter mit Taschenlampe. Ich kann ihm ja nicht zwischen die Beine greifen und das Honigglas hinter seinen Fersen hervorholen.

Hätte ich den Honig doch in meiner Schmutzwäsche gelassen, für die hatte sich niemand interessiert!

Es ist spät geworden und weil die nächste Ortschaft noch 80 Kilometer entfernt ist, halten wir Ausschau nach einem ebenen Stellplatz. Aber im Dunklen sieht man nichts. Also bleiben wir einfach neben der Straße stehen und ziehen die Vorhänge zu. Nach dem vielen Staub freue ich mich auf eine warme Dusche, doch als ich endlich unsere Rumpelkammer in ein Bad verwandelt habe und nackt auf den Segen von oben warte, geht das Gas aus. Vom kalten Wasser gepeinigt, ziehe ich mich ins Bett zurück, während Markus draußen unermüdlich mit den Flaschen hantiert. Ich bin nicht mehr in der Verfassung ihm dabei zu helfen.

19. JÄNNER 2017 CHILE

Am Morgen stellen wir fest, dass unser Parkplatz zwischen Passstraße und dem Rio Elqui gar nicht so übel ist. Die Nacht war ruhig gewesen und auch jetzt sind Fahrzeuge selten. Es wird noch eine Weile dauern, bis die ersten Argentinier die 170 Kilometer lange Strecke zwischen den beiden Zollämtern bewältigt haben und wir können uns mit dem Frühstück Zeit lassen.

Ob mein Honigglas wohl noch in der Ecke steht? Grenzen und Zölle sind bescheuert. Von unserem einstmals nahrhaften Müsli mit Nüssen, Bananen und Chiasamen ist nur mehr wässriger Haferbrei übrig geblieben.

Markus hat den Gasflaschenwechsel gestern im Dunkeln tatsächlich hinbekommen, der Boiler heizt. Aber der Herd macht immer mehr Probleme. Wir behelfen uns schon seit einiger Zeit mit einem 60 Zentimeter langen Stecken, den wir quer über den Gang zwischen Badtüre und Gasknopf klemmen müssen, damit beim Kochen die Flamme nicht ausgeht. Zum Glück

wurde diese Ast-Hilfe nicht vom Zoll beschlagnahmt. Die Einfuhr von Holz ist ja ebenso untersagt wie von Honig und Nüssen.

Der Ast-Methode funktioniert zwar, ist aber lästig, weil man damit eine zusätzliche Beschränkung der Bewegungsfreiheit im engen Camper schafft. Eine Zeitlang konnten wir auf die zweite Herdplatte ausweichen, heute streiken jedoch beide.

Es ist bereits halb elf Uhr, als wir weiterfahren. Der Asphalt ist eine Wohltat nach dem gestrigen Tag. Das tief eingeschnittene Tal, durch das wir Richtung Pazifik aus den Anden hinausfahren, hat seine Farben verloren. Die Schotterhalden sind zwar immer noch beeindruckend steil und hoch, wirken aber blass und ausgebleicht. Die Landschaft ist staubtrocken und nicht einmal am Ufer des Rio Elqui siedelt sich ein Grün an.

Ein paar Kilometer weiter flimmern riesige, weiß schimmernde Flächen in der Bergwüste. Sie schmiegen sich ans Gelände im Tal herunter an und reichen bis in die halben Hänge hinauf.

Was das wohl sein mag, fragen wir uns, denn Schnee ist ausgeschlossen.

Es ist Plastik!

Gigantische Foliendächer verhüllen den Boden, blickdicht. Wir können nur die rund zwei Meter hohen Stangen erkennen, die die Planen wie ein Zeltdach tragen. Erst als ein Loch in der Folienwand Einblick gewährt, geht uns ein Licht auf: Rebstöcke!

Der berühmte chilenische Wein gedeiht hier in der Wüste unter einer Schicht aus Plastik. Das Wasser wird vom Rio Esqui abgezweigt und Sonne gibt es mehr als genug. Trotzdem scheint die Rechnung nicht immer aufzugehen. Auf weiten Arealen sind nur verdorrte Pflanzen zu sehen, in denen Fetzen von Nylon wie Leichentücher hängen. Die Plantagen wurden aufgegeben und niemand schert sich offenbar darum, das Zeug wegzuräumen. Der Wind bläst das unter der intensiven UV-Strahlung brüchige gewordene Plastik die Hänge hinauf und lässt es in der Thermik kreisen. Vor dem Blau des Himmels sieht der wirbelnde Folienmüll aus wie Quallen in einer Meeresströmung.

Das Tal weitet sich und die Foliendächer dehnen sich ebenfalls aus. Sie bedecken nun den gesamten Talboden beiderseits der Straße. Allerdings haben sie keine Seitenwände mehr, sodass wir die Rebplantagen einsehen können. Ein eigenartiger Anblick. Wir sehen gleichzeitig zwei verschiedene Welten, die nur durch eine dünne Membran voneinander getrennt sind. Unten: diffuses Licht und zwischen Stangen gespanntes Grün, darüber grelle Klarheit und die harte Konturen der Wüstenberge.

Erst als wir das Gebirge verlassen haben, gibt es auch außerhalb der Plastikwelt ein bisschen Grün. Es kommen Häuser dazu, schattenspendende Bäume, Büsche und Unkraut. Die Folien lichten sich und machen Netzen

Platz, die die Trauben vor Vögeln schützen sollen. Wir halten an und betrachten gierig die prallen Dolden, die an den Rebstöcken hängen. Für uns wäre das Netz kein Hindernis, aber die Angst erwischt zu werden.

Auf dem nächsten Gut sehen wir Erntehelfer bei der Arbeit. Die wollen wir um eine Kostprobe bitten und kraxeln zu ihnen eine Böschung hinab. Wir werden misstrauisch beäugt. Mein Spanisch trägt leider auch nicht zur Verständigung bei. Zudem sind die Rebstöcke bereits abgeerntet, nur vereinzelt hängen noch Trauben daran. Als ich auf die Reste hindeute, bekommen wir ein Achselzucken als Antwort, bevor man uns den Rücken zukehrt. Wir fassen das als Zustimmung auf, uns zu bedienen, aber danach gefälligst zu verschwinden.

Die Trauben sind extrem süß und von herrlichem Geschmack. Gerne hätte wir mehr mitgenommen, auch dafür bezahlt, aber wir trauen uns nicht zu den unfreundlichen Typen zurück.

SCHMUTZIGE SÜSSE

Kurz vor dem nächsten Dorf entdecke ich einen großen Platz mit roten und violetten Streifen, die von Männern mit Rechen bearbeitet werden. Als Markus bereits vorbeigefahren ist, wird mir klar, was ich gesehen habe. Trauben!

Markus wendet und wir parken vor der Einfahrt, des mit Betonmauern eingefassten Platzes. Beim Aussteigen riechen wir sofort die Süße in der Luft, als atmeten wir Sirup ein. Ich steuere direkt einen der Arbeiter an und frage ihn, ob ich hier fotografieren dürfe. Er bejaht, bückt sich und präsentiert mir stolz das Produkt seiner Arbeit: Rosinen.

In der extrem trockenen Luft gibt es keine Fliegen oder andere schädliche Insekten, die sich über die Trauben hermachen könnten. Daher sei es hier ideal für Rosinen, erklärt mir der Mann und führt mich über den Platz.

Die verschiedenen farbigen Streifen kommen durch die unterschiedlichen Trocknungsgrade zustande. Hellrot die frisch angelieferten Trauben, fast schwarz die fertigen Rosinen. Dazwischen gibt es sieben weitere Abstufungen. Die mittlere halte er für die beste. Ich muss alle kosten. Zögern wäre unhöflich. Ich versuche seine dreckigen Finger auszublenden, mit denen er die fettesten Rosinen prüfend reibt, bevor er sie mir mundgerecht entgegenstreckt. Nichts an dem Mann ist sauber, er strotzt vor Dreck. Aber ich merke es selbst, von den klebrigen Trauben picken bald auch die Kleidung und alles, was man angreift. Man wird zu einem sehr effektiven Staubfänger.

Der Mann winkt Markus, der etwas abseits stehen geblieben ist, zur Kostprobe herbei. Aber da ich weiß, wie schwer sich Markus mit



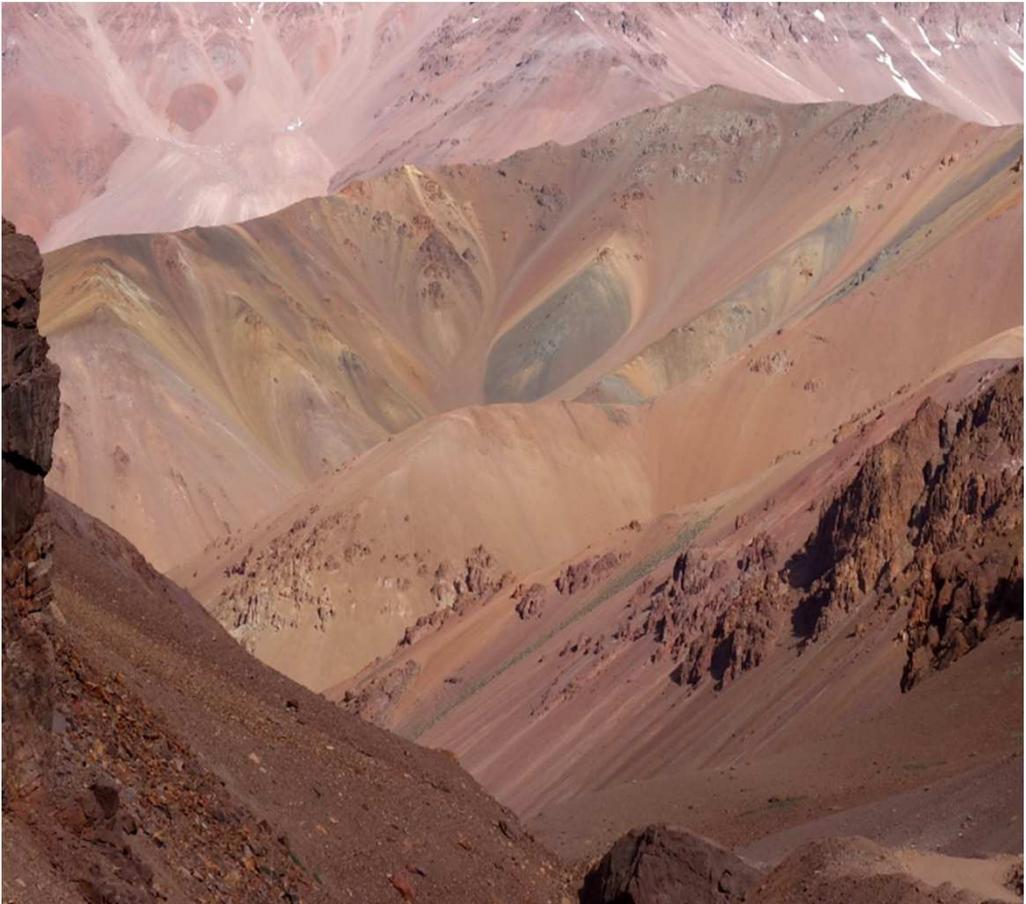
Unfassbare Farben Richtung Paso del Agua Negra



Büßerschnee



Der Büßerschnee auf der Passhöhe (4.753m) nimmt enorme Ausmaße an, die unirdische Farbgebung wird auf der chilenischen Seite noch extremer....





Auch das Coverfoto des Reiseberichts stammt aus dieser faszinierenden Gegend





Rosinen aus Chile



handgereichten Gaben tut, sage ich zu dem Mann, dass wir ihn nicht länger von der Arbeit abhalten wollen und daher weiterfahren werden.

Doch so einfach kommen wir nicht weg. Ich muss mein langes T-Shirt wie eine Schürze aufhalten, dann schaufelt der Mann mit beiden Händen leicht angetrocknete, betörend süße Trauben hinein. Dann erst dürfen wir uns verabschieden.

Der Mann kehrt zu seinen wartenden Kollegen zurück. Sie haben drei Ecken eines feinmaschigen Netzes angehoben, unser Mann fasst die vierte, und gemeinsam schleifen sie die darauf getrockneten Rosinen quer über den Platz. Staub wirbelt auf. Mit vereinten Kräften schütten die Männer die Rosinen in große Behälter, samt Sand und Dreck.

Zuhause, wenn ich Rosinen vor dem Essen kurz einweichte, wunderte ich mich über das schmutzige Braun, das das Wasser danach hatte. Nun ist das geklärt.

Im Camper spülen wir die geschenkten Trauben gründlich mit Trinkwasser und futtern sie dann auf. Sie sind süß wie Konfekt und kernlos. Die zarte Schale bemerkt man kaum. Köstliche Tafeltrauben, die, wie man uns später erklärt, eigens für die Produktion von Rosinen züchtet und anbaut. Frische Trauben dieser Sorte könne man daher nirgends kaufen, bloß die gedorrten.

In der nächsten Ortschaft, in Vicuña, stocken wir unsere Vorräte auf und finden in einem schattigen Innenhof ein feines vegetarisches Restaurant. Der dort entrollte Gartenschlauch erinnert uns daran, dass wir dringend Wasser brauchen. Aber mittlerweile haben wir gelernt, wo wir den Tank füllen dürfen. Wenn es an Tankstellen nicht klappt, dann fahren wir zur Feuerwehr. Die haben immer Wasser vorrätig.

BALLERMANN

Vor uns liegt die Stadt La Serena, das Ziel der meisten argentinischen Urlauber, die sich über den Pass gequält haben. Sogar der US-Chilene, der uns vor dem Pass im Stich gelassen hatte, hatte von dem Strand geschwärmt. „Dort müsst ihr unbedingt über Nacht bleiben!“, sagte er.

Ich hege meine Zweifel, die sich bestätigen, als wir durch die Vororte rollen. Der Verkehr wird immer dichter, dann geht nichts mehr. Wir stecken im zweispurigen Stau. Alle wollen zum Meer.

Markus versteht meine Abneigung und Gereiztheit nicht. „Lass es uns doch wenigstens ansehen“, meint er.

„Was denn?“, frage ich ungehalten. „Das Verkehrschaos? Den Rummel? Die Schnäppchen?“

Reisebusse verstopfen die Kreuzungen, Ampeln schalten auf grün, trotzdem bewegt sich nichts. Nur am Gehsteig ist die Hölle los. Touristen schlendern an Verkaufsbuden vorbei, die billige Kleidung, Sonnenhüte oder aufblasbares Plastikzeug verramschen. Musik dröhnt aus Boxen, die zwecks besserer Reichweite auf den Lichtmasten montiert sind. Auf einem kleinen Platz hüpfen nicht mehr ganz jungen Frauen im Takt der Beats und vollführen dabei groteske Verrenkungen. Angetrieben von einer Frau, die, auf einer Bühne stehend, Kommandos in ein Mikrofon brüllt und gestikuliert wie Joe Cocker. Eine Mischung aus öffentlicher Aerobic und Seniorenanimation.

„Grauenhaft“, finde ich.

„Die machen da freiwillig mit und sehen begeistert aus“, wirft Markus ein.

„Das ist ja das Grauenhafte daran!“

„Jetzt hab’ dich nicht so“, sagt Markus genervt. „Sei froh, dass nicht alle Menschen denselben Urlaub wie du machen wollen. Das hier ist wie bei uns zuhause an der Adria oder in Mallorca. Ein Spektakel, das für eine Woche den harten Alltag vergessen lässt.“

Der Stau schiebt uns am belebten Strand vorbei, es gäbe ohnehin nirgends eine Parkmöglichkeit um anzuhalten. Der Sand ist mit Liegen und Schirmen zugespflastert, es herrscht Platzmangel. Außer im Meer. Baden tun nur ganz wenige. Wahrscheinlich ist das Wasser kalt.

„Das war doch jetzt interessant anzusehen“, sagt Markus, als der Lärm verebbt, sich der Stau endlich lockert und wir die Stadt verlassen können.

„Ballermann auf chilenisch, nicht?“

Ich hätte gut darauf verzichten können. Schade um die Zeit.

Markus blickt mich scharf an. „Für Rosinen opferst du locker eine Stunde, um zu verstehen, wie sie gemacht werden. Wie Menschen ticken, interessiert dich hingegen nicht. Seltsam.“

Mir fällt keine Erwiderung ein.

Ich widme mich lieber der Landkarte. Es könnte schwierig werden an dieser Küste ein einsames Stellplätzchen zu finden. „Totalillo“ heißt ein Ort ohne Häuser, nur mit einem Parkplatz und zwei Stränden, die den Hals einer winzigen Halbinsel bilden. Dort herrscht vielleicht unterm Tag noch Ramba Zamba, aber in der Nacht könnte es ruhig sein.

Unsere Hoffnung schwindet, als Totalillo über eine eigene Autobahnabfahrt verfügt. Sie stirbt angesichts der riesigen, komplett überfüllten Parkplätze. Der Lärm, eine Mischung aus Pop-Musik und Geschrei ist ohrenbetäubend. Augenblicklich ergreifen wir die Flucht, ohne überhaupt in Strandnähe gekommen zu sein.

Die Plätzlesuche in Chile gestaltet sich schwieriger als erwartet. Entweder sind wir auf der Autobahn oder in überfüllten Touristenorten. Dazwischen gibt es nur Wüste, in der ab und zu mal ein Kaktus wächst. Trockenes Ödland, sonst nichts, nicht einmal ein Trampelpfad.

Der Küstenhighway ist die einzige Straßenverbindung, mit Bushaltestellen und Feldzufahrten. Einmal zweigen wir auf gut Glück hinter einer Haltestelle auf einen Schotterweg ab und müssen zwanzig Meter weiter vor einem versperrten Gatter halten. Weiter kommen wir nicht. Kein romantischer Platz, so direkt am Fuß der Autobahnböschung. Aber er ist waagrecht und vom Meer her strömt kühle Luft zu uns. Wir bleiben. An den Verkehrslärm werden wir uns ohnehin gewöhnen müssen.

20. JÄNNER 2017 PAZIFIKKÜSTE

Am Morgen liegt eine dicke Nebeldecke überm Land und reicht sogar ein Stück weit ins Meer hinaus. Die Strahlen der aufgehenden Sonne werden von den Wolken verschluckt, es bleibt bei den angenehmen 20 Grad.

Über die Bushaltestelle fahren wir wieder auf die Autobahn auf und bei der nächsten Ortschaft bereits wieder ab. In Guanaqueros hoffen wir ein Internetcafe zu finden, um unsere Geräte zu laden und Mails abzufragen. Aber es gibt weder Kaffee und Internet schon gar nicht. Dafür stinkt das Meer nach vergammeltem Fisch. Kein gastlicher Ort.

Eine Gemischtwarenhandlung ist der einzige geöffnete Laden. Markus braucht einen Superkleber, weil sich im Camper eine Leiste gelöst hat und er sie vor der Rückgabe anpicken möchte. Doch ohne Internet und Wörterbuch kann ich dem Verkäufer nicht sagen, was wir suchen.

„Lass mich mal“, sagt Markus und drängt mich vom Verkaufspult weg. Er nimmt einen Kugelschreiber, der zufällig herumliegt, hält beide Enden mit spitzen Fingern fest und deutet an, ihn auseinanderbrechen zu wollen. „Krrrrk“, macht Markus dabei, „Krrrrk.“

Fassungslos verfolgt der Verkäufer Markus' Pantomime. Ab und zu suchen seine Augen Kontakt mit mir, als wolle er mich fragen, ob Markus gefährlich werden könnte.

Doch „Krrrrk, krrrrk“ ist erst der Anfang der Vorstellung.

Markus streift an seinem Finger herum, als wolle er etwas herauspressen. Obwohl ich weiß, dass er eine Tube imitieren will, wirkt die Geste obszön. Der Verkäufer reißt die Augen weit auf, sein Gesicht rötet sich und er wendet sich verlegen ab. Doch Markus lässt sich nicht beirren.

„Look!“, fordert er und fügt mit diesem hervorgequetschten Etwas an seiner Fingerkuppe die imaginären Hälften des „Krrrrk, krrrrk“ auseinander gebrochenen Kulis wieder zusammen. Erwartungsvoll grinst er dabei den Verkäufer an.

Der arme Mann wirkt völlig verstört, er will nichts mehr sehen oder hören und mit einer absolut unmissverständlichen Handbewegung scheucht er uns aus dem Laden.

Markus versteht die Welt nicht mehr. Das sei doch eindeutig ein Superkleber gewesen, meint er ratlos. Er winkt einen Fußgänger herbei und weil ich fürchte, er könnte das peinliche Experiment wiederholen, komme ich ihm zuvor.

„Wo gibt es Internet?“, frage ich. Ohne Wörterbuch kein Superkleber.

In Tongoy, der nächsten Ortschaft, lautet die Antwort. Die sei viel größer und dort bekämen wir alles.

Ich bugschiere Markus rasch zum Auto, bevor er auf seine Art nachfragen kann, ob „todo“ auch Superkleber beinhalte.

Tatsächlich. In Tongoy gibt es einen öffentlichen Parkplatz mit WiFi. Nur mit leeren Akkus und ohne Stromanschluss nützt uns das nichts. Zum Glück hat ein Teeladen nebenan geöffnet, der uns seine Steckdosen benutzen lässt. Markus entdeckt eine Kaffeemaschine, die sogar Capuccinos produziert. Der gestern in Vicuña bestellte Kaffee war nämlich ein Reinfluss gewesen. Man brachte Markus eine leere Tasse, eine Dose Nescafé, einen Löffel und eine Kanne mit heißem Wasser. Als Markus nach Milch fragte, wollte die Kellnerin das Wasser wieder mitnehmen. Es dauerte, bis sie kapierte, dass Markus beides wollte. Erst das Wasser, dann die Milch. Und es dauerte noch länger, bis die Milch endlich kam. Da war der Kaffee bereits kalt. Es stellte sich heraus, dass auch die Milch erst mit Milchpulver aufgekocht werden musste.

Akku laden dauert. Nach etlichen Tassen Tee und einem Capuccino muss ich aufs Klo. Ich bekomme zur Antwort, dass es keine Toiletten gäbe.

„No hay.“

„Und jetzt?“, frage ich bestürzt. „Soll ich den Baum da draußen bewässern?“

Die Kellnerin zuckt mit den Achseln. Ist offenbar nicht ihr Problem.

Der öffentliche Wifi Platz besitzt öffentliche WC-Anlagen. Deren Türen sind allerdings mit Brettern vernagelt. Ich marschiere einen Kilometer durch das Dorf, bis ich ein Hotel finde. Ich bewege mich so selbstverständlich durch die Lobby, als wäre ich ein hier logierender Gast. Trotzdem falle ich auf. Das Hotel öffnet nämlich erst in ein paar Tagen. Gnädigerweise zeigt man mir trotzdem die Toiletten, die für die Angestellten.

Zur Mittagszeit sind unsere elektronischen Geräte halbwegs geladen, nun knurrt uns der Magen. Im Teegeschäft gibt es außer Keksen nichts zu essen. Gegenüber im Schnellimbiss macht man uns einen Vegiburger. Ich bestelle einen frisch gepressten Orangensaft dazu. Mit Staunen beobachte ich, wie

der Kellner eine Orange schält, drei Viertel davon selber isst, die paar übrig gebliebenen Schnitze zusammen mit viel Zucker, Wasser und Eiswürfel in einen Mixer wirft und mir das Resultat ungeniert serviert.

DAS WALDVERSTECK

Von Tongoy ist es nicht mehr weit zu Nationalpark Fray Jorge, der unsrer Meinung nach einzigen Sehenswürdigkeit auf dem Weg nach Süden zur Hauptstadt. Die UNESCO hat ihn 1977 zum Biosphärenreservat erkoren. Eigentlich handelt es sich nur um ein Stückchen Wald, aber in dieser wüstenartigen Gegend sind Bäume eine schützenswerte Sensation.

Dass hier kaum Niederschlag fällt, ist nicht zu übersehen. Wir fahren durch eine Steppe, die mit Kakteen und stacheligen Büschen gespickt ist. Es würde uns nicht wundern, wenn plötzlich Gnus oder Giraffen auftauchen würden. Irgendwie fühlen wir uns nach Afrika versetzt. Nur der tiefblaue Pazifik stört unsere Fantasie.

Von der Autobahnausfahrt bis zum Eingang des Nationalparks sind es rund dreißig Kilometer „dirt road“. Welch passender Begriff! Wellblechähnliche Rippen drosseln unsere Geschwindigkeit auf Schritttempo. Staub ist plötzlich wieder überall, obwohl wir die Lüftung geschlossen haben. Später geht der Wellblechschotter in festen, glatten Lehm über, auf dem sich gut fahren lässt. Regen wäre fatal, aber den gibt es hier ja zum Glück nie.

Entlang des Weges reihen sich Minidörfer, mit jeweils drei bis vier Gebäuden und großen Gärten. Landwirtschaft sieht mühsam aus, das spärliche Gras reicht nur für ein paar magere Ziegen. Die Kakteen vermehren sich hingegen prächtig und bilden mächtige Kandelaber. Ausgehend von einem dicken, baumähnlichen Stamm wachsen unzählige Seitenarme mehrere Meter hoch in den Himmel. Auf den letzten Dezimetern tragen sie einen roten Kranz röhrenförmiger Blüten, der Nektarvögel und Schmetterlinge anlockt.

Die Lehmpiste führt uns direkt ins Küstengebirge, das sich bis auf 700 Meter Höhe aufgefaltet hat. Wir kommen in ein Gebiet mit runden Felsblöcken, die wie überdimensionale Pferdeäpfel zwischen den Kakteen liegen. Manchmal stapeln sie sich auch zu instabil aussehenden, gewagten Formationen. Es gibt dünenartige Sandhaufen und gelbblühendes Gestrüpp. In den Einkerbungen zwischen den Hügeln herrscht ein eigenes Mikroklima mit spezieller Vegetation.

Wir erreichen der Parkeingang um 15:30 Uhr. Unsere Pässe und die Autonummer werden registriert und zusammen mit der Eintrittskarte erhalten wir ein Merkblatt, auf dem steht, wie wir uns zu verhalten haben. Und dass der Park um 17:00 Uhr schließt.

Ich lache, sage „Ja, Ja“ und tue so, als ob ich kein Wort davon verstehe. Wir können unmöglich in eineinhalb Stunden wieder zurück sein. Allein die Fahrt durch den Park bis zum höchsten Punkt hinauf dauert zwanzig Minuten! Und dort beginnen die Wanderungen erst.

Für die miserable Straße benötigen wir die langsame Untersetzung des Allradgetriebes. Eine Qual für den Motor, den schweren Camper den Berg hinauf zu wuchten.

Am Ende der Straße stehen zwei Stühle, darauf sitzen Parkwächter, die uns die Wandermöglichkeiten erklären. Es gibt zwei Trails. Man empfiehlt und den großen, der ganze zwei (!) Kilometer lang und auch für Rollstuhlfahrer geeignet sei. Der kurze Trail führe nur wenige Meter hinauf zu einer Aussichtsplattform.

Irgendwie haben wir uns unter einem Nebelwald-Nationalpark etwas anders vorgestellt. Zumindest mit Bäumen haben wir gerechnet. Stattdessen wandeln wir im Staub zwischen Kakteen und unter brütender Sonne herum. Dann aber ändert sich der Weg, statt über Sand geht er nun auf Stelzen und ist aus Brettern gezimmert. Der Holzsteg wechselt auf die dem Meer zugewandte Seite des Bergrückens. Übergangslos stecken wir in dichtem Unterholz, mit lederartigen, harten grünen Blättern und Schlingpflanzen. Es gibt hier tatsächlich Bäume, auch wenn ihre Stämme eher bescheidenen Umfang aufweisen. Aber die Lebensbedingungen sind selbst für Pflanzen hart. Regen fällt hier keiner. Nur die vom Pazifik heranströmende Luft versorgt die Vegetation mit der nötigen Feuchtigkeit. Durch die Berge wird sie angehoben und kondensiert zu Nebel, der sich im Dickicht verfängt.

Es ist angenehm kühl und es wäre schön, noch eine Weile am Berg oben zu bleiben. Doch die Parkwächter drängen zum Aufbruch, denn um 17:00 Uhr schließt der Park. Wieder sage ich „Ja, ja“ und stelle mich dumm.

Unten, im flachen Teil des Nationalparks, gibt es ein Picknickareal. Umsäumt von blühenden Bäumen, duftenden Eukalyptus und Mimosen stehen dort ein paar Holztische mit Bänken. Vögel hüpfen neugierig über die Banklehnen zu uns heran und picken Brotkrümel vom Tisch. Überall zwitschert und summt es, Wind streift zart durchs Geäst. Ein schöneres Nachtplätzchen könnten wir uns nicht wünschen.

Gespannt lauschen wir auf jedes Motorengeräusch. Unser Camper steht außerhalb der Sichtweite von der Parkstraße. Vielleicht übersieht oder vergisst man uns. Kurz nach fünf Uhr bin ich furchtbar nervös, um halb sechs entspanne ich mich etwas und um sechs Uhr freuen wir uns auf den bevorstehenden Abend und die Nacht in dieser kleinen Oase.

Gerade als wir es uns gemütlich machen wollen, brausen die beiden Parkwächter heran, deuten aufgebracht auf ihre Uhren am Handgelenk und ignorieren unsere Bitte hier übernachten zu dürfen.

Wir müssen hinter ihnen zum Ausgang fahren. Dort schreit mich die Frau an, als ich das laminierte Merkblatt mit der rot hervorgehobenen Öffnungszeit zurückbringe und dann wird das Einganstor verriegelt. Parkwächter und die Frau brausen wegen uns mit eineinhalb Stunden Verspätung davon. Ich kann ihre Verärgerung verstehen.

Wir inspizieren das Tor. Mit einem passenden Imbusschlüssel ließe es sich öffnen. Das wäre dreist. Aber werden wir beobachtet. Es steht nämlich ein PKW mit zwei Frauen direkt vor dem Eingang, just an dem Platz, der auch uns am besten gefallen hätte.

Die beiden, wahrscheinlich Mutter und Tochter kramen in ihrem Gepäck herum, als würden sie sich zum Aufbruch rüsten. So bald sie weg sind, werden wir umparken.

Es gibt kaum waagrechte Stellen, also parken wir unseren Camper derweil unmittelbar neben den Frauen. Die beiden haben eine Picknickdecke ausgerollt und beginnen, an ihr Auto gelehnt, zu essen. Eine baldige Abreise sieht anders aus.

Wir duschen, danach richte ich einen Fruchtsalat aus Mango, Trauben und frischen Erdbeeren und bereite einen Dipp aus Avocado mit Zitronensaft. Markus fabriziert eine Eierspeise. Brot wäre fein, aber man kann eben nicht alles haben.

Nach Sonnenuntergang höre ich Autotüren knallen und denke, jetzt fahren die Frauen endlich weg. Umso erstaunter bin ich, als ich sehe, dass die beiden zu einem Abendspaziergang aufbrechen.

Wir werden uns wohl an damit abfinden müssen, die Nächte nie mehr alleine zu verbringen. Später kommt sogar noch ein Auto, aus dem drei junge Männer mit Stirnlampen und großen Säcken steigen, die Gegend durchkämmen und wieder wegfahren. Was sie gesucht oder gefunden haben, bleibt rätselhaft.

21. JÄNNER 2017 NATIONALPARK FRAY JORGE

Am Morgen besuche ich die Nachbarinnen, die in ihrem PKW übernachtet haben, und biete ihnen heißes Teewasser an. Aber sie hantieren bereits mit einem Gaskocher und lehnen dankend ab. Sie stellen sich als Amerikanerinnen vor. Gestern sind sie zu spät beim Nationalpark angekommen und haben deshalb vor dem Tor schlafen müssen. Aber eben

sei in den Nachrichten gesendet worden, dass alle Nationalparks Chiles wegen Feuersalarm bis auf weiteres geschlossen blieben.

Warten ergebe keinen Sinn. Die Frauen ziehen frustriert ab.

Wir bleiben noch ein Weilchen, genießen die Einsamkeit und frühstücken gemütlich. Heute ist Samstag. Am Montag müssen wir den Camper zurückbringen. Von der Rückgabestation in Santiago de Chile trennen uns nur mehr 400 Kilometer. Wir können also einen ganzen Tag an einem schönen Ort verbringen, bloß wo?

Hier?

Wir spazieren zwischen Kakteen zu einer Anhäufung runder Felsen, die wie versteinerte Pferdeäpfel aussehen und erklimmen die höchste Kugel. Von dort aus blicken wir auf Kakteen, staubigen Boden und weitere Steinhäufen. Die schattenlose Hitze dörrt unsere Kehlen aus und treibt uns zu Auto und Klimaanlage zurück.

Auf dem Weg zur Autobahn bleiben wir nochmals stehen. Der etliche Meter hohe Blütenstängel einer Agave lockt nicht bloß Kolibris an, sondern auch mich. Als ich mich durch eine Barriere aus Ohrenkakteen gezwängt habe, stehe ich plötzlich einer alten Frau gegenüber, die Unkraut jätet. Ich bin offenbar in ihren Garten eingedrungen. Zur Entschuldigung zeige ich meine Kamera und deute auf die Agavenblüte, die sich wie ein Baumstamm in den Himmel reckt. Die Frau nickt, lacht und zeigt mir, wie ich am besten durch das stachelige Gestrüpp zur Agave gelangen kann. Die Pflanze hat all ihre Kräfte mobilisiert und in die Blüte investiert. Sie ist der Höhepunkt ihres Daseins, danach stirbt sie. Dennoch ist es kaum vorstellbar, wie aus dem gelbgrünen Blattstamm ein so gewaltiger Stängel entspringt. Er ist dick wie mein Unterschenkel und rund acht Meter hoch. Seitentriebe recken die gelben Blütenkissen auf Präsentiertellern der Sonne entgegen. Leider beginnen die Blüten erst circa vier Meter über meinen Kopf, sodass ich sie weder ansehen noch meine Nase drüber halten kann. Aber das Summen der Insekten weist auf ein reichhaltiges Nektarangebot hin, dem auch Kolibris und Schmetterlinge nicht widerstehen können. Über mir flirren Flügel im Sonnenlicht, als würden die Blüten in Flammen stehen.

Als ich mich bei der alten Frau für den Zutritt zu ihrem Garten bedanke und mich verabschieden will, zupft sie mich an der Bluse und deutet auf halbverdorrte Pflanzen im staubigen Boden. Ich verstehe nicht, doch sie zwingt mich genauer hinzusehen. Mit Gesten erklärt sie, dass dies ihr Essen sei. Da erkenne ich Mais und Zwiebel und etwas, das Kartoffelkraut ähnlich sieht. Die unter der sengenden Sonne leidenden Pflänzchen versprechen keine große Ernte, ich gebe ihnen nicht einmal eine Überlebenschance. Aber die alte Frau lacht und freut sich über ihren Gemüseanbau, den sie mir voller

Stolz präsentiert. Sie will kein Mitleid, sondern Anerkennung. Ich mache ein Foto der Kümmerlinge und darf dann gehen.

Bald darauf sind wir wieder auf der Autobahn. Das sagen zumindest die Verkehrsschilder. Der Radfahrer am Asphaltstrand sollte uns nicht irritieren, genauso wenig das Kuhgitter, das die nächste Auffahrt unterbricht. Und an die Bushaltestellen in regelmäßigen Abständen haben wir uns schon gestern gewöhnt.

Als wir ein Auto beobachten, das in falscher Richtung eine Abfahrt benutzt, um auf den Highway zu gelangen, kommen uns allerdings Zweifel. Geisterfahrer sind auch in Chile unüblich. Es dauert nicht lange und wir hören die Sirenen von Ambulanz und Feuerwehr, aber sie brausen zu einem Unfall, der vor uns passiert ist. Bald darauf sehen wir ein Fahrzeug kopfüber in der Böschung liegen, die Polizei ist bereits da und leitet den Verkehr vorbei.

Wie es auf dieser schnurgeraden Strecke dazu kommen konnte, ist uns ein Rätsel, bestärkt aber unseren Eindruck, dass hier viel Chaoten unterwegs sind, die vom Autofahren wenig Ahnung haben.

Neben der Autobahn tauchen Windräder auf, erst nur vereinzelt auf Hügelkuppen, später in Gruppen oder nebeneinander wie ein gewaltiger, rotierender Zaun auf dem Geländerücken, der sich zwischen Meer und Autobahn erhebt. Mangels Bäumen sind die Windräder der einzige Blickfang, der das stachelige Buschwerk und die Kakteen überragt. Mir gefallen ihre elegante Silhouette und die gleichmäßige Drehbewegung. Das Kreisen wirkt bedächtig, meditativ, obwohl ich natürlich weiß, dass die Geschwindigkeit an den Flügelspitzen bis zu 270 km/h erreichen kann.

Wir nehmen eine Ausfahrt, die abrupt in eine Schotterpiste übergeht und an einem Strand endet. Der permanente Wind hat den Sand zu einer Dünenlandschaft aufgeworfen, in deren Mulden Pflanzen mit fleischigen Blättern violette Blüten austreiben. Der Strand ist zwanzig bis dreißig Meter breit, flach und von mehligter Konsistenz. Wellen brechen bereits weit draußen und schwappen nur mehr Reste der weißen Gischt über den Sand. Wahrscheinlich müsste man bis ins dunkle Blau hinaus waten, um schwimmen zu können. Aber dazu ist es hier zu kalt. Der Wind bläst unangenehm kühl um die Ohren, während die Füße im heißen Sand gebacken werden.

Der Strand spannt sich kilometerweit zwischen zwei Felsnasen, die die Bucht begrenzen. Es ist nichts los hier. Rund zwei Dutzend Einheimische haben sich über die gesamte Strecke verteilt und verstärken eher den Eindruck der

Verlassenheit. Ein idealer Platz für uns, wäre da nicht ein Haken: Wir können den Camper nirgends parken. Es gibt nur vier Stellplätze und zwei davon sind bereits von einem Lastwagen blockiert. Auf den anderen beiden stehen PKWs. Das erklärt die Einsamkeit der Bucht. Und direkt auf der Autobahn zu parken kommt selbst in Chile nicht infrage.

Schweren Herzens fahren wir die Abfahrt wieder hinauf (wie der zuvor beobachtete Geisterfahrer), setzen unsere Fahrt danach aber in der korrekten Richtung nach Süden fort.

Eine Ausfahrt lockt uns mit dem Hinweis auf ein Restaurant von der Autobahn. Leider zeigt sich der Kellner mit unseren vegetarischen Wünschen überfordert, aber da mischt sich ein anderer Gast ein und gewährt uns Übersetzungshilfe. Die darauf folgenden Petersilkartoffeln mit Rührei, Bohnen, Avocados und Tomaten haben wir diesem Unbekannten zu verdanken.

Die nächstgelegene Stadt La Vilos würde sich für ein Nachtquartier eignen, aber an der Strandpromenade gibt es kein geeignetes Plätzchen für unseren Camper. Als die Häuser schäbiger werden, die Straße den Asphalt abgeworfen und sich dabei tiefe Wunden zugezogen hat, würden wir am liebsten umkehren. Doch ein in der Landkarte eingezeichneter Park oberhalb der felsigen Steilküste lockt uns weiter. Anstelle des Parks öffnet sich ein weites Grasplateau mit verwirrend vielen morastigen Fahrspuren, die sich durch Müllhalden schlängeln. Es wäre ausgesprochen schön hier. Aber es fällt schwer, die zerschlissenen Teppiche, die rostende Karosserien, die ausrangierten Möbel und die Berge von Kanistern und sonstigen Plastikflaschen zu ignorieren. Der Boden funkelt von all den verstreuten Glasscherben und wir parken mitten drinnen. Es geht nicht anders. Ich räume zumindest die Stacheldrahtstücke und scharfkantigen Metallteile weg. Sie lagen direkt neben unserem Vorderreifen.

Die Menschen, die hierher zum Picknicken kommen, scheint der Müll nicht zu stören. Im Gegenteil. Sie verursachen ihn.

Ich beobachte einen Mann, der mit einer Zweiliterflasche Cola Meerwasser schöpft, um damit den qualmenden Rest des Grillfeuers seiner soeben abgezogenen Nachbarn auszulöschen. Als der letzte Tropfen Wasser verschüttet ist, kehrt der Mann zu seinem eigenen Platz zurück, der nur ein paar Meter entfernt liegt. Er schlenkert dabei die leere Flasche in der Hand, bis er plötzlich innehält, die Flasche betrachtet und sie dann in eine Felsnische schleudert. Die Flasche prallt am Stein ab, rollt dem Mann vor die Füße, sodass er darüber stolpert. Wütend tritt er die Flasche ein und lässt sie an dieser Stelle im Sand liegen. Jedes Mal, wenn er nun zum Meer geht, muss er darüber steigen. Es ist ihm egal.

Der Müll ist nicht das einzige, das uns belastet. Wir wissen nicht, wie gefährlich es ist, hier am Stadtrand zu übernachten. Die armseligen Häuser, der Unrat, die schlechte Straße, all das verbindet sich in unserer Vorstellung mit Kriminalität. Aber dieses Vorurteil stammt aus unserer Heimat und muss nicht auf Los Vilos zutreffen.

Die Menschen, die zur Steilküste kommen und vorsichtig zum Meer hinabklettern, machen allesamt einen harmlosen Eindruck. Oft sind es Jugendliche, die ein stilles Plätzchen für den Genuss eines Joints suchen (man lädt uns sogar ein mitzukommen), oder Verliebte, die eine versteckte Nische zwischen den Felsen auszunutzen verstehen.

Auch wir machen uns auf den Weg zu den Vögeln. Wir klettern eine Klippe hinauf, die von Albatrossen frequentiert wird. Die Felszacken sind weiß geschissen und leuchten wie getünchte Zinnen einer steinernen Burg, auf der die Vögel mit ausgebreiteten Schwingen thronen. Sogar ein Geier hockt dort oben, mit knallrotem, faltigem Grind. Er hat ein Loch in der Nase, durch das man das Himmelsblau sieht, es geht durch den Kopf hindurch, wie ein Schusskanal.

Beim Abstieg müssen wir an einem Pärchen vorbeiklettern, das es sich in einer versteckten Lagune gemütlich gemacht hat. Der junge Mann baut seiner Angebeteten aus großen Steinen einen Pool, in dem sie vor den Wellen geschützt ist. Die Frau, von der Körperfülle her einem Walross nicht unähnlich, sitzt inmitten des kalten Wassers und lässt sich einmauern. Sie würdigt uns keines Blickes, während der Junge verlegen unseren Gruß erwidert.

Es wird Abend und große Möwen soaren der Küste entlang. Eine Formation Pelikane zieht über den Himmel, der sich allmählich zu verfärben beginnt. Wir haben den Camper so geparkt, dass wir vom Tisch aus den Sonnenuntergang beobachten können. Der rotgoldene Schein füllt den ganzen Raum aus.

Auf dem Wasser in der Bucht tanzen Farbflecken, als glühe flüssige Lava unterm Wasser. Wenn eine Welle bricht, löscht die Gischt kurz das Feuer aus, ehe es sich von selbst erneut entzündet. Das Meer abseits des flammenden Streifens ist grau und von öligem Glanz.

Weit draußen liegt eine Wolkenbank, als habe sich der Horizont eine dicke Stola gegen die kühle Brise umgehängt. Dünne Schleierfransen überziehen den Himmel und dimmen die Sonne zur matten, orangen Scheibe herab. Wir können den Feuerball direkt mit dem Fernglas betrachten und entdecken zu unserem Erstaunen mehrere Sonnenflecken: einen ziemlich großen und drei kleinere.

Das Sonnenlicht wird immer schwächer, bald liegt nur mehr ein Hauch von Violett auf dem Meer. Endlich ist auch der letzte Grillfreund und Romantiker heimgegangen, der Walrosspool verwaist. Wir sind alleine mit dem gleichmäßigen Rauschen des Wellenschlages. Herrlich.

Kaum liegen wir im Bett, als sich ein Auto mit speziellen Suchscheinwerfern nähert. Es hält in rund hundert Metern Entfernung an und lässt die beiden Lichtkegel über die Landschaft schweifen. Im Camper wird es trotz zugezogener Vorhänge grell. Angst überfällt mich. Mir scheint, als ob die Lichter bei uns besonders lange verweilten, bevor sie den Rest der Küste abtasten. Ganz langsam setzt sich das Fahrzeug wieder in Bewegung, nun aber zusätzlich mit seitlichen roten Laserstrahlen versehen. Es sieht außerirdisch und gespenstisch aus. Menschen steigen aus, während das Auto im Schrittempo weiter rollt. Auch sie sind mit Stirnlampen und einer Art Laserpointer ausgestattet. Ich wage kaum aus dem Spalt zwischen den Vorhängen nach draußen zu spähen. Was geht hier vor? Die Menschen wuseln scheinbar ziellos übers Gelände, die roten Leuchtspuren der Laser zeichnen geometrische Figuren in den vom Meer her aufsteigenden Nebel. Die Lichter versammeln sich an der Steilküste und lassen die Laser auf dem Wasser tanzen. Für uns interessieren sie sich nicht mehr, auch das Auto ist mittlerweile hinter einem Hügel verschwunden. Der seltsame Spuk dauerte eine gefühlte Ewigkeit und mein Herz rast nach wie vor.

Über der Stadt glost der Nebel giftig gelb, wie über einer Feuersbrunst und die Wellen kommen aus dem Rhythmus. Das gleichmäßige Rauschen geht in ein Grollen über, das an- und abschwilt, als würde ein Sturm nahen und sich mit Böen gegen die Felsen werfen. Die unheimliche Stimmung und das Wissen um die seltsamen Gestalten mit ihren Lichtschwertern da draußen lassen mich lange nicht einschlafen.

22. JÄNNER 2017

Am Morgen liegt Nebel über der Landschaft. Die Möwen gleiten fast unsichtbar darunter hin und her und ihre heiseren Schreie scheinen direkt aus der Wolke zu kommen. Die beiden rotkopften Geier hocken missmutig am Klippenrand und warten auf Aufwind. Sie hassen es, flattern zu müssen. Wir hingegen genießen die angenehmen 20 Grad und die Windstille. Frühstück bei offener Campertüre mit Blick aufs Meer. Die Nebel stauen sich über der Küste, aber draußen auf dem Meer tanzt das Licht der Morgensonne. Fischerboote gleiten durch das geschmeidige Wasser, das wie Olivenöl schimmert. In der felsigen Bucht zu unseren Füßen brechen sich die Wellen an den Klippen und zerstieben in Myriaden Tröpfchen, die als feiner Nebel zu uns aufsteigen. Ich fühle mich wie in einem Luftkurort. Nach all

dem Staub, den wir auf unserer Reise eingeatmet haben, ist diese feuchte Luft Balsam für unsere Lungen.

Wir verbringen noch den halben Vormittag an der Steilküste, beobachten die beiden Geier, die endlich genügend Auftrieb finden und knapp über unsere Köpfe hinweg gleiten, bis wir uns losreißen und weiter fahren.

Die nächste Ortschaft, Pichidangui, besitzt einen fast mediterranen Charme. Der breite Sandstrand ist voller bunter Schirme, aber ohne Musik. Man hört nur das Lachen und Lärmen der Badenden. An der Uferpromenade reihen sich Verkaufsbuden mit den üblichen Strandsouvenirs, Sonnenhüte, weite Tücher und Kinderkram aneinander. Die Wege dazwischen sind gepflastert und sauber.

Ein alter Mann auf einem Klappstuhl zwischen Bücherstapeln spricht mich an. Ich entschuldige mich, sage, dass ich kein Spanisch könne, aber er antwortet in tadellosem Englisch. Er beherrsche noch weitere drei Sprachen, einschließlich Arabisch. Auf vier Universitäten habe er studiert, aber zum Doktor der Philosophie habe es dann doch nicht gereicht. Drei Töchter und ein Sohn seien dazwischen gekommen. Er musste Geld verdienen und schlug sich als Lehrer durch. Eine Million Pesos habe er als Gehalt bezogen, 50 Jahre lang. Nun aber würde er mit einer Minipension von 145.000 Pesos abgespeist und sei gezwungen am Straßenrand zu sitzen und Bücher zu verscherbeln. Einige davon habe er selbst geschrieben, sagt er nicht ohne Stolz. Ich kaufe ihm eines ab und bitte um eine persönliche Widmung. Wie seine Augen leuchten! Beim Abschied umfasst er meine Hand mit beiden Händen und ich spüre seine Herzlichkeit und die Freude darüber, endlich Zuhörer gefunden zu haben. Schade, dass ich seine Gedichte nicht zu übersetzen vermag.

Am Ende der Promenade finden wir ein gutes Restaurant, einen Yachtclub. Das klingt exklusiv, ist aber das einzige Lokal, das nicht nach ranzigem Frittierfett stinkt. Nach zähen Verhandlungen bekommen wir anstelle von Fisch und Fleisch wieder Bratkartoffeln, Omeletts, Karottensalat und ein bisschen Gemüse.

Auf den Holzbohlen der Mole hocken Geier und auf der Treppe darunter zanken sich Möwen um Fischabfälle vom Markt nebenan, dass die Gräten und Federn nur so herumwirbeln. Tierischer Luftkrieg. Es wird gehackt, gerupft, gekreischt und geschissen. Hitchcocks Horrorfilm kommt uns in den Sinn. Beim Rückweg zum Auto möchten wir einen Geier auf einer Laterne fotografieren. Doch just in dem Moment, wo wir ihn nah genug vor der Linse haben, steuert ein Chilene eine Drohne zum Geier hin und scheucht ihn weg. Moderner Luftkrieg.

IDYLL IM MÜLL

Kaum sind wir wieder auf der Autobahn, sehen wir einen wunderbaren weitläufigen Strand, auf dem ein Camper parkt. Einsam. Mitten im Sand.

Markus bremst. Sollen wir auch dorthin? Es wäre die letzte Gelegenheit am Meer zu übernachten, denn bald biegt der Highway ins Landesinnere ab. Wir können jedoch nicht erkennen, wie der Camper zum Strand gekommen ist. Er ist wahrscheinlich einfach übers Gelände gerumpelt.

Sollen wir am letzten Abend das Risiko eines Reifenschadens eingehen? Wir wissen ja, dass abseits des Asphalts überall Nägel und Schrotteile lauern.

Wir entscheiden uns zur Weiterfahrt und hoffen, auf der kommenden Strecke noch einen schönen Platz zum Duschen oder zum Baden zu finden.

Auf der Landkarte ist ein Stausee eingezeichnet, dorthin zweigen wir ab. Wir finden auch bald die Staumauer, aber bis zum Wasser müssen wir noch einen Kilometer weiter fahren. Der See ist bis auf einen braunen Teich fast ausgetrocknet. Kinder und Erwachsene plantschen im Brackwasser, am Ufer wird gegrillt. Ein typischer chilenischer Picknickplatz. Nur leider auch mit der üblichen Vermüllung. Die Einheimischen müssen den Dreck mit den Füßen zur Seite schieben, um die Campingmöbel aufstellen zu können. Das hindert sie aber nicht daran, leere Verpackungen einfach fallen und dort liegen zu lassen. Mir ist das unbegreiflich. Keine zehn Meter hinter dem letzten Grillplatz am Ufer beginnt das Toilettengelände. Klopapier, Scheißhaufen und Fliegenschwärme. Der Wind bläst das Papier und die leichten Nylonsachen hinunter ins Wasser, wo sie kleine Müllinseln formen. Gleich daneben baden die Kinder und tauchen um die Wette.

Es könnte hier so schön sein. Gerne hätten auch wir im Wasser Abkühlung gesucht. Die Lufttemperatur beträgt 32 Grad im Schatten. Aber es graust uns so sehr, dass wir lieber zur nächsten Autobahnraststätte fahren. Alles ist besser als das hier.

Wir haben gelesen, dass COPEC Tankstellen für Fernfahrer Duschen bereit halten. Nach 7.000 Kilometern zählen wir uns auch dazu. Die Tankstelle liegt allerdings auf der anderen Fahrbahnseite. Wir müssen drei Kilometer bis zur nächsten Abfahrt fahren und in der Gegenrichtung wieder auffahren. An sich kein Problem, wäre nicht ausgerechnet hier eine Mautstation, die das Entgelt für einen langen Streckenabschnitt kassiert. Wir bezahlen heute zweimal und morgen ein drittes Mal. Das hat sich im wahrsten Sinn des Wortes ausgezahlt. Für die Mautstation.

Das Tankstellengelände ist wesentlich sauberer als der Picknickplatz am Seeufer. Durch die Toilettenanlage mit Dusche ersparen wir uns das



Manchmal haben auch Pflanzen einen Vogel...





Letzter Abend am Meer,
letzter Blick auf Chile aus
dem Flugzeug

Es wird wohl nicht das letzte
Mal gewesen sein.....



Ausräumen und Reinigen unseres Camperbades. Essen und Trinken gibt es im Restaurant, das WLAN reicht bis zum Camper.

Weil wir von allen Hausarbeiten befreit sind, wird uns erstmals richtig bewusst, dass die Reise praktisch zu Ende ist. Ein Gefühl für Wochentage stellt sich ein. Heute ist Sonntag, am Dienstag fliegen wir nach Hause. In den letzten Wochen mussten wir immer nachschauen, welchen Tag wir haben. Auch Uhrzeiten waren nicht relevant. Jetzt holt uns das alles wieder ein. Irgendwie schade. Mit Bedauern spüre ich, wie eine andere Welt nach uns greift und uns in ihr Korsett aus Strukturen zwingt.

Ganz automatisch rufe ich im Internet den Wetterbericht für Vorarlberg auf und lese den Lawinenwarnbericht. In Gedanken bin ich schon daheim.

Doch plötzlich vibriert der Boden und Motoren dröhnen. Drei Sattelschlepper rollen an unseren Camper heran, der neben den Ungetümen plötzlich winzig wirkt. Die Fahrer steigen aus und werfen neugierige Blicke zu uns. Ich lade sie ein, den Camper zu besichtigen und sie zeigen sich entzückt ob der praktischen Details. Ihre Zugmaschinen verfügen zwar auch über Schlafkabine und Kochgelegenheit, aber viel spartanischer. Einer der Fahrer braut Matete für alle, wir lehnen dankbar ab.

Unsere Unterhaltung ist mühsam, weil mein Wortschatz beschränkt und ihr Spanisch vernuschelt ist. Aber wir erfahren, dass sie Butangas geladen haben und damit nach Mendoza in Argentinien unterwegs sind. Anders als wir fahren sie jedoch über den niedrigeren Pass Cristo Redentor mit 3.800 Metern Höhe am Fuß des Aconcagua vorbei.

Ein Truck mit einer Ladung Wassermelonen rollt zur Tankstelle und ich eile mit dem Fotoapparat hin. Der Anhänger hat vier Achsen und der Melonenberg reicht weit über die Seitenwände hinauf. Ich schätze, dass sich zehn Schichten Früchte übereinander türmen und wundere mich, dass unten nicht der Saft heraustropft. Ein starkes Netz hält den Haufen zusammen, aber einige Früchte sind dennoch herabgerutscht und hängen seitlich in der Verspannung. Ich würde gerne vom Fahrer wissen, wie viele Tonnen seine Fracht wiegt und stelle die Frage in meinem besten Spanisch. Der Mann aber dreht nur verlegen den Kopf zur Seite und bleibt stumm. Seltsam. Ich mache ein paar Fotos und kehre zu Markus und den Butangasfahrern zurück. Da ruft einer der Männer, ich solle mich umdrehen.

Zu meiner Überraschung steht da der Melonenfahrer mit einer riesigen Frucht, die er mir überreicht. Mir gleitet das Ding beinahe aus der Hand. Die Melone ist keine Kugel mehr sondern länglich zu einem Ellipsoid gewachsen. Ich schätze ihr Gewicht auf sieben Kilo oder mehr. Die Butangasfahrer applaudieren und zücken eine Machete.

Wir kramen unseren Campingtisch hervor und stellen die Stühle auf. Zu fünf werden wir der Melone den Garas machen. Aber die Chilenen lassen uns im

Stich und die Melone alleine auslöffeln. Als Grund geben sie an, sonst zu oft pinkeln zu müssen. Belustigt sehen sie uns beim Essen zu, bevor sie sich verabschieden. Sie müssen weiterfahren. Wir machen ein Abschiedsfoto, dann klettern sie hinter die Lenkräder, lassen die Motoren röhren, hupen und fahren winkend davon. Die großen Trucks rollen an uns vorbei und ich fühle mich wie in einer Filmszene von Convoi.

Dann sitzen wir wieder alleine vor der Melone, von deren einen Hälfte wir erst ein Drittel geschafft haben. Zum Glück kommt eine Familie mit drei Kindern zur Raststation, denen ich die unberührte Hälfte schenken kann. Unseren halb ausgelöffelten Rest entsorge ich in einem Container. Sie hätte weder in den Kühlschrank noch in unsere Bäuche gepasst.

Die Nacht ist erfüllt vom Lärm der an- und abfahrenden Trucks, vom Zischen der Bremsen und dem Piepsen der Rückwärtsgänge. Ich liege schweißgebadet auf der Matratze und versuche meinen Körper an eine kühlere Stelle zu schieben, ohne sofort wieder in die Delle zu rollen, die nicht nur ich, sondern schon zahlreiche andere Leiber vor mir in den Schaumstoff gedrückt haben. Die Fenster habe ich schließen müssen, nachdem mit der angenehmen Brise auch Stechmücken herein gekommen waren. Drei der Biester habe ich erschlagen, in einem war ein Tropfen frischen Blutes gewesen. Meines wahrscheinlich.

Jetzt habe ich mich einem feuchten Baumwolltuch zugedeckt, um meine Haut zu kühlen. Es verströmt einen ähnlich unangenehmen Geruch wie die Matratze. Alles müffelt. Ich freue mich auf saubere Laken und ein geräumiges Hotelzimmer.

23. JÄNNER 2017 - SANTIAGO DE CHILE

Nach dem Frühstück packen wir die übriggebliebenen Lebensmittel in eine Schachtel und fahren zu der Adresse, die uns Holiday Rent gemailt hat. Es handelt sich um eine Waschanlage, die auf Wohnmobile spezialisiert sei. Aber just die Autobahnabfahrt, die wir hätten nehmen sollen, ist wegen einer Baustelle gesperrt. Wir folgen der Umleitung kilometerweit und müssen prompt noch einmal Maut bezahlen. Mich wundert, dass uns der Kassier nicht wie alte Bekannte begrüßt.

Als wir endlich von der Autobahn herunter sind, lotse ich Markus über schmale Landstraßen zu der angegebenen Tankstelle. Allerdings gibt es hier keine Waschanlage. Ein Mann an der Zapfsäule will aber gehört haben, dass sich hinter der Kirche so eine Art Putzstation befände. Wir lassen uns den Weg erklären.

Zuerst aber versuche einen Superkleber zu kaufen. Markus würde gerne das Brett, das meine Matratze halten sollte, wieder am Rahmen befestigen. Da aber die Schraube ausgerissen ist, bleibt nur Leim oder Superkleber. Es muss ja nur bis zur Übergabe halten. Das Brett war seit Reisebeginn lose; uns trifft kein Verschulden.

Einem Verkäufer sage ich das aus dem Internet recherchierte spanische Wort für Superkleber vor: „Adhesivo“.

Er nickt und führt mich zu einem Regal mit Hundefutterdosen. Meine Aussprache muss grauenhaft sein.

Ich versuche mit Gesten das „Adhesivo“ zu erklären. Wir landen damit in der Mundhygieneabteilung. Mithilfe der Zahnpastatuben und weiterer Pantomime gelingt es mir endlich, mich verständlich zu machen.

„Ah Adhesivo“, sagt der Verkäufer und zeigt mir das Regal mit Klebstoffen aller Art. Sagte ich doch. „Adhesivo!“ Es klang kein bisschen anders als bei ihm.

Markus biegt hinter der Kirche ab und am Ende der Straße gibt es tatsächlich einen kleinen Parkplatz. Kübel, Bürsten, Schlauch und Leitern stehen bereit. Ein Mann und zwei Frauen scheinen auf uns gewartet zu haben. Sie übernehmen die Außenhaut des Wohnmobils, wir schrubben innen, nachdem wir das ganze Gepäck in einer Ecke des Parkplatzes gestapelt haben.

Markus pickt das Brett an den Bettrahmen und warnt mich davor, es noch einmal zu berühren. Es würde keiner Belastung stand halten können.

Nun ist der Camper inwendig sauberer, als wir ihn übernommen haben. Lebensmittel und Sachen, die wir nicht mehr brauchen, schenken wir den Putzern. Die erstaunte Frau drückt mir dafür ein Küsschen auf die Wange.

Danach suchen wir Holiday Rent. Es stellt sich heraus, dass man uns eine falsche Adresse angegeben hat. Nach mehreren Anrufen klappt es endlich und man öffnet uns das Tor zur Einfahrt. Kein Schild deutete außen darauf hin, dass sich hinter den hohen Mauern die Rückgabestation für Camper befinden könnte.

Die Stimmung ist etwas angespannt. Schließlich steht uns noch eine Verhandlung über die Vergütung der Reifen bevor. Meine erbosten Emails nach den zahlreichen Pannen hatten für Wirbel gesorgt. Nun will sich der Chef persönlich darum kümmern. Aber der kommt nicht vom Telefon weg. Eines seiner Fahrzeuge ist in einen Unfall verwickelt worden und die Reisenden sind auf Hilfe angewiesen. Irgendwo im Süden Chiles. Das Camperdach schwer beschädigt, aber zum Glück keine Verletzte.

Mir fällt die Tankstelle mit dem niedrigen Flugdach ein. Das wäre uns beinahe auch passiert.

Endlich findet eine Angestellte Zeit, den Camper zu checken. Sie ist überrascht, wie sauber alles ist. Da sie den Wackelkontakt des Gasherdes und das angeklebte Brett übersieht, überlassen wir im Gegenzug die von uns gekaufte Schlafdecke dem Unternehmen. Dann kommt der Chef. Er kann kein Wort Englisch und die Angestellte muss dolmetschen. Wir zeigen ihm die kaputten Reifen, die wir inzwischen abgeladen haben und die Schraube, die im zweiten Reserverad gesteckt ist. Wir erzählen auch vom undichten Reservekanister, der den Camper mit Diesel überschüttet hatte, von den nicht passenden Radnaben, die dafür sorgten, dass wir die dreckigen Reifen nach einem Platten im Camperinneren transportieren mussten, bis wir in einer Werkstatt die Felgen wechseln konnten.

Die Angestellte übersetzt die Antwort, dass das Thema Reifen immer schwierig zu beurteilen sei, dass vieles von der Fahrweise und Reiseroute abhängig sei und daher die Klienten immer selber für die Fahrtüchtigkeit sorgen müssten. Das stehe so im Vertrag, den wir unterzeichnet hätten. Es klingt, als wolle man uns abwiegeln.

„Aber einen Aufschlag für ein zweites Reserverad zu verrechnen, in dem schon eine Schraube steckt und für einen Kanister, der von Beginn an leckt, ist trotzdem eine Sauerei“, beharre ich. „Wie soll das unsere Schuld sein?“

Der Chef wird nachdenklich. Er nickt. Greift nach dem Beleg für die neuen Reifen.

Fünzig Prozent davon übernehme er, sagt er schließlich in kaum verständlichem Englisch. „Ausnahmsweise“, sagt die Angestellte. Ich höre die Worte *muy simpatico* und die Angestellte lächelt verlegen. Als der Chef sich per Handschlag bei uns verabschiedet und die Auszahlung des Betrags an die Angestellte delegiert, klärt sie uns auf. Normalerweise würde nie eine Kostenrückerstattung erfolgen, aber der Chef habe uns als ehrlich und äußerst sympathisch empfunden.

Wir bekommen das Geld in Eurobanknoten bar auf die Hand. Dann steigen wir in ein Taxi, das uns zum Hotel bringen soll. Nur leider findet es der Fahrer nicht. Wir irren in wahnwitzigem Tempo durch die Einbahnen der chilenischen Hauptstadt, ohne Aircondition, dafür mit offenen Fenstern und einem immer lauter fluchenden Lenker. Als wir endlich vor dem gesuchten Hotel halten, bin ich skeptisch. Der Name stimmt zwar, aber die Adresse nicht. Ich eile zur Rezeption, während Markus beim Auto und Gepäck bleibt. Tatsächlich. Mein Gefühl hat mich nicht getäuscht. Wir sind hier falsch. Die Reservierung wurde in einer Art Zweigstelle dieses Hotels gemacht. Nicht weit von hier.

„Können Sie bitte unserem Fahrer erklären, wie er dorthin kommt?“, flehe ich den Herren von der Rezeption an.

Obwohl dieser meinem Wunsch nachkommt, geht die Odyssee durch Santiago in dem überhitzten Taxi von neuem los. Schlussendlich ist es Markus, der die richtige Adresse ausmacht und den Taxler hin lotst.

Ein hohes Gebäude mit blau verspiegelten Fenstern. Wir fahren in den 9. Stock hinauf und beziehen ein Eckzimmer mit Glasfassade und Aussicht auf weitere Wolkenkratzer. Am liebsten würde ich mich sofort unter die Dusche stellen, aber der Hunger treibt uns zuerst in die Cocktailbar. Es ist schon 17:00 Uhr und wir haben seit dem Frühstück nichts mehr gegessen. Das Sandwich, das man uns zu einem unverschämten Preis serviert, ist so grauslich, dass mir die selbstgerührte Kartoffelpüreepampe der letzten Wochen lieber gewesen wäre. Weshalb auch der Ananassaft derart ungenießbar schmeckt, wird mir erst klar, als ich sehe, wie der Mann an der Cocktailbar eine Sirupflasche ins Regal zurückstellt.

Vom Haarewaschen ist in der Dusche ein See entstanden, der sich nur mittels Handtuchbarriere daran hindern lässt, sich ins Schlafzimmer auszubreiten. Dort haben wir das gesamte Gepäck auf den Boden gekippt und grob vorsortiert. Wir müssen es morgen zum Fliegen gleichmäßig auf unsere beiden großen Rucksäcke aufteilen, um die Gewichtsbeschränkungen einzuhalten.

„Kann man hier irgendwie lüften?“, fragt Markus und inspiziert die Fenster. „Es riecht so verdächtig nach Camper.“

Im 9. Geschoß lässt sich natürlich kein Fenster öffnen, sondern nur die Klimaanlage einschalten. Eisiges Gebläse auf nasse Haare ist keine gute Idee. Dann lieber stinken.

Markus duscht und vergrößert den See. Nun treiben weiße Inselchen aus Rasierschaum darauf. „Es ging leider nicht anders“, entschuldigt sich Markus, „die Kabinenwand ist undicht.“

„Ich weiß“, sage ich.

Wir sind nicht die ersten Gäste, die das Zimmer unter Wasser setzen. Beim Gepäckausbreiten sind mir die von der Feuchtigkeit gewellten und aufgeworfenen Bretter des Laminatbodens aufgefallen.

Das Bad ist ohnehin eine Fehlkonstruktion. Wenn man am Klo sitzt, erreicht man beispielsweise die weit entfernt montierte Papierrolle nicht. Dafür könnte man sich die Zähne putzen und ohne aufzustehen den Mund am Waschbecken ausspülen.

Egal. Wir sind hier bloß für eine Nacht einquartiert und der Blick auf die Metropole zu unseren Füßen entschädigt für vieles.

Unser geplanter Stadtspaziergang endet bereits nach drei Quergassen. Einem vegetarischen Restaurant mit Gastgarten können wir nicht widerstehen. Und danach sind wir zu vollgestopft um uns bewegen zu wollen. Wir kehren ins Hotel zurück und strecken uns auf den kühlen, weißen Laken aus. Der See im Bad ist zu einem glitschigen Seifenfilm eingetrocknet. Wir betreten es nur noch mit Schuhen.

24. JÄNNER 2017

In der Nacht wache ich mehrmals auf, einfach nur um mich bewusst auszustrecken, das saubere Bettzeug zu befühlen und selig wieder einzuschlafen.

Zum Frühstück müssen wir ins Tiefgeschoß, einem fensterlosen Keller mit steriler Plastikatmosphäre. Es gibt zwar eine große Auswahl an Speisen und Getränken, aber der Haferbrei der vergangenen Wochen mit Nüssen und Bananen wäre mir jetzt lieber gewesen, als das schwammige Brot und der picksüße Kuchen.

Fürs fluggerechte Packen brauchen wir eine Waage. Markus kann zwar eine im Hotel auftreiben, aber der Hotelangestellte gibt sie nicht aus der Hand. Das dürfe er nicht, sagt er und bleibt an der Zimmertüre stehen. *Er* müsse das Gepäck wiegen. Alles Reden hilft nichts. Als wir den Rucksack zur Türschwelle schleifen und der Mann die Waage hochzuhalten versucht, scheitert er kläglich. Mit über zwanzig Kilogramm hat er nicht gerechnet. „Sehr schwer“, murmelt er.

Die Waage gibt er trotzdem nicht an Markus ab. Die beiden Männer heben die Last nun zu zweit in die Höhe, während ich versuche das Gewicht an der Waage abzulesen. Der Chilene zittert vor Anstrengung so heftig, dass die Zahlen vor meinen Augen verschwimmen. Der Zeiger pendelt zwischen 24 und 26 auf und ab. Der Chilene wischt sich den Schweiß von der Stirn. „OK?“, fragt er und will sich aus dem Staub machen.

Nichts ist OK.

Wir müssen beide Rucksäcke auf 23 Kilogramm trimmen, aber dazu bräuchten wir die Waage noch öfters. Weil der Hotelangestellte aber weder so lange warten kann, noch uns das Gerät hier lassen darf, sagen wir OK und schicken ihn weg.

Wenn wir früh genug am Flughafen sind, können wir immer noch umpacken und schwere Sachen ins Handgepäck nehmen, sollte es beim Check-In Probleme geben.

Da wir um 10:00 Uhr aus dem Zimmer raus müssen, lassen wir das Gepäck in der Lobby und spazieren noch ein wenig durch Santiago de Chile. Leider sind wir einem Viertel, wo es nichts Interessantes zu sehen gibt. Wir kehren in ein Cafe ein und rufen über WLAN den heimatlichen Wetterbericht ab. Es hat geschneit. Übermorgen könnten wir eine Schitour gehen.

Absurd.

Aber warum eigentlich nicht?

SCHLUSSBILANZ – QUASI EIN FAZIT IN ZAHLEN:

Gefahrene Strecke mit Camper: 7.114 km

Gesamtausgaben komplett: 15.000 €, davon

- 45 Tage Campermiete (ohne Reifenkauf): 7.110 €
- Grenzübertritte – Gebühren: 347 €
- Einwegmiete: 110 €
- Diesel: 745 Liter gesamt (in Chile: ~ 0,9 € je Liter, in Argentinien ~ 1,3 €)
- Flüge 2 Personen München - Paris – Santiago de Chile mit Airfrance: 2.800 €

Persönliches:

Verlust von je 3 Kilogramm Körperfett

Eine Zeitlang Aversion gegen Püree und Spiegeleier

Kaum abzugewöhnender besorgter Blick auf die Reifen unseres Autos und Duschen im Sitzen

Was geblieben ist:

3.747 Fotos

574.225 Buchstaben in diesem Reisebericht

Und die Sehnsucht nach dieser weitgehend unberührten, grandiosen Landschaft!

